This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

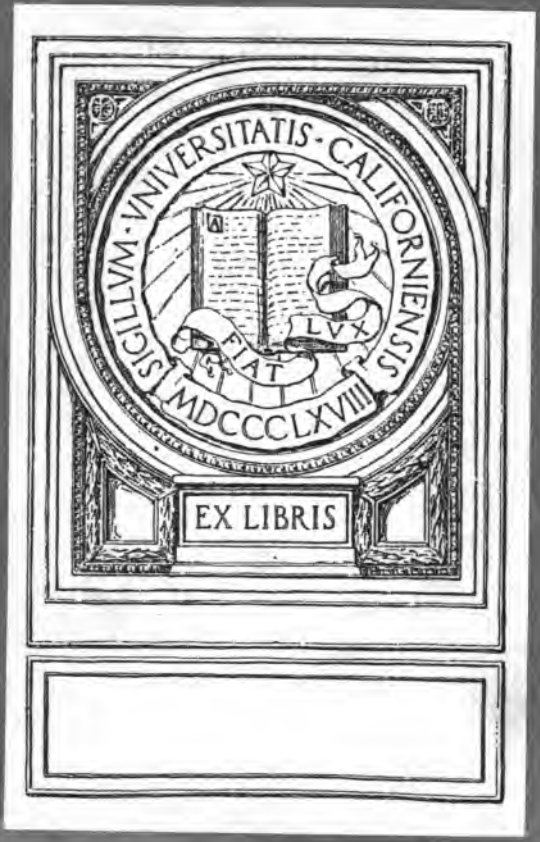
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 284 569


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Geschichte des Weins und der Trinkgelage.

Ein Beitrag
zur
allgemeinen Kultur- und Sittengeschichte,
nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt
für
das deutsche Volk
von
Dr. Rudolf Schultze.

Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.

Berlin.
Nicolaische Verlagsbuchhandlung.
(A. Effert und L. Lindtner)
1867.

GT2880
.S4

7938

Vorwort und Einleitung.

Das Wasser der Bäche und Brunnen war das erste Getränk, wie jeder Thiergattung, so auch des Genus „homo“. Wenn es letzterem nur daran läge, seinen Durst zu löschen, so würde ihm die verbreitetste, einfachste und natürlichste aller Flüssigkeiten für ewige Zeiten völlig genügt haben. Allein der Mensch ist das einzige Thier, welches nicht nur aus Durst, sondern aus gar vielen andern Motiven, oft ohne den geringsten Durst, trinkt. Niemals hat er die weise Mäßigkeitslehre des Propheten Confucius befolgt, der da meinte, daß grober Reis als Speise und Wasser als Trank und der gekrümmte Arm als Polster ausreichten zum irdischen Glück. Dagegen preisen wir es als ein Glück, daß der Mensch durch die zunehmende Thätigkeit und Ausbildung seines Geistes mit der Zeit aus den von Gott geschaffenen Naturgegenständen sich selbst auf künstliche Weise andre Getränke zu bereiten vermochte, welche, wie er mit Freuden entdeckte, ihn nicht nur psychisch mehr erquickten, sondern auch physisch mehr stärkten, als das pure Wasser.

Es ist in der Natur des Menschen begründet, daß er nach einem Reizungsmittel verlangt; zumal bei vegetabilischer Nahrung und anstrengender Körperarbeit vermag er nicht den Wiedererſatz der verbrauchten Stoffe durch Wasser zu bewerkstelligen. Wir finden daher, daß fast alle Völker der Erde sich aus irgend einem thierischen oder pflanzlichen Produkt ein alkoholhaltiges, berauschendes Getränk bereiten, mag dies nun Brantwein, Gin, Cognac oder Aguardente, Traubenwein, Palmwein, Reiswein oder Lotuswein, Towak, Kumis, Araka oder Pulque, Meth, Ale, Porter oder Lagerbier ꝛc. heißen. Besonders sind die Völkerschaften Asiens, denen der Koran den Weingenuß verbietet, im höchsten Grade erfinderisch in stark berauschenden Flüssigkeiten; eigentümlicher Weise ist nämlich ihr alleiniger und beständiger Zweck beim Trinken die Berauschung selbst, während die civilisirten Europäer um des geselligen Beisammenseins willen trinken und zechen, den Rausch aber, wenigstens den höhern Grad desselben, mehr nur als unvermeidliche Folge des Vieltrinkens sich gefallen lassen und gewissermaßen als ein nothwendiges Uebel betrachten. Wenn die Asiaten heimlich Wein trinken, so trinken sie nur die feurigsten Sorten, welche rasch berauschen; solchen aber, die dies nicht thun, ziehen sie bei Weitem ihre andern künstlichen Getränke vor. Ueberhaupt haben sie durch die lange Gewöhnung an letztere, sowie an Opium, Kaffe, Thee und liqueurartige parfümirte Weine allmählich den Geschmack an reinem Wein verloren, welchen die Indianer in Amerika andrerseits noch nicht gewinnen können. Dieselben ziehen selbst in den Distrikten, wo

Wein gebaut wird, leider noch immer das Feuerwasser diesem Getränk vor, jenes Gift, durch welches die weißen Milchgesichter zu ihrer eignen untilgbaren Schande jene mit kraftvollem Körper und herrlichen Geistesanlagen ausgestatteten Naturvölker systematisch ruinirten. Die Ureinwohner Afrikas, die Negerstämme, lernten gar keinen Wein kennen, sondern blieben zu allen Zeiten bei dem gleichaltrigen Bruder desselben, dem Palmwein. Wie sie überhaupt keine Civilisation annahmen, so traten sie auch nicht in irgend eine nachweisbare Verbindung mit der Weinkultur, da diese ja in ihrer Ausbreitung von Ost nach West denselben Strich bezeichnet, wie die allgemeine Kultur des Menschengeschlechts.

Unter den berauschenden Getränken ist es allein der aus dem Saft der Rebenfrucht durch Gährung entstehende Wein, dessen Geschichte uns hier beschäftigen soll. Die Pflege der Rebe und die Bereitung des Weins beginnen weit vor aller historischen Zeit, wie überhaupt der Anbau der Kulturgewächse nicht weniger als die Zähmung der Hausthiere jenseits der Grenzen der Geschichte aller Völker, selbst der Chinesen und Japaner, liegt. Wo nur immer im Altertum ein Volk auftaucht und wann auch seine Geschichte beginnen mag, fast immer beobachten wir, daß es eben zu dieser Zeit das älteste und verbreitetste aller künstlichen Getränke bereits kennt. Die Weinkultur schreitet jeder andern Pflanzenkultur voraus, und der Mensch, welcher seine Werkzeuge noch aus gehauenen Kieselsteinen bildete, konnte schon die edle Rebe anbauen. Wie wir im Verlauf der folgenden Blätter sehen werden, preist die Geschichte die ersten Pfleger der Rebe unter

den Wohlthätern der Menschheit und den Verbreitern der Bildung; im Mittelalter war sogar Urban, der Schutzpatron des Weinbaus, ein Heiliger, obwohl ihn der Wein zu den höchsten Gräueln hinriß; im protestantischen Württemberg steht er heute allein noch unter allen Heiligen in Ansehn; sein Fest wird an dem ihm geweihten 25. Mai gefeiert, besonders in Stuttgart, wo sein aus einer Rebe geschnitztes und reich geschmücktes Bildniß als Pokal präsidirt. Vom vielen Trinken zog man sich St. Urbans Plag zu, welches der volkstümliche Ausdruck für Podagra war. Den Alten galt der Wein für ein Geschenk der Unsterblichen; wie Ceres das Getreide spendete, so Bacchus den Wein, Isis und Osiris schützten den Weinbau der Aegypter; nach der asiatischen Mythe priesen die Chaldäer als wohlthätigen Weingott den Xeisuthros und die Inder ihren Prithu oder Man-Sotti-Wrata. Andrerseits finden wir, daß, wo nur immer ein hervorragender Mann sich um die Erweckung menschlicher Kultur verdient machte, er es instinktmäßig auch für die des Weins that; sei es ein Herakles Ipoktonos bei den Erythräern, oder ein Mose bei den Hebräern, welcher sich durch die Beförderung des Weinbaus und den gesetzlichen Schutz, den er ihm angedeihen ließ, ein bleibendes Verdienst um die Menschheit erwarb; oder ein Alexander, der mit seiner griechischen Bildung den Weinstock in das heiße Babylonien brachte; oder endlich ein Karl IV., der ihn mit seiner italischen Aufklärung in das kalte Böhmen verpflanzte.

So ist der Weinstock mit Recht fast bei allen Völkern ein Symbol der Veredlung, der Civilisation gewor-

den. Unmöglich können Nomadenleben und Kannibalismus neben der Weinkultur herrschend bleiben; sie pflanzt vielmehr die Liebe zum häuslichen Heerd in das Herz des Menschen und erzieht allmählich aus viehischen, vagabondirenden Horden ein menschliches, gesittetes Volk. Wenn aber der Weinstock in moralischer Beziehung für die Lebensweise einzelner Individuen, wie für die Entwicklung ganzer Staaten, von höchster Bedeutung ist, so ist er in volkswirthschaftlicher Beziehung, indem er Millionen von Menschen zur Nahrung, zum Luxus und zum Handel dient und den Wohlstand unzähliger Länder begründet, die weitaus wichtigste aller Kulturpflanzen, so wenig wir auch als solche das Zuckerrohr, den Kaffebaum oder den Theestrauch unterschätzen möchten.

Schon vor Jahrtausenden war es, wie heute, das Produkt jener Pflanze, welches den mühebeladnen Erdensohn zu den höchsten Anstrengungen des Körpers und Geistes befähigte und auch von Kummer und Sorgen befreite, ja zuweilen ihn in einen tiefen Schlaf einlullte. Wenn freilich die herrliche Gabe mißbraucht ward, folgte der Schuld unvermeidlich die allgewaltige Nemesis, welche dem biedern Deutschen unter dem vulgären Namen Katzenjammer genugsam bekannt ist; und wir dürfen mit Gewißheit annehmen, daß die Trunkenheit grade so alt ist, wie der Wein. Erzvater Noah, dem die Erfindung des Weintrinkens zugeschrieben wird, hat sofort auch selbst den ersten Skandal dabei gegeben, und der Trunkenheit des bejahrten Lot verdankten die Moabiter und Ammoniter ihr Dasein. Die weisen Griechen haben die Erfindung des Weins lieber keinem Erzvater, sondern

einer in ewiger Jugend und Schönheit blühenden Gottheit zugeschrieben, welche in allbeglückendem Triumph die Erde durchzog, um die mühselig ackernden Menschen den Weinbau zu lehren und sie durch den begeisternden Trank zu Göttergenossen zu machen. Doch wie allen Göttern die Schwächen der Menschen anhafteten, so war natürlich der jungfräuliche Jüngling ein leidenschaftlicher Liebhaber seines Weins und ward nicht weniger tobend und trunken befunden, als ein schwacher Sterblicher. In Athen brachte man ihm Opfer dar und veranstaltete zu seinen Ehren das ungeheure Fest der Bacchanalien, dessen hervorragende Bestandtheile Musik, Tanz, Schwelgerei, Schauspiele und Wettstreite waren, und wobei Trunkenheit und Ausgelassenheit gewissermaßen für eine Pflicht galten, die Jedermann ohne Unterschied dem Gotte schuldete. Fragen wir nun, warum Bachus ein ewig blühender, blondgelockter Jüngling war, so ist der Grund dafür kein andrer, als weil er in ausgelassenem und trunkenem Wahnsinn sein ganzes Leben bei Mahlzeiten, Bällen, Maskeraden und an Spieltischen zubrachte und nicht den geringsten Verkehr mit der Frau Weisheit duldete. „Der Wein ist kein Narr, aber er macht Narren." Der Jüngling war auch weit entfernt, Ansprüche auf den Namen eines Weisen zu machen, sondern ließ sich am liebsten mit Possen und ausgelassenen Scherzen verehren. Daher stammt der Glaube an seine ewige Jugend und ist charakteristisch für die Lebensanschauung der Griechen. Daß der Wein diesem Volk überhaupt ein unschätzbares Gut war, geht aus allen Werken seiner Dichter und Schriftsteller hervor.

Von den Griechen verpflanzte sich die Verehrung des Bacchus zu den Römern. Als man die Bacchanalien in Rom aus politischen Gründen verboten hatte, veranstaltete man als Ersatz dem Saturnus zu Ehren die Saturnalienfeier, welche von einem einzigen Tage allmählich bis auf sieben ausgedehnt ward und vom 17., bis 23. Dezember, grade in den kürzesten Tagen, stattfand, wo die geschäftslose Klasse des Pöbels, wie dies andrerseits auch grade in den heißesten Tagen der Fall ist, die meiste Unterhaltung fordert. Als dann später das heidnische Rom seine alten Gebräuche der neuen christlichen Staatsreligion anzupassen begann und das Geburtsfest des Erlösers in die Zeit des kürzesten Tags verlegte, da wurden die Saturnalien nicht aufgehoben, sondern nur auf den folgenden Monat, auf die Tage, die dem großen Fasten vorangehen, aufgeschoben. So sind aus den Bacchanalien oder Liberalien nicht nur die Saturnalien spätrer Zeiten, sondern auch die Narrenfeste des Mittelalters und die Karnevals und Faschingslustbarkeiten unsrer heutigen Tage hervorgegangen. So hat sich in Rom seit Jahrtausenden wohl der Name des Schauspiels und der Schauspieler, niemals aber der Inhalt des Stücks geändert, welches immerfort auf derselben Bühne, nur mit wechselnden Koulissen, spielt. Dieselbe Ausgelassenheit und Ueppigkeit der Freude, wie zur Zeit der Bacchanalien, entbindet sich noch jetzt jährlich einmal des Zwanges der strengen Gesetze und der Aufsicht des noch strengern Polizeimeisters und bricht auf Straßen und Plätzen öffentlich hervor, sich den muthwilligsten Launen überlassend.

Der letzte Grund, weshalb nicht nur die leichtfertigen Griechen, in deren Charakter bekanntlich Sinnlichkeit ein Grundzug war, sondern auch die ernstern Römer sich so gern vom Rebensaft erregen und berauschen ließen, wurzelte hauptsächlich in den religiösen Begriffen jener Völker. Durch die Scheu vor dem trostlosen Jenseits, vor dem Dämmerleben unter den gespenstigen Schatten des Hades wurden sie veranlaßt, ihr einziges Glück im Genuß des diesseitigen Seins zu suchen und die düstern Gedanken an Alter und Tod im Becher zu ertränken. Daher predigten sie unablässig die Moral, den Augenblick zu genießen, unbekümmert, was danach entstehe, nach dem Vergnügen der fliehenden Stunde zu haschen und alles Andre den gewaltigen Göttern oder dem noch gewaltigern dunkeln Fatum anheimzugeben. Die Alten erachteten sogar einen immerwährenden Rausch und ein nie endendes Gelage in der Unterwelt für das schönste Dasein nach dem Tode, welches diejenigen erwartete, die auf Erden gerecht und tugendhaft gelebt hätten. Auch die Anschauung der alten Deutschen stimmt hiemit ganz überein; sie glaubten Walhalla voll von Trinkgelagen, und nichts Schöneres gab es hier für den gefallnen Helden, als Tag und Nacht mit den Göttern zusammen zu zechen und immerfort die vollen Becher aus den Händen der Walkyrien zu empfangen.

Montesquieu hat den Satz aufgestellt, daß der Hang zur Trunkenheit immer mit der Kälte und Feuchtigkeit des Klimas im Verhältniß stehe und vom Aequator nach den beiden Polen hin zunehme. (Esprit des lois liv. 14. ch. 10.) Für den Bewohner nördlicher Klimate ist der

Genuß erwärmender und anregender Getränke zunächst ein durch das kalte und rauhe Wetter gebotnes Bedürfniß; dem Bedürfniß eines Genusses aber, worin dieser auch bestehen möge, folgt sehr bald die Befriedigung desselben, wenn sie dem Menschen irgend möglich ist, und aus dieser wiederum geht ebenso rasch die Unmäßigkeit hervor, zumal bei einem Menschen von allgemeiner Rohheit. Was aber in dieser Beziehung für einzelne Individuen gilt, gilt auch für ganze Völker, und der Satz des Montesquieu findet durch manche Beobachtungen in alter wie neuer Zeit seine Bestätigung. Die feinen Griechen waren bei ihrer großen Liebe zur Gabe des Bacchus nüchterner und mäßiger, als die nördlicher wohnenden Barbaren. Die Thrazier und Mazedonier waren notorische Saufbolde, und die Byzantiner, Illyrier, Parther und Scythen suchten, wie Plinius berichtet, eine große Ehre in der Tapferkeit des Trinkens. Die Byzantiner vertheidigten ihre Stadtmauern nicht eher gegen den Feind, als bis die Weinschenken hinauf verlegt waren. Von den Parthern hat Jemand einmal mit Recht bemerkt, es dürstete sie um so mehr, je mehr sie tränken; und der Ausdruck „scythisch trinken" bedeutete bei den Alten nichts Andres, als „saufen".

Heute beobachten wir, daß fast alle südlichen Nationen Europas sich im Allgemeinen durch ihre Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke auszeichnen, während alle nordischen Völker viel und gern trinken und sehr leicht dem Laster der Trunksucht verfallen. Mögen wir uns hier das alte, berühmte: „Erkenne dich selbst!" zurufen. Unsre ganze vaterländische Geschichte wird von der Wein-

liebe durchdrungen; wir gliedern sie sogar nach den Perioden der Zechkunst. Bücher sind über die deutsche Nationalneigung zum Trunk geschrieben, und alte Sprichwörter nennen unsre Trinklust als das deutsche Nationallaster in derselben Weise, wie etwa die Dieberei als das spanische, den Betrug als das italische, die Eitelkeit als das französische ꝛc. In keinem Lande wird auch so sehr als in Deutschland für die Ungemischtheit des Weins, für die Reinheit der Zechkunst, für die Aufrechterhaltung der Trinkkönigreiche und alten Zechsitten Sorge getragen. Schon seit Cäsar und Tacitus stehen wir im Ruf der Virtuosität als Zecher. Unmäßigkeit im Trinken ist ein altnationales Laster der Teutonen, entstanden in den rauhen Wäldern und feuchten Sümpfen des Vaterlands, und noch in unsern Tagen gehört zu den Tugenden der ganzen germanischen Race die Mäßigkeit nicht. So ist der uns stammverwandte John Bull in seinem nebligen Old-England ein tapfrer Zecher; es ist ihm sogar eigentümlich, den wahren Werth und die Qualität jedes Weins fast ausschließlich nach dessen geistiger Stärke zu schätzen, wie ihm denn überhaupt schwache Getränke aller Art ein Gräuel sind. Je alkoholreicher, je kratzender der Wein ist, um so mehr mundet er dem echten Englishman, dem die feinste Sorte kaum über Brandy geht. Wahrhaft erschreckend ist die Trunksucht des schönen Geschlechts in England. Ein trunknes Weib, welches „in den volkbelebten Gassen wälzt den ungeheuren Brand", oder sich mit einer andern schönen, gleichgesinnten Seele öffentlich prügelt, ist ein zu den täglichen Vorkommnissen des Londoner Lebens gehöriges Schauspiel, und das Laster steigt

nicht nur in die Tiefen der hells und public houses hinab, sondern auch zu den Höhen der Salons hinauf. Eine vornehme Lady, die betrunken ist, ihre eignen Fenster einschlägt und den Polizeisergeanten mit Fäusten attakirt, ist nichts Neues unter der Sonne.

Im Ganzen ist die Rohheit des Saufens nur eine Folge allgemeiner Rohheit und verschwindet von selbst, wenn höhere Bedürfnisse und Befriedigungsmittel eingeführt werden. In den einzelnen Individuen aber sucht die Gesellschaft jenes Laster durch Bildung von Mäßigkeitsorden und -vereinen zu beschränken, wie sie denn auch nicht nachlassen darf, das soziale Wohl und die Sittlichkeit des Proletariers, für den „beim Banket des Lebens kein Platz ist", zu heben, so daß derselbe nicht nöthig hat, im Brantweinrausch eine momentane Vergessenheit seines Elends zu suchen.

Daß übrigens die Trunkenheit nirgends auf der bewohnten Erde fehle, ist schon dem alten Plinius aufgefallen, welcher in seiner Naturgeschichte bemerkt, daß da, wo kein Wein wachse, eine wunderbare Anlage zum Laster dem Menschen die Idee eingeflößt habe, sich mit flüssiggemachtem Korn zu berauschen, welches man sogar unvermischt trinke. (Noch jetzt nennen wir wohl das Bier flüssiges Brod, wenn auch zwei Maß davon nur soviel Eiweiß enthalten, wie etwa eine Dreiersemmel.) In der That ist der menschliche Erfindungsgeist in den Gegenden, wo das Klima dem Weinbau ungünstig war, sehr früh auf die Gerste als Ersatz der Rebe verfallen. Schon die Inder bereiteten sich Gerstenwein, ebenso die Hispanier und Gallier, auch die Aegypter verstanden das

Bierbrauen, von ihnen lernten die Israeliten die Kunst und brachten sie nach Kanaan. Der ganze Norden Europas bereitete sich Bier, und die Leidenschaft der alten Teutonen für dasselbe ist bekannt. Namentlich sind es die weinlosen Gegenden der gemäßigten Zone, die viel Bier produziren und für welche dies Getränk von solcher Bedeutung ist, daß das geringste Aufschlagen seines Preises stellenweise die Bürgerruhe bedroht. Daß freilich bei der größten Ausbreitung des Biergenusses, mag sie immerhin auch in die Weingegenden hinein geschehen, Gambrinus den Bacchus verdrängen könnte, ist nimmer zu befürchten.

So lange aber der Wein besungen worden ist, so lange hat auch die Trunkenheit ihren theils ernsten theils humoristischen Tadel empfangen. Schon der weise Theognis, welcher nicht viel Wein vertragen konnte, eifert in Distichen gegen das lästige immerwährende Zutrinken beim Komment; er hätte ein Sokrates sein müssen, um in dieser Beziehung alles leisten zu können, was nur immer von ihm verlangt ward. Der griechische Komiker Eubulos schildert die sich steigernde Wirkung von zehn verschiednen Mischkesseln: der erste bewirke Gesundheit, der zweite Lust und Liebe, der dritte Schlaf, der vierte Ausgelassenheit, der fünfte Geschrei, der sechste Neckerei, der siebente Schlägerei, der achte Zeugenaufrufe, der neunte Zorn, der zehnte endlich Raserei. Nur die drei ersten Krüge wären für verständige Leute, die dann nach Hause gingen. Aehnliche Stufenfolgen in den Wirkungen des Weins sind von Andern aufgestellt worden, z. B. daß der erste Trunk den Durst lösche, der zweite wirkliches

Vergnügen gewähre, der dritte zur Ausgelassenheit, der vierte zur Trunkenheit, der fünfte zum Zorn, der sechste zum Siechthum führe ꝛc. Was Andres kann auch jenes Gleichniß bedeuten, worin der Satan am ersten Weinstock ein Lamm, einen Löwen und ein Schwein schlachtete und die Pflanze mit dem Blut dieser Thiere düngte, als daß den Trinker das erste Glas zum Lamm, das zweite zum Löwen, das dritte zum Schwein mache?

Wenn jedoch der Wein einerseits die Leidenschaften des Menschen wachruft und ihn selbst bis zum Thier zu erniedrigen vermag, so erhebt er ihn auch andrerseits, befähigt ihn zur Erfassung höherer Lebenstendenzen, macht ihn freigebig, liberal, human. Der dargereichte Becher war ehedem ein Symbol der Gastfreundschaft; und selbst der Geizige ist im Stande, von seinen Gütern den Tabak und den Wein mitzutheilen, weil beide die Geselligkeit fördern, die selbst ihm unentbehrlich ist. Der Wein macht ferner vertraulich und ist noch jetzt ein Symbol der Verbrüderung und Eintracht. Beim Wein darfst du denken, lieber Leser, was du willst, und sagen, was du denkst; der Platz eines Gelags ist der freieste und aufgeklärteste der Welt; daher haben Despoten und Hierarchen, welche die Völker in Schlaf und Dummheit erhalten wollten, den Wein verboten. Es blüht dagegen die Zechkunst zu den Zeiten des nationalen Gemeinwesens und Gemeingefühls, wo Freiheit und Aufklärung Allgemeingüter des Volks sind, wo des preußischen Ministers v. Rochow Lehre vom dummen Unterthanenverstand ihre Geltung verliert und keine Kasten Recht, Macht oder Weisheit voraushaben. Der Wein ist endlich ein Wahr-

ſager, der Vater des Freimuths und deckt die geheimſten Falten des Herzens auf, weshalb ihn die Griechen den befreienden, den bandenlöſenden nannten. Die Perſer ſollen ſich daher ſeiner bedienen, um in peinlichen Fällen die Wahrheit zu erforſchen; und dieſe Methode, dem Verbrecher das Geſtändniß abzulocken, führt weit ſichrer zum Ziel, als jede Art Tortur, vor der die Menſchheit ſchaudert. Der Wein erweckt Schlimmes nur im gemeinen und verderbten Menſchen. Deshalb ſingt der weiſe Mirza Schaffy das ſchöne, wenn auch etwas hinkende, Gleichniß:

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und ſüße Labung,
Sprudelt Schönes und Gemeines
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung.
In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor, vom Rauſch bemeiſtert;
Wenn er trinkt, wird er betrunken,
Trinken wir, ſind wir begeiſtert,
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen
Und von Schönheit ſind wir trunken.
Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz wird. —

Wenn wir es nun verſucht haben, unſerm lieben Leſer in den folgenden Blättern eine Geſchichte des Weins

und der Trinkgelage zu liefern, so dürfen wir schon nach dem Vorangehenden kein Bedenken tragen, die erste Frage, die sich aufdrängen könnte, ob es nämlich überhaupt eine solche Geschichte giebt, mit einem entschiednen Ja zu beantworten. Der scheinbar scherzhafte Gegenstand unsrer Betrachtung hat seine ernste Seite, und auch seiner heitern Seite kann eine ernste Ansicht abgewonnen werden. Das Weintrinken ist nämlich nicht nur ein körperlicher, sondern auch ein geistiger Genuß, welcher von dem Begriff des geselligen Beisammenseins so selten getrennt wird, wie dieser von dem Begriff des Trinkens. Vom Wesen der Geselligkeit aber geht alle menschliche Kultur aus, und der Wein steht — mögen strenge Moralisten immerhin darüber lächeln — in innigstem Zusammenhang mit der geistigen Bildung des Menschen. Eben aus diesem Grund giebt es in der That eine ernste, wissenschaftliche Geschichte des Weins; kein andres berauschendes Getränk darf eine solche Geschichte beanspruchen, selbst der Gerstensaft nicht, welcher sonst wohl am meisten mit dem Rebensaft rivalisirt, jedoch außer allem Zusammenhang mit der Geisteskultur der Völker steht. Dagegen beobachten wir die interessante Thatsache, wie im Lauf der Jahrhunderte die Verbreitung der Weinkultur mit dem Aufblühen freier menschlicher Bildung gleichen Schritt hielt und wie der Genuß des Weins im Gegensatz zu jedem andern Getränk sehr wohlthätig auf die geistige Stimmung der Nationen einwirkte; wo z. B. die Weinschenken durch die Kaffehäuser, ein jetzt etwa 180 Jahre altes Institut, beträchtlich verdrängt wurden, da nahm das Volk an den neuen geistigen Re-

gungen in Europa, vorzüglich an der großen französischen Revolution wenig Antheil, und umgekehrt gaben gewöhnlich die Völker, welche geistig versumpften, auch das Weintrinken auf. Wo dieselben durch hierarchische Verfassungen um die Vortheile der Bildung gebracht wurden, war die Weisheit der Priester, wie in den ältesten Zeiten Aegyptens, groß genug, auch den Wein zu verbieten, und häufig bemerkt man in der Geschichte der mahamedanischen Völker, wie reformatorische Abweichungen vom Gesetz das Weintrinken bald zum Grund, bald zur Folge hatten. In der christlich-hierarchischen Zeit machte dort, wo der Gebrauch des Weins auf die heilige Feier des Abendmahls beschränkt blieb, auch die geistige Kultur keine Fortschritte. Auch jetzt noch treiben die Glaubensapostel in fernen, heidnischen Ländern oft nur um des Abendmahls willen die Weinkultur und legen ihr leider nur diese christlich-religiöse Bedeutung bei.

In andern Ländern war es die Regierung selbst, die zum Ruin der eignen Unterthanen dem Weinbau Hindernisse aller Art in den Weg legte. So befahl die portugiesische Regierung, die Weinkultur ihrer Kolonien mit mißgünstigen Augen betrachtend, die gänzliche Vernichtung aller Reben in Brasilien, um dem Mutterlande das Wein-Monopol zu erhalten. Dasselbe Schicksal hatte die Rebe in Mexico, wo gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Weinbau zuerst versucht und mit Erfolg betrieben ward; anstatt ihn aber anzuregen, verbot ihn das spanische Gouvernement, um den Weinen des Mutterlands einen größern Absatz, mithin der Zollkasse eine größere Einnahme zu sichern. Diese eigennützige Maß-

regel rief unter den Kolonisten Tumulte hervor, die zwar bald unterdrückt wurden, aber doch sehr wohl als Vorläufer jener Revolution anzusehen sind, durch welche Spanien später zur gerechten Strafe seine Kolonien einbüßte. Und doch sind grade die gebirgigen und gemäßigten Gegenden von Mexico, Guatemala, Neu-Granada und Caracas für den Weinbau so günstig gelegen, daß sie ganz Nordamerika mit Weinen versehen und für dasselbe das werden könnten, was Frankreich, Italien und Spanien schon lange für das nördliche Europa sind. (Alex. v. Humboldt, Ueber den politischen Zustand Neu-Spaniens. Stuttgart 1809—14. III, p. 103.) So erlaubten sich bisweilen die Regierungen aus den engherzigsten, unlautersten Absichten gewaltsame Eingriffe in die Agrikulturgesetze ihrer Länder und Kolonien. Monopole und ähnliche Maßregeln sind nur Erfindungen der neuen Staatskünstler; außer dem tyrannischen Befehl des Domitian, die Weinstöcke in seinem Reich auszureißen, kennt die alte Geschichte kein Beispiel der Art. (Volz, Beitr. z. Kulturgesch. p. 44.)

Mit der Weinkultur geht die Zechkunst Hand in Hand; auch sie ward nicht zu allen Zeiten vom Menschen gleich gut geübt; es ist, wie Gervinus sagt, ein innerer Fortgang von den blutgierigen Weingelagen der Aegisthe zu den philosophischen beim Plato, von dem Schenken Hephästos zu Ganymed und Hebe, von dem schweren, dumpfen Metallbecher zu dem durchsichtigen und gewölbten Kristallglase in Lucians oder unsrer Zeit, das die Farbe zeigt, die Blume hält und den Klang fördert. Wir können in der Geschichte des Weins gewisse patri-

archalische, aristokratische und demokratische Epochen unterscheiden. In der patriarchalischen machen die Völker, auf niedriger Bildungsstufe stehend, den Wein durch künstliche Mittel substantieller, als er von Natur ist, mehr dem Bier und Meth ähnlich; so erklärt sich der Brei von Käse, Mehl, Honig und pramnischem Wein beim Mahl der homerischen Helden. In der aristokratischen Periode, in der die Gesellschaft unnatürlich verfeinert ist, wird der Wein mit gewürzhaften Kräutern versetzt, parfümirt, vergeistigt, zu liqueurartigen Getränken korrumpirt; so geschah es zur Zeit der Sittenverderbniß in Hellas und Rom, so jetzt in China und andern Gegenden. Wenn die patriarchalische Periode des Weins die rohe genannt werden darf, so ist dagegen die aristokratische die superfeine, raffinirte. Dann aber geht die bürgerliche Entwicklung der Nationen auf die einfache Natur zurück, und die demokratische Periode des Weins, welche wir auch die einfache, natürliche, gesunde nennen könnten, charakterisirt sich dadurch, daß der Staat sich für die Reinheit des Weins interessirt, daß eine Fülle von Korporationen und Brüderschaften Gesetzmäßigkeit in die Gelage bringt und daß Jedermann, vom König bis auf den Bettler und Bummler herab, die heitre Kunst des Zechens treibt, sich zugleich zu geistiger Aufklärung hindrängend. Solche Periode brach in Deutschland zur Zeit der Reformation und mit dem Erwachen der Volkslyrik an.

Nach dem Gesagten ist es gewiß einleuchtend, daß in dem anscheinend unbedeutenden Gegenstand unsrer Betrachtung genug Stoff für denjenigen vorhanden ist,

welcher die Dinge in der Welt verständig und ernst prüft und vergleicht; es wird aber auch derjenige hier Stoff für sich finden, der es vorzieht, seiner Phantasie gemüthliche Eindrücke zu verschaffen. Wenn wir, um diese heitre Seite des Gemäldes hervorzukehren, uns zuweilen auf das Gebiet des Humors und der Satire wagen mußten, so dürfen wir doch deshalb nicht der Leichtfertigkeit angeklagt werden. Sollte uns überhaupt der Vorwurf gemacht werden, daß wir über einen frivolen Gegenstand schrieben, der eines sittlich ernsten und wissenschaftlichen Manns wenig würdig wäre, so verweisen wir ohne Weiteres auf den Entwurf zu einer Geschichte der Zechkunst, den Gervinus (Histor. Schrift. Bd. VII.) schon vor dreißig Jahren schrieb, und dem wir hier die Grundideen entnommen haben.

Im Uebrigen bemerken wir, daß die Weinkultur aller Zeiten nur in weiten, allgemeinen Umrissen gezeichnet werden konnte, weil wir mit einer größern Detaillirung derselben den eigentlichen Zweck der Schrift verfehlt hätten. Ebenso fern lag es uns, auf eine Beschreibung verschiedner Weinsorten oder auf die Rebenbehandlung, Weinbereitung, Kellerwissenschaft ꝛc. genauer einzugehen; alles dies ist für ein praktisches Winzerbuch passend, wie wir deren ja so viele vortreffliche besitzen. Ueberhaupt ist die vaterländische Literatur unendlich reich an önologischen Werken aller Art, und verweisen wir hier namentlich auf das erst im vorigen Jahr erschienene Weinbuch von Dr. Wilhelm Hamm, welches in allen Beziehungen an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dagegen gehört die vorliegende Schrift dem

Gebiet der Sittengeschichte an und trägt einen von jenen Werken gänzlich verschiednen Charakter. Nur Weine von historischem Interesse, wie der Falerner, Cäkuber u. a. des Horaz, und manche in der klassischen Literatur genannte Sorten durften nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Bei vielen Völkern ließ sich über das Weintrinken wenig berichten, weil es nichts Charakteristisches und Interessantes für die Sittengeschichte bot; ausführlich jedoch haben wir der griechischen Symposien, der römischen Konvivien und der deutschen Trinkgelage gedacht, auch unsrer nationalen Untugend speziell einige Paragraphen gewidmet. Dazu müssen wir bemerken, daß wir uns, wo nur immer möglich, des Worts „trinken" bedient haben, jedoch zuweilen durch die unerbittliche Wahrheit gezwungen wurden, dem freilich weniger ästhetischen „saufen" den Vorzug zu geben, weil uns dieser Ausdruck allein eine richtige Vorstellung von der fraglichen Sache zu erwecken schien; möge unsre zarte Leserin keinen Anstoß daran nehmen.

Nachdem unsre Schriften über die Insel Madeira beim Publikum eine günstige Aufnahme gefunden, appelliren wir an dessen Nachsicht auch für die folgenden Blätter, bei deren Abfassung eine Hauptschwierigkeit darin lag, in keiner Beziehung zu viel, aber auch nicht zu wenig zu geben. Große Ausführlichkeit nach einer Richtung hin und stiefmütterliche Behandlung eines andern Punktes waren gleich gefahrvolle Klippen; ob wir sie vermieden haben oder daran gescheitert sind, möge eine milde Kritik entscheiden, von der wir über-

haupt jede Berichtigung gern annehmen. Schließlich sagen wir allen Herren, welche uns mit Material unterstützt haben, namentlich den Herren Dr. K. Schiller und Dr. F. Baerensprung hieselbst, unsern verbindlichsten Dank.

Schwerin, im September 1866.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Vorwort und Einleitung	III—XXIII
Erstes Kapitel. Die Chinesen	1
Zweites Kapitel. Die Araber	7
Drittes Kapitel. Die Perser	11
Viertes Kapitel. Die Aegypter	15
Fünftes Kapitel. Die Hebräer	19
Sechstes Kapitel. Die Griechen	27
Siebentes Kapitel. Die Römer	44
Achtes Kapitel. Die Franzosen	67
Neuntes Kapitel. Die Engländer	82
Zehntes Kapitel. Die Deutschen.	
§. 1. Die Zechlust der Teutonen	92
§. 2. Die ersten Anfänge der Weinkultur in Deutschland	99
§. 3. Das Minnetrinken	104
§. 4. Die Ausbreitung der Weinkultur in Süddeutschland	106
§. 5. Die Weinkultur in Norddeutschland . . .	114
§. 6. Wein und Bier im Mittelalter	118
§. 7. Die Wirthshäuser, Trinkstuben und Kneipen	129
§. 8. Die Rathskeller	134
§. 9. Die Martinstage	139
§. 10. Der Lübecker Martensmann	142

Seite

§. 11. Die Ritter und Höfe 151
§. 12. Die Universitäten 166
§. 13. Die Klöster 176
§. 14. Das Trinken des weiblichen Geschlechts . 180
§. 15. Die Trinkgeschirre und Fässer 183
§. 16. Die deutsche Weinpoesie 194
§. 17. Einfluß der nationalen Trunksucht auf die Sprache 201
§. 18. Beweise für die nationale Trunksucht und ihr Einfluß auf die Sitten 203
§. 19. Fruchtlose Versuche zur Unterdrückung der nationalen Trunksucht und die Ursachen ihrer Abnahme 217

Erstes Kapitel.

Die Chinesen.

Die Geschichte lehrt uns, daß der Wein lange vor der christlichen Zeitrechnung in den südlichen Provinzen des himmlischen Reichs, nämlich in Kiansi, Kensi, Petscheli, Quanton, Yunnan und Hukang, gebaut ward. Noch älter jedoch als der Traubenwein ist der Reiswein, dessen Erfindung in die Zeit der Dynastie Hia, 2207—1766 vor Chr. fällt. Als dem Kaiser Yute auf einer Reise durch sein Reich, etwa um 2200 vor Chr., von diesem neuen Getränk eine Probe gereicht ward, rief er aus: „Ach wie viel Unheil sehe ich aus diesem Getränk für China entspringen! Man verweise den Erfinder aus des Reiches Grenzen und gestatte ihm nie wieder die Rückkehr.“ Trotz der Verbannung des Erfinders erhielt sich der Reiswein gegen die zahllos wiederholten Verbote bis auf den heutigen Tag als eine Zierde der chinesischen Tafel. Mit derselben Hartnäckigkeit, wie an jeder alten Satzung und Ordnung hängt jenes Volk an diesem Zwittergetränk, welches zwischen Wasser und Brantwein schwebt, nicht heiß und nicht kalt genossen wird und an-

fänglich feist machen, später aber Appetitlosigkeit, ja selbst Auszehrung und Tod hervorrufen soll. Es war daher natürlich, daß die väterlichen Kaiser, die sich ihrer Unterthanen wie leibhaftiger Kinder annahmen, dies schädliche Getränk verboten und zum Theil selbst mit gutem Beispiel vorangingen; der menschenfreundliche und gelehrte Kaiser Konghi trank, wie er selbst sagt, für gewöhnlich gar keinen Reiswein und brachte ihn bei Gelagen und Festen bloß an seine Lippen.

Für das höchste Alter des Traubenweins läßt sich nur das ungewisse Zeugniß von dem muthmaßlichen Verfasser des Tschuly, dem Tschukong, anführen, welcher 1122 vor Chr. auf den Thron stieg. In allen ältern Liedern der Nation wird der Wein genannt und besonders derjenige vom Flusse Kiang gepriesen. Die chinesischen Annalen erwähnen, ohne von den frühern Zeiten zu reden, des Weinstocks und des Weins zuerst unter der Regierung des Kaisers Wouty, welcher 140 vor Chr. auf den Thron kam; von ihm an läßt sich der Gebrauch des Weins von Dynastie zu Dynastie bis ins 15. Jahrhundert verfolgen. Den Statthaltern, Vicekönigen und selbst den Kaisern pflegte ein Ehrenwein dargeboten zu werden; zum letzten Male überreichte solchen die Stadt Taiyuen 1373 dem Kaiser Taitsu. Die Kaiser Konghi, Yongtsching und Kinlong, welcher letztre 1787 regierte, begünstigten den Weinbau nach Kräften und bezogen aus fremden Ländern eine Menge neuer Reben; besonders rühmt der große Konghi in seinen Schriften von sich, daß er drei neue Sorten vom köstlichen Gewächs aus Hami eingeführt habe, und daß ihm das Gelingen dieses

Unternehmens lieber sei, als wenn er hundert Porzellanthürme erbaut hätte. Zu verschiedenen andern Zeiten wurden Schößlinge aus Samarkand, Persien, Tibet, Kaschgar und Turfu eingeführt. Ohne Zweifel war in China zur Zeit des Mittelalters der Weinbau weit glänzender als jetzt, und die Lieder aller Dynastien von Yven bis auf Han bezeugen auch, daß der Wein den Chinesen immer sehr behagt habe. Gleichwohl mußte, wie es scheint, die Rebe bei jenem Volke mancherlei Schicksale erleben; niemals war sie ausgeschlossen, so oft Befehl erging die Bäume auszureißen, welche die zum Getreidebau geeigneten Felder bedeckten. Diese Maßregel ward unter gewissen Kaisern so weit getrieben, daß in einigen Provinzen sogar die Erinnerung an die Rebe völlig verloren ging. Allein mehr noch als die Abnahme des Getreidebaus durch die Weinkultur fürchtete man von oben herab die geistige Wirkung des Weins auf das Volk. Was konnte in einem so regelrechten Räderwerk, wie der chinesische Staat ist, gefährlicher sein, als eine unregelmäßige Bewegung in den Köpfen, hervorgerufen durch den Wein. Freiheit des Gedankens und der Rede, Heraustreten aus dem alten Gleise, Uebertretung vergilbter Ceremonien — das alles waren Wirkungen des Weins, die einem unbeweglichen pedantischen Staatsoberhaupte immer höchst gefährlich bedünken mußten. Ein gewisses Buch aus der Dynastie Tschu (Mémoires sur les Chinois IX, p. 114) giebt der Regierung den warnungsvollen Aufschluß, daß, wenn unter den Völkern Chinas damals ein Geist der Rebellion und des Aufruhrs herrschte, wenn sie von ihren alten

Tugenden und Grundsätzen viel verloren hätten, davon der Wein die einzige Ursache sei. Man verbot daher die Bereitung des Weins, oder man beschränkte seinen Gebrauch auf Feste und Opfer, oder erlaubte ihn nur Fremden und kraftlosen Greisen. Bei königlichen Gastmählern ward ein eigner Mandarin bestellt, der den Prinzen auf die Finger sah, daß sie nicht mehr als drei Gläser tranken. Jedem Glase, das Einer trank, mußten bestimmte Ceremonien, weitläufige Gesundheiten und Reverenzen vorhergehen. Alle Gelage waren einer strengen Etikette unterworfen, und selbst bei Festen, wo der Wein gestattet war, durfte doch die steifste Rangordnung in Sitz, Speise und Trank nicht fehlen. Immer war nur eine bescheidene Freude erlaubt, und der Hauptzweck aller Feste bestand darin, die Sittsamkeit und den konventionellen Anstand zu wahren; der Präsident las eigens zu diesem Zweck gewisse Gesetzartikel im Namen des Kaisers vor, worin ausdrücklich daran erinnert ward, daß man sich nicht wegen des Vergnügens an Speise und Trank versammelt habe, sondern um die Treue gegen den Herrscher aufzufrischen. Auf solche und ähnliche Sitten haben unzählige Gesänge der Nation Bezug, und zur Genüge läßt sich jene pedantische Nüchternheit aus dem Schi-King, den uns Rückert übersetzt hat, ersehen; könnte man von einem nüchternen Rausche reden, so wäre solcher vortrefflich in folgendem charakteristischen Liede des Schi-King ausgedrückt:

Unsre Gäste werden trunken,
Und der Anstand höret auf,

Ihre Augen sprühen Funken,
Und die Zung' hat freien Lauf.

Die verschobnen Mützen schwanken,
Hangen nur an einem Haar;
Steife Bein' im Tanze wanken,
Alte Stimmen singen klar.

Da du mir nur Becher leertest,
Bist du schon wie ausgetauscht,
Wenn du um noch einen kehrtest,
Wärest du wohl gar berauscht.

Zwar ich muß mich deiner schämen,
Weil ich völlig nüchtern bin; —
Doch, willst du mit heim mich nehmen,
Führe sacht mich immerhin!

Zwar du führest mich in Pfützen,
Doch mir selber schwankt der Kopf;
Laß auf deinen Arm mich stützen,
Und ich halte dich beim Schopf.

In der höchsten Ekstase behält der wackere Zecher seine Besinnung; die Trunkenheit ist ein Laster, welches im himmlischen Reich durchaus verpönt ist; äußerst selten sieht man Chinesen betrunken; besonders grell stechen von ihnen auf den hinterindischen Inseln die europäischen Soldaten ab, die theilweise einer hochgradigen Trunksucht ergeben sind. Auch in Kalifornien, wo so mancher Länder Kinder zusammenströmen, sind die Chinesen fast die einzigen, auf deren Nüchternheit unter allen Umständen zu rechnen ist. — Allein wozu in aller Welt nützt diese Nüchternheit, wenn sie gleichzeitig mit den ausgesuchtesten

Sinnengenüssen und der raffinirtesten Wollust verbunden ist? Während jeder laute Ausbruch der Freude sowohl wie des Unwillens in China gewaltsam unterdrückt wird, wuchern unter dem Volk die giftigsten und heimlichsten Laster üppig fort, ohne daß sich nur eine Stimme dagegen erhöbe oder Gesetze zur Abwehr gegeben würden. Uebrigens ist auch die Enthaltsamkeit im Weingenuß dort so wenig ein Verdienst als eine Kunst, wo der Werth des Weins gar nicht bekannt ist, wo die Konvenienz die Zunge bindet, wo ein Ceremonientribunal existirt und der Theekessel nicht vom Feuer kommt. Außerdem hat die lange Gewohnheit an anderweitige berauschende Getränke, die man zu Zeiten, wo der Weinstock ausgerottet war, erfand, um den Wein zu ersetzen, den Chinesen allmählich den Geschmack an diesem Getränk verleidet, wovon nur noch wenig verfertigt wird; sie ziehen ihren Reiswein und sogenannten Lammwein, ihre Branntweine und süßen Liqueure den reinen Weinen vor. Dazu kommt, daß sie ungeachtet des warmen Klimas fast alle ihre künstlichen Getränke heiß trinken; diese zimperliche Verweichlichung mag dazu beitragen, daß sie den natürlichen Wein nicht mehr lieben, der doch kalt getrunken werden muß. Trotz der Güte und Menge der Trauben, die zumal der nördliche Theil Chinas liefert, verkaufen die meisten Winzer und Grundbesitzer dieselben lieber als Tafelobst oder lassen sie zu Rosinen abtrocknen, anstatt sie zu keltern: was die Reisenden fast einstimmig bedauern, welche die geringe Menge von Wein, die sie überhaupt in China antrafen, ganz vorzüglich fanden. (Gervin. Hist. Schrift. Bd. VII. Entw. z. Gesch. d. Zecht.)

Zweites Kapitel.

Die Araber.

Die größten Feinde des Weinstocks sind nicht die Thiergeschlechter, wie Dachse, Ratten, Mäuse, Krammetsvögel, Staare, Sperlinge, Eidechsen, Rüsselkäfer, Raupen und Wespen, nicht die Naturphänomene, wie Winde, Fröste, Hagelschauer und Platzregen, nicht die Krankheiten, wie Gelbsucht, Auszehrung, Brand, Wassersucht, Grind und Sauerfäule, nicht der verhängnißvolle Pilz Oidium Tuckeri, nicht unsinnige Gesetze endlich, wie diejenigen des römischen Kaisers Domitian und des französischen Königs Karl IX: den größten Schaden hat der Weinkultur die muhamedanische Religion zugefügt. Es ist eine interessante Erscheinung in der Geschichte des Weinstocks, daß dessen Kultur, während sie im Abendland zunimmt und sich zu immer höherer Blüthe entfaltet, im Morgenland plötzlich abnimmt und von den Menschen selbst gewaltsam vernichtet wird, gerade in jenen Gegenden, wo die Wiege der Rebe sein sollte, wo ihr Gedeihen von einem himmlischen Klima begünstigt ward, und wo sie seit undenklichen Zeiten mit Liebe ge-

pflegt und als ein göttliches Geschenk betrachtet worden war. Ja es ist sogar gewiß, daß jene beiden Erscheinungen im Osten und Westen theilweise in kausalem Zusammenhang stehen: die Beschränkung des Weinbaus in Asien und Afrika trug wesentlich zu seiner Verbreitung und Blüthe in Europa bei, namentlich in Frankreich und Deutschland. Bevor hier die Herrschaft der Karolinger begann, ward im Orient jene Umwälzung hervorgerufen, die auch auf den Occident ihre gewaltigen Wirkungen äußerte. Muhamed erhob wie durch Zaubergewalt das intelligente arabische Volk, welches durch Handel, Ackerbau und Industrie, durch Ordnung aller staatlichen Einrichtungen und sozialen Verhältnisse, durch Pflege der Wissenschaften und seinen Sinn für die edlen Genüsse des Lebens, durch reiche Phantasie in Märchen und Gesängen alle damals lebenden Völker weit überstrahlte. Allein so sehr auch die Araber, seit Jahrtausenden im Besitz des ostindischen Handels, alle Kulturgewächse schätzten, so wollte Muhamed doch nicht, daß das edelste derselben, die Rebe, von seinem Volk gepflegt werde, weil er die geistigen Wirkungen des Weins sehr wohl kannte und fürchtete. Der Koran verbietet daher seinen Bekennern streng das Trinken des Weins, freilich nicht das Essen der Trauben.

Der Islam datirt seine Zeitrechnung von 622, in welchem Jahre die Hedschra, d. h. die Flucht des Muhamed von Mekka nach Medina, stattfand. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die Lehre von Arabien aus über ganz Nordafrika bis zum atlantischen Meere, über die griechische Halbinsel bis an die Donau und

March, über Kleinasien, die Länder am schwarzen Meer, über Persien nach Indien, immer getragen durch die Gewalt des Schwertes; und heute noch rufen 120 bis 140 Millionen Menschen auf der Erde Allah an und verehren Muhamed als dessen dritten und größten Propheten. Es waren also gerade die echten Weinländer, deren Bewohner die Lehre Muhameds annahmen und wo die kostbarsten Weingärten zum Theil mit fanatischer Wuth von den Muselmännern ausgerottet wurden; kaum daß den Griechen, Armeniern, Juden, Guebern und deren Religionsverwandten das Anpflanzen der Rebe gestattet ward. So hörten Millionen Menschen auf Wein zu trinken, und die herrlichsten Weinberge, welche zur Zeit der Griechen und Römer gepflanzt waren, hatten keinen Nutzen mehr für ihre Besitzer. Wo aber der Weinstock erhalten blieb, wurden nicht nur seine Früchte gegessen oder getrocknet, sondern auch Wein heimlich bereitet und getrunken. In manchen Gegenden des muhamedanischen Reichs wuchs ein so vorzüglicher Wein, daß selbst ein despotisches Religionsgesetz hier nicht im Stande war, diese Gabe der Natur völlig zu vernichten. In Arabien selbst wird der Weinstock heutzutage allenthalben, wo Boden und Klima seinem Gedeihen günstig sind, mit großer Sorgfalt gebaut. Die meisten Einwohner begnügen sich wohl damit, die Frucht zu essen; einige aber lieben die berauschenden Getränke leidenschaftlich und befriedigen heimlich diese Neigung. Bei Sana im Lande Jemen finden sich mehr als zwanzig verschiedene Spezies der Rebe; und da nicht alle Trauben zu gleicher Zeit reifen, kann man mehrere Monate davon essen. In Jemen wird

auch viel Palmwein, Toddy, bereitet, mit dem die Juden von Mocha an der Meerenge Bab el Mandeb bedeutenden Handel treiben. Der Palmwein ist schon seit uralten Zeiten bekannt und vielleicht nicht jüngern Datums als der Traubenwein.

Drittes Kapitel.

Die Perser.

Nach dem Geographen Strabo gab in Hyrkania ein Weinstock etwa einen Anker Wein; in Margiana wurden Stöcke gefunden, deren unterster Stamm zwei Klafter im Umfang hatte und deren Trauben an zwei Ellen lang waren; und in Aria hielt sich der Wein drei Geschlechter hindurch in ungepichten Gefäßen. Für sehr kostbar galt im ganzen Alterthum der Wein aus Chalybon, dem heutigen Aleppo oder Haleb; er allein kam auf die Tafel der persischen Könige, welche ihren Tisch mit dem köstlichsten zu besetzen pflegten, was jede Provinz ihres weiten Reichs hervorbrachte.

Das Klima Persiens ist dem Weinbau außerordentlich günstig, die Trauben sind von seltener Größe und Schönheit, und erlangen ein Gewicht von zwölf bis vierzehn Pfund. Der Wein von Ispahan ist weltberühmt; dem Kismisch kommt, wie Olivier meint, keine Traube der Erde gleich; das dichterreiche Schiras ist nicht nur wegen der Trefflichkeit seiner Luft, sondern auch seiner Trauben gefeiert; und noch über den Wein von Schiras

stellt Morier den von Kazwin, welche Stadt ihrer schönen Lage wegen von den Persern das Paradies genannt wird. Die Fülle und Güte des persischen Weins konnte bewirken, daß in diesem Theile des an Ceremonie und Religion so streng haftenden Orients das den Wein verbietende Gesetz des Korans niemals durchdringen konnte; besonders die Reichen und Vornehmen des Landes trinken häufig das verbotene Getränk, und thun wohl gar noch Brechnüsse und Hanfkörner hinein, um seine berauschende Wirkung zu erhöhen. Der König erlaubt selbst einigen Großen sowie den Gesellschaften europäischer Kaufleute Wein zu keltern. Letztere müssen freilich außerdem dazu die Erlaubniß des Statthalters und des Aufsehers erlangen, welche beide beauftragt sind, die Menge Weins festzusetzen, die Jeder verfertigen darf, nachdem der für den König bestimmte gelesen ist. Diese Erlaubniß wird nur durch Geschenke erlangt, und durch dasselbe Mittel auch die festgesetzte Menge überschritten.

Chardin und Tavernier sagen, daß der Schach Abbas II sich mit seinen Höflingen zu betrinken pflegte und daß seine Keller mit Weinen aus Georgien, Karamanien und Schiras, die man in venetianischen Krystallflaschen aufbewahrte, im Ueberfluß versehen waren; er bezog auch Weine aus Spanien, Frankreich und Deutschland, zog aber die vaterländischen allen andern vor. Diejenigen Perser, welche streng nach dem Koran leben, trinken nur Kaffe und den aus mehreren Früchten und Blüthen bereiteten Sorbet; wollen sie sich berauschen, so nehmen sie zu Opiumpillen, Mohnaufgüssen und dem Saft von Hanfstengeln und Hanfsamen ihre Zuflucht.

Dagegen trinken viele ganz ohne Gewissensbisse Wein, in der Ueberzeugung, daß ihnen diese Sünde vergeben wird, falls sie ihn nur nicht selbst zubereiten; andere aber verschaffen sich das Vergnügen nur heimlich. Abends in der Dunkelheit holt ein zuverlässiger Diener für seinen Herrn vom Apotheker in silbernen Gefäßen eine flüssige, giftige Arznei, welche er mit unzähligen geheimnißvollen Namen belegt, bloß nicht Wein betitelt, obgleich sie, wie böse Zungen behaupten, ganz wie Wein aussehen, riechen und schmecken soll. Doch den Augen der Menschen ist das Getränk durch die Dunkelheit und überdies durch das silberne Gefäß verborgen; freilich schützt eins so wenig wie das andre vor der Wahrnehmung durch die Nase. Uebrigens trinkt man auch Champagner mit ruhigem Gewissen; denn mag man dagegen sagen, was man will: Champagner ist doch immer Champagner, also kein Wein, folglich auch nicht verboten. Auf solche Weise und aus ähnlichen Gründen wird überall im nüchternen Reiche des Muhamed der sorgenbrechende Wein getrunken; und wo er besonders herrlich gedeiht, haut wohl einmal der strenggläubigste Muselmann über die Schnur und wird sich der Wahrheit von Schillers schönen Versen bewußt:

Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Wundervoll ist Bacchus' Gabe,
Balsam für's zerrißne Herz.

Nach den Briefen der Lady Montague über die Türkei trinken die Reichen dort zwar öffentlich keinen Wein, um das Aergerniß zu vermeiden, allein sie entschädigen sich dafür heimlich und trinken dann nicht mehr und nicht weniger als die Christen.

Viertes Kapitel.

Die Aegypter.

Wie bei den Griechen und Römern, galt auch bei den Aegyptern der Wein für einen Segen, der von den Göttern ausging; daher schrieb man die Einführung der Rebe dem wohlthätigen Osiris zu. Daß die Pflanze schon in den ältesten Zeiten den Aegyptern bekannt war, ersehen wir unter andern aus dem Traum 1. Mos. 40, 9—11, den der Oberschenk des Pharao dem Joseph erzählte: „Mir hat geträumt, daß ein Weinstock vor mir wäre, der hatte drei Reben, und er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif. Und ich hatte den Becher Pharaos in meiner Hand, und nahm die Beeren und zerdrückte sie in den Becher und gab den Becher Pharao in die Hand.“ Der aegyptische König trank also keinen gegohrenen Wein, sondern nur Traubensaft; jener war in frühster Zeit den Aegyptern verboten, weil er, wie die Priester auf geheimnißvolle Weise lehrten, den Göttern zuwider sei und aus dem Blut der alten Feinde dieser Götter entstehe. So ward hier, wie so oft, die Religion zum Deckmantel

für ein unsinniges Gesetz genommen, dessen eigentlicher Zweck wahrscheinlich darin bestand, die Einfuhr fremder Weine zu verhindern, weil die Aegypter überhaupt keinen Verkehr mit fremden Völkern liebten. Es wurden daher noch zur Zeit des Herodot, des ältesten uns erhaltenen griechischen Geschichtsschreibers, 450 vor Chr., keine Weinberge im Großen angepflanzt. Wie aber den Muselmännern die Trauben erlaubt sind, so war auch den Aegyptern der Most niemals verboten, sondern ward zumal von den Reichen und Vornehmen oft genossen. Der erste König, welcher sich emanzipirte und gegohrenen Wein trank, soll Psammetich, 654—616 vor Chr., gewesen sein, und unter seinen Nachfolgern fanden sich große Liebhaber dieser Flüssigkeit. Ptolemaeus XI führte sogar den Kultus des Weintrinkens so gründlich durch, daß er zu gewissen Zeiten die Nüchternheit seiner Unterthanen streng bestrafte, und Kleopatra trieb, wie Horaz behauptet, mit dem Rebensaft, den die Gegend von Mareotis hervorbrachte, die größte Verschwendung; jedenfalls spielte der Wein eine Hauptrolle in dem üppigen Leben, welches die liebreizende Königin mit ihrem Geliebten Antonius zusammen führte, der sich nicht nur im Wein, sondern auch im Bürgerblut berauschte. Daß das weibliche Geschlecht im Lande der Pharaonen sich überhaupt an Gelagen der Männer betheiligte, beweist uns ein Wandgemälde an den Ruinen Thebens, welches in karikirter Weise eine Zecherscene darstellt, bei der eine Dame, der Naturnothwendigkeit nachgebend, sich des genossenen Weins strommeise entledigt; denn schon vor Jahrtausenden ereignete es sich, daß die Thätigkeit

der Digestionsorgane mit dem Durst nicht gleichen Schritt hielt. Uebrigens müssen sich im alten Aegypten bei einer guten Tafel öfters solche Episoden zugetragen haben; denn auf jenem Gemälde verliert die hülfeleistende Dienerin keineswegs die Geistesgegenwart, sondern eilt rasch mit einem Apparat herbei, der wohl für alle Fälle in Bereitschaft gehalten ward. Auch die Patientin zeigt während ihrer schweren Entbindung von der Frucht des Bacchus eine ruhige Fassung und behält selbst die Schleppe ihres Kleides mit Anstand im Arm.

Die besten Weine wuchsen in der Gegend von Alexandrien, sowie überhaupt an der Küste des Mittelmeers, wo die Rebe jetzt größtentheils nur gebaut wird, um Schatten, Tafeltrauben und Rosinen zu liefern. Sie gedeiht hier im Sande höchst üppig und erlangt oft eine kolossale Größe; auch ist der wenige Wein, der jetzt noch von ihr gewonnen wird, vorzüglich. Von dem Weinbau der alten Aegypter sind ihre Bildwerke noch beredte Zeugen; sie stellen uns den Kelterungsprozeß dar, wie sechs Männer, mit nackten Füßen in einem großen, plumpen Troge auf und nieder tanzend, die Trauben austreten; sie zeigen uns auch, daß die Aegypter die Reben begossen, welche über dem Niveau der Nilüberschwemmung angebaut wurden, daß sie die Trauben an hochgezogenen Weinstöcken abschnitten, und daß endlich bei der Weinlese einige Diener in Gegenwart ihres Herrn oder von dessen höchsteigener Hand Prügel bekamen. (Champollion Figeac. Aus der Weltgemäldegallerie. Stuttgart, 1840. S. 211.) Leider sind Scenen letztrer Art nicht nur in antiken Grabgewölben, sondern auch anderswo

heute noch in natura sichtbar. — Die Aegypter verloren, wie die Völkerschaften Asiens, seitdem sie sich zur Lehre Muhameds bekennen, mehr und mehr den Geschmack an Traubenwein und trinken jetzt lieber Dattelwein, verschiedene Biere und andere berauschende Getränke. Schon zu Herodots Zeit bereitete man namentlich in Pelusium eine dem Wein verwandte Flüssigkeit aus Gerste, und seitdem ist die Leidenschaft für Bier im Lande der Pharaonen nicht gesunken, sondern gestiegen. Als während des italienischen Krieges 1859 der Lloyddampfer zwischen Triest und Aegypten monatelang ausblieb, so daß keine östreichischen Biere zugeführt werden konnten, erhob sich zu Kairo und Alexandrien unter den Europäern sowohl wie Morgenländern ein allgemeines Wehklagen; denn das Getränk, welches dort selbst von deutschen Brauern aus der trefflichen Nilgerste gebraut wird, ist doch nur dürftig im Vergleich mit dem flüssigen Gold einer Schwechater Riesenbrauerei.

Fünftes Kapitel.

Die Hebräer.

Der Weinstock erreicht in Palästina die Größe eines Baums und bildete von jeher einen vorzüglichen Segen dieses Landes. Der Reisende Schulz genoß auf dem Libanon, wie er in seinem Tagebuch vom 7. August 1754 schreibt, das Abendessen unter einem Weinstock, dessen Stamm ungefähr 30 Fuß hoch war und 1½ Fuß im Durchmesser hatte, und welcher mit seinen Zweigen eine 50 Fuß breite und ebenso lange Hütte bedeckte. Solcher Weinstock kann von Geschlecht zu Geschlecht durch mehr als ein Jahrtausend erhalten werden. Das frische Grün der großen, breiten Blätter gewährt seinen erquickenden Schatten nicht, wie bei uns, nur auf einige Monate, sondern fast das ganze Jahr. Der liebliche Duft der Blüthen, der feinste aller Blumengerüche, welcher bei uns nur wenige Tage lang ergötzt, währt dort das halbe Jahr hindurch; denn an einem fleißig gepflegten Stocke findet man vom März bis zum Juli Blüthen und vom Juni bis in den Dezember reife Trauben, welche ein Gewicht von 10 bis 12, ja zuwei-

len bis 20 Pfund erreichen, und deren Beeren etwa die Größe unserer Zwetschen haben. Wenn daher 4. Mose 13, 24 von den zwölf Kundschaftern, die aus der Wüste gesendet waren, um das Land Kanaan zu besehen, gesagt wird, daß sie am Bach Eskol eine Weintraube abschnitten, welche zwei Männer auf einem Stecken tragen mußten, so ist dies keineswegs unglaublich, obwohl von mehreren Schriftstellern angenommen wird, daß jene riesige Traube kein Produkt der Rebe, sondern einer von jenen traubenartigen Fruchtbündeln der Banane, **Musa paradisiaca**, war, die allerdings eine erstaunliche Größe und Schwere erlangen und noch jetzt in südlichen Gegenden, wie Verfasser selbst häufig sah, von zwei Männern an einem Stock getragen werden. Wir überlassen es unserm lieben Leser, ob er sich für letztre Annahme entscheiden oder streng am Wortlaut der Bibel halten will.

In einem so herrlichen Klima, wie demjenigen des gelobten Landes, bedurfte die Pflege des Weinstocks wahrlich keiner anstrengenden Arbeit; er brauchte nur von Zeit zu Zeit beschnitten zu werden, um die köstlichsten Früchte zu tragen; man zog ihn aber nicht an Stangen und Pfählen, sondern, wie in den andern südlichen Ländern, an Pappeln, Linden, Ulmen, Terebinthen, Tamarisken u. s. w. Daß zur Zeit der Eroberung Kanaans durch die Israeliten der Weinstock schon in wirklichen Weinbergen kultivirt ward, beweist unter andern die Stelle 4. Mose 21, 22, wo der jüdische Gesetzgeber dem König der Amoriter beim Durchmarsch des Volks durch dessen Land die strengste Kriegszucht zu halten verspricht,

indem er sagt: „Wir wollen nicht weichen in die Aecker noch in die Weingärten.“ Jakob verhieß seinem Sohn Juda ein Erbtheil voller Weinberge, wo man die Esel an die Reben binden und die Kleider im Traubenblut waschen würde. Naboths Weinberg bei Jesreel ist durch das traurige Ende seines Besitzers und durch die Bosheit Achabs bis auf den heutigen Tag bekannt. Jesaias bedauert bei der Zerstörung Moabs auch die Verwüstung der herrlichen Weinberge bei Sibma, Hebron und Jasser. Es gab Weinberge von solchem Umfang, daß man sich darin verirren konnte; denn unter den zehn Sätzen, die Josua den Kindern Israels bei der Eintheilung des Landes gab, lautet der neunte: „Einer, der sich in Weinbergen verirrt, kann ungestraft durch die Reben gehen und sich durch Wegreißen derselben einen Weg bahnen.“ Christus nahm oft Gelegenheit, seine Jünger und Zuhörer durch Gleichnisse vom Weinberg zu belehren, und das alte wie das neue Testament sind reich an allegorischen Stellen, die sich auf den Weinstock selbst und den Kelterungsprozeß beziehen. Das Hohelied Salomos enthält in seiner lebendigen, bilderreichen Phantasie, die den Juden so eigentümlich war, manche feurige, selbst übertriebene Erhebung des Weinstocks, des Geruchs seiner Blüthen und des Weins. Das größte Lob aber, welches dem Wein in den wenigsten Worten überhaupt gegeben werden kann, giebt ihm Sirach 31, 33 durch die einfache Frage: „Was ist das Leben, da kein Wein ist?“ Welchen Werth das auserwählte Volk Gottes auf den Weinstock legte, geht auch aus 1. Könige 4, 25 hervor, wo zum Lob der Regierung Salomos speziell bemerkt

wird, daß in Juda und Israel Jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher wohne, von Dan bis gen Bersaba. Salomo legte zu Baal-Hamon im Norden vom Libanon einen Weinberg an, der so reichliche und köstliche Früchte trug, daß je 1000 Stöcke 1000 Silberlinge eintrugen, Hohelied 8, 11 ff., Jesaias 7, 23; und den Arbeitern und Zimmerleuten, die beim Tempelbau auf dem Libanon beschäftigt waren, gab Salomo 20,000 Bath Wein, etwa gleich 2000 Oxhoft, nach 2. Chronica 2, 10.

Wie wir schon oben bemerkten, ist das gelobte Land von Einigen nicht nur als die Wiege des Menschengeschlechts, sondern zugleich als die Wiege des Weinbaus angesehen. Wenn Noah nach der Sindfluth, die 1656 nach Erschaffung der Welt geendet haben soll, den ersten Wein anpflanzte, und wenn im Jahre 1866 nach Chr. die Welt 5815 Jahre steht, so hat die Weinkultur jetzt im Ganzen ein Alter von 4159 Jahren. Wer sie für zehnmal so alt hält, ist freilich auch nicht zu widerlegen; denn leider entbehrt jene bequeme Rechnung jeder wissenschaftlichen Begründung. Wahrscheinlicher ist es, daß das Vaterland der Rebe in Mingrelien und Georgien und in den Gegenden zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus zu suchen sei, weil sie dort in außerordentlicher Menge überall wild in den Wäldern wächst. Die Bewohner des Libanon aber zeigen noch jetzt dem Fremden in einem Theil ihres Gebirges den von Noah angelegten ersten Weinberg, und selbst der frommste Muselmann verschmäht nicht, den Wein dieses Weinberges zur Erinnerung an seinen Begründer zu trinken. Ob Noah auch schon Wein

bereitete, ist ebenfalls ungewiß; seine erste Trunkenheit kann durch den kräftigen Most so vorzüglicher Trauben ebenso leicht veranlaßt worden sein, als einige Jahrhunderte später die Trunkenheit des Lot, welcher auf seiner eiligen Flucht aus dem brennenden Sodom schwerlich ausgegohrenen Wein für den Bedarf eines langen auswärtigen Aufenthalts mit sich führte und in den ebenso milden Gegenden des benachbarten Zufluchtsortes Zoar auch ebenso köstliche Trauben vorfand. Der alte König von Jerusalem Melchisedek ließ dem siegreichen Abraham Brod und Wein reichen, 1. Mose 14, 18, und Abraham brachte Jehovah Brod und Wein als Dankopfer dar. In den kirchlichen Anordnungen des Mose wird wiederholt beim Gottesdienst Wein zum Dankopfer bestimmt und dadurch gewissermaßen als die edelste Gabe Gottes anerkannt.

In Betreff der Weinkultur selbst gab Mose verschiedene Gesetze, die um so mehr interessiren, als sie zugleich die ersten sind, welche die Rechte des Grundeigentums bei einem Volk bestimmen, das kaum aus dem Nomadenleben herausgetreten war. Einige derselben, namentlich die Erlaubniß, in einem fremden Weinberg sich Trauben zur Erquickung schneiden zu dürfen, sowie das Gebot an die Weinbergbesitzer, ihren Weinberg nicht zu pedantisch zu lesen, noch die abgefallenen Beeren aufzusammeln, sondern sie Armen und Fremdlingen zur Afterlese zu lassen, athmen so milde und liberale Grundsätze, daß sich einzelne dieser Verordnungen in einigen Ländern bis heute erhalten haben. (Volz, Beiträge zur Kulturgesch. Leipzig, 1852. S. 53). Auch für den praktischen Wein-

bau gab Mose nützliche Gesetze, so heißt es 5. Mose 22, 9: „Du sollst deinen Weinberg nicht mit mancherlei besäen, daß du nicht zur Fülle heiligest solchen Samen, den du gesäet hast, neben dem Einkommen des Weinberges.“ Der Gesetzgeber wollte dadurch der Doppelbenutzung des Bodens vorbeugen, welche eigentlich niemals stattfinden soll, aber doch selbst in echten Weinländern gar nicht selten vorkommt. So ist es auf Madeira eine allgemein übliche Sitte, Kohl, Rüben und andre Gemüse zwischen den Reben anzupflanzen.

Die besten Weinsorten der alten Juden wuchsen in Cölesyrien, im Thal Eskol und in der Gegend von Engeddi. Die Weinlese dauerte vom September bis November und war ein allgemeines Fest der Freude und der Dankbarkeit gegen das höchste Wesen, wie sie solches zu allen Zeiten und bei allen Nationen gewesen ist. Wer verweilte nicht gern im Geist beim Vater Rhein, wenn auf seinen Rebenhügeln Freudenfeuer die dunkle Nacht erhellen, Raketen hoch in die Lüfte steigen, ein tausendstimmiger Jubel von Jung und Alt erschallt und eine ländliche Musik das lustige Winzervolk zum Tanz einladet? Welch ein großartiges Nationalfest ist nicht die Weinlese in der Hegyallya? und unter demselben Jubel des Volks, wie heute am Rhein und an der Theiß, wurden schon vor Jahrtausenden am Jordan und Euphrat die Trauben geschnitten.

Den Most füllte man theils in Schläuche oder in irdene Krüge und ließ ihn gähren, theils kochte man ihn zu Syrup ein, oder suchte durch Beimischung von Gewürzen ihn stärker und schmackhafter zu machen. In

diesen Gebräuchen scheinen alle weinbautreibenden Völker des Altertums einander vollkommen zu gleichen; wir finden fast genau dieselben Prozesse des Kelterns, Aufbewahrens, Mischens und Parfümirens in den Bildwerken der Aegypter und in der heiligen Schrift, in den Epen des Homer und in den Satiren des Horaz.

Daß auch Tauschhandel mit Wein gegen andere Waaren stattfand, wird durch Hesekiel 27, 18 bestätigt. So wurde noch im vorigen Jahrhundert auf Madeira vielfach Tauschhandel mit Wein getrieben, zumal dann wenn auf der Insel eine starke Nachfrage nach Zeug, Wäsche, Toilettengegenständen und Lebensmitteln war. Der Engländer Atkins kaufte daselbst 1720 eine ganze Pipe Wein (etwa 600 Flaschen) für zwei vertragene Hemden und eine andere für drei Perrücken, die er ebenfalls eine Reihe von Jahren gebraucht hatte.

Trotzdem daß Palästina seit den Zeiten der alten Hebräer vielen verheerenden Kriegen ausgesetzt war und noch jetzt der muhamedanischen Herrschaft unterworfen ist, hat doch der Weinbau daselbst gegenwärtig solche Ausdehnung, daß jährlich mehr als 300 Kameellasten Rosinen und Dibs, d. i. Weinbeermus oder Weinsyrup, von Hebron nach Aegypten gehen. Jerusalemer Wein finden wir sogar in den Gasthöfen einiger Städte Deutschlands, wenigstens gedruckt auf der Weinkarte, z. B. in Augsburg; er heißt auch Patriarchenwein nach dem in Jerusalem residirenden Patriarchen. Seit 1864 baut ein dort wohnender Deutscher, der Hausvater des syrischen Waisenhauses, von seiner württembergischen Heimat her mit

der Weinkultur wohlbekannt, einen besonders köstlichen Jerusalemswein von goldgelber Farbe. (Ausland, 1865. Nr. 8). So ist es wiederum der Deutsche, dieses höchst kosmopolitische Geschöpf, welcher sich in den fernsten Ländern auch um die Weinkultur verdient macht, in Neu-Holland nicht weniger als in Griechenland und Südrußland, und in Jerusalem so gut wie in Kalifornien.

Sechstes Kapitel.

Die Griechen.

Die Rebe soll durch die Einwanderungen der Heroen nach Griechenland gekommen sein, so nach Böotien durch Kadmus, welcher um 1519 vor Chr. aus Phönizien kam, nach Athen durch den Thrazier Eumolpos nach dem Peloponnes durch Pelops, welcher etwa 1320 vor Chr. aus Phrygien kam, nach der Insel Chios durch, Dionysos' Sohn Oenopion, zu den Aetoliern durch Deukalions Sohn Oresitheus. Zur Zeit des Cekrops, welcher etwa 1580 aus Aegypten einwanderte, gab es aber noch keinen Wein in Attika, da jener Wasser zu seinen Opfern nahm. Nach neuern Annahmen kam der Wein unter Pandion, dem fünften Könige nach Cekrops, mit den Cerealien zugleich aus Kreta nach Attika. Gewiß ist, daß schon im heroischen Zeitalter die Pflege des Weinstocks für ein Merkmal der Civilisation galt, wie genugsam aus den Epen Homers, die etwa von 1000 bis 900 vor Chr. entstanden, hervorgeht. Es wird darin den Cyklopen als Rohheit ausgelegt, daß sie keinen Weinbau treiben, obgleich die Rebe bei ihnen üppig gedeihe und

geschwollene Trauben trage; und mehrere Gegenden und Städte, wie Epidaurus, Phrygien, Pedasos, Arne und Histiäa, werden von Homer mit den ehrenden Beiwörtern „rebenreich" und „vieltraubig" belegt. Unter den plastischen Darstellungen, welche Vulkan auf dem Schild des Peleiden Achilles fertigte, finden wir einen Weinacker; und Hesiod, welcher ebenfalls um 900 vor Chr. lebte, liefert uns eine Beschreibung der Weinlese, die auf dem Schild des Herkules dargestellt war. Mögen immerhin diese kunstvollen Schilder nur Gebilde dichterischer Phantasie sein, so beweisen sie nichtsdestoweniger zweierlei: erstens daß der Weinbau schon damals in so hohem Ansehen stand, daß man die Symbole desselben als einen Hauptschmuck der Waffen für Helden und Heerführer bezeichnete, und zweitens daß die Weinlese überhaupt ein Ereigniß war, welches die Dichter, Bildhauer und Maler begeisterte und dessen bildliche Darstellung das ganze Volk im höchsten Grade liebte. Der berühmte Zeuxis malte eine Weintraube, deren täuschende Aehnlichkeit sogar die Vögel anlockte. Auf einer blauen Glasvase, die man in der Gräberstraße zu Pompeji fand, ist die völlig naturgetreue Abbildung eines Weinstocks mit allen Ranken, Blättern und Trauben zu sehen. Darstellungen des Weinbaus und seines Schutzgottes finden sich außerdem an zahllosen Vasen, Gemmen und Trinkgeschirren des Altertums.

Die Gesetzgeber Drako und Solon, 624 und 594 vor Chr., nahmen, wie Plutarch und Diogenes von Laërte berichten, den Obst- und Weinbau gegen alle Verletzungen durch geordnete, sogar bis zur Strafe der Tempelräuber

und Mörder geschärfte Gesetze in ihren besondern Schutz. Im vierten Jahrhundert vor Chr. begründeten Aristoteles und sein Schüler Theophrastus eine mehr wissenschaftliche Kultur der Rebe; besonders erhob letzterer in seinem Vaterland, auf der fruchtbaren Insel Lesbos, den Weinbau zu einer solchen Blüthe, daß der Lesbier fast dem berühmten Chier gleichkam, lange Zeit diesen Ruf der Vorzüglichkeit bewahrte und noch nach drei Jahrhunderten den durch die Tafel des Mäcenas verwöhnten Weinkenner und Feinschmecker Horaz begeisterte. Die Ausbildung aber, welche die Weinkultur in dieser Zeit der rationellen Forschung gewann, ist schon als der Höhepunkt anzusehen, den sie überhaupt in Hellas jemals erreichte; denn sobald Rom in allen Zweigen der Wissenschaften und Kultur zu glänzen begann, schweigen alle Nachrichten über den weiteren Fortschritt des griechischen Weinbaus. Als dann Griechenland sich 146 v. Chr. gar in eine römische Provinz verwandelte, da gab es überhaupt keine griechische Weinkultur mehr, sondern nur noch eine römische; die Geschichte beider fällt auf diesem Punkte zusammen. Die Römer bauten die Rebe um jene Zeit schon mit Verstand und Liebe und huldigten gern dem Baccchus; war doch nach Plinius das erste Gemälde, welches nach der Zerstörung Korinths neben vielen andern Kunstwerken von Griechenland nach Rom kam, der berühmte Bacchus des Thebanischen Malers Aristides.

Als später von der Wüste Arabiens eine neue Religion und Weltherrschaft ausging und endlich auch das oströmische Kaiserreich nach vielen vergeblichen Kämpfen 1453 nach Chr. dem Schwert der osmanischen Türken

erlag, da sah es traurig um die Weinkultur in Griechenland aus. Wahrscheinlich entstand während dieser Zeit in der Nachbarschaft des verödeten Korinth, wo die Reben jeglicher Pflege entbehrten, jene eigentümliche Varietät des Weinstocks, die Vitis apyrena L., deren getrocknete kernlose Früchte wir Korinthen nennen. Nirgends duldeten die Türken den Weinbau; einige Sultane verboten sogar ihren Unterthanen, das Wort Wein auszusprechen, so daß dieser Begriff in der türkischen Sprache nur durch Umschreibungen ausgedrückt wird. Produktion und Ausfuhr des Weins wurden in Griechenland fast auf Null reduzirt und haben sich auch nach der Befreiung der Nation von der Herrschaft des Halbmondes 1827 noch nicht recht wieder gehoben. Dies rührt zum Theil daher, daß die jetzigen Griechen den Wein oft so verkehrt behandeln, daß sie selbst zur Strafe dafür während der heißen Sommermonate Essig statt Wein trinken müssen.

Im Altertum standen an Qualität die Weine von den griechischen Inseln oben an, namentlich von Chios, Lesbos, Thasos und Rhodos. Vom Chier als dem theuersten Weine kostete zu Sokrates' Zeit der Metretes 1 Mine, d. h. nach unserm Maß und Preis 1 Anker 23 Thaler. Im Allgemeinen aber waren die Weinpreise schon aus dem Grunde sehr niedrig, weil gar keine oder doch eine höchst geringe Ausfuhr von Wein zu den benachbarten Völkerschaften stattfand. Vom attischen Landwein, der freilich nicht von besondrer Qualität war, kostete zu Demosthenes' Zeit der Metretes nur 4 Drachmen, etwa gleich 27½ Silbergroschen. Noch mäßiger muß der

korinthiſche Landwein geweſen ſein, da ihn der Komiker Alexis ein Folterinſtrument nennt; vielleicht ſpielte er die Rolle eines antiken Grünebergers oder glich dem berüchtigten Witzenhauſener, mit welchem den kleinen Kindern in Kurheſſen gedroht wird, wenn ſie nicht in die Schule wollen. Auch der pramniſche Wein ſcheint den Ruf, den er im heroiſchen Zeitalter hatte, nicht verdient zu haben; wenigſtens fanden ihn die Athener der ſpätern Zeiten zu herbe, „Augenbrauen und Unterleib zuſammenziehend". Ob ſein Name vom Berge Pramne auf der Inſel Ikaria, oder, wie Plinius meint, vom gleichnamigen Berge bei Smyrna abzuleiten ſei, muß jetzt wohl dahingeſtellt bleiben; nach noch Andern kommt „pramniſch" her von „παραμένειν, ausdauern" und bedeutet nichts weiter, als daß ſich dieſer Wein gut halte. Die ſchlechtern Sorten wurden in Athen gewöhnlich von den Sklaven und Arbeitern getrunken.

Die berühmteſten griechiſchen Weine der Jetztzeit ſind der auf Candia wachſende Malvaſia und der Cypernwein, welcher den Dichter Béranger zu einem herrlichen Lobgedichte begeiſterte und ſchon zur Zeit des Auguſtus und Tiberius vom Leckermaul Apicius gern getrunken ward, jenem berühmten Freſſer, welcher gewiſſe Kuchen erfand, über die Kochkunſt ſchrieb und ſich endlich vergiftete, aus Furcht vor Hunger zu ſterben, weil er bemerkte, daß ſein ungeheures Vermögen auf die Kleinigkeit von 725,000 Thalern zuſammengeſchmolzen war. Von Cypern wanderte der Weinſtock 1421 nach Chr. auf Befehl des portugieſiſchen Infanten Heinrich weſtwärts nach Ma-

deira, und später wurden hier auch von Candia Reben eingeführt. Alle drei Inseln scheint ein ähnlicher Weinsegen zu beglücken, wenn wir von der Traubenkrankheit absehen, welche leider seit 1852 Madeira so grausam heimsucht. Auf Candia soll der Riese aller Reben wachsen, welcher binnen drei Monaten sieben mal, ja bis eilf mal Blüthen treibt. Man sagt, ein einziger Stamm erhalte Leibesdicke und beschatte Haus und Hof mit seinen Zweigen. Vielleicht ist diese Wunderrebe dieselbe, die man im Orient unter dem türkischen Namen Jediveren (7 gebend) kennt, und an welcher die Frucht, wie Falmerayer beschreibt, in allen Stufen des Wachstums von der Blüthe bis zur vollen Reife zugleich zu sehen ist.

Im ganzen Altertum trank man den Wein, wie auch jetzt noch in südlichen Ländern, mit Wasser vermischt. Bei den deutschen Weinen würde uns solche Mischung wenig munden und wäre auch ganz unnöthig, während sie bei den süßen, feurigen Weinen des Südens allerdings geboten war. Wenn schon die Sonnengluth an den Abhängen der griechischen Gebirge einen großen Zuckergehalt der Trauben, mithin auch einen großen Weingeistgehalt des Weins bewirkte, so wurde die Konsistenz und Stärke des letztern dadurch noch erhöht, daß er zuweilen aus gedörrten Trauben gekeltert, oft auch noch eingekocht und längere Zeit aufbewahrt wurde. Aristoteles behauptet von dem Samagoreischen Wein, daß davon 3 Kotylen, etwa gleich ¾ Quart, über 40 Mann benebelt hätten. Nach einer Sage lernte der attische König Amphiktyon direkt von Dionysos das Mischen des Weins mit Wasser. Nur

die Barbaren tranken unvermischten Wein; so lernte von den Scythen der spartanische König Kleomenes I. diese Unsitte, welche später, wie seine Unterthanen mit Bestimmtheit annahmen, die Ursache seines Wahnsinns war. Wie uns der Tischphilosoph Athenaeus berichtet, ging der alte Gesetzgeber Zaleukos in Unteritalien soweit in seiner Strenge, daß ein Trunk ungemischten Weins ohne spezielles ärztliches Geheiß mit dem Tode gebüßt werden sollte.

Die Mischung geschah in einer besondern großen Urne (Mischkrug, κρατήρ) von gebranntem Thon oder von Silber und andrem Metall. Aus diesem Krug wurden die Becher, Schalen und andern Trinkgeschirre, deren es in verschiedener Form und Größe gab, vollgeschöpft. In welchem Verhältniß die Mischung des Weins geschah, giebt Homer nicht an, Hesiod will ihn mit drei Theilen Wasser gemischt wissen. Am Häufigsten dürfte wohl die Mischung zu gleichen Theilen gewesen sein, obwohl nach andern Angaben diese in Athen noch für gefährlich galt, wo dagegen die Verhältnisse 1:2, 1:3, 2:3, 2:5, 3:5 gebräuchlich waren, in denen natürlich die ersten Glieder Wein bedeuten. Uebrigens war das Mischungsverhältniß gewiß sehr willkürlich und richtete sich nach der Qualität des Weins sowohl wie nach der Konstitution und Geübtheit des Trinkers. Eigene Weinbeschauer, die beim Volk gewöhnlich keinen besondern Ruf genossen, prüften bei öffentlichen Gelegenheiten das Gemisch.

Wenn in der Odyssee IX. 209 ein Becher Wein in zwanzig Becher Wasser gegossen wird, so dürfte dies

Verhältniß wohl eine poetische Uebertreibung sein, welche nur dazu dienen sollte, die große Stärke und das Feuer des Maronischen Weins anzudeuten, womit Odysseus den Cyklopen Polyphem trunken machte. Ein solcher Prälatenwein, den ein gewöhnlicher Erdensohn zu eigenem Gebrauch zwanzigfach verdünnen mußte, gehörte wahrlich dazu, jenes einäugige Monstrum zu bändigen. Dreimal leerte der Dumme den Becher des funkelnden Weins, da

Streckt er sich hin, fiel rücklings und lag mit gesenktem
Feistem Nacken im Staub, und der allgewaltige Schlummer
Ueberwältiget ihn, dem Rachen entstürzten mit Weine
Stücke vom Menschenfleisch, die der schnarchende Trunkenbold
ausbrach.

Aufbewahrt wurde der Wein in großen irdenen Krügen oder in Schläuchen von Ziegenfell. An einen ähnlichen Gebrauch im deutschen Mittelalter erinnert das noch gebräuchliche Flüssigkeitsmaß Oxhoft, welches Wort aus Ochsenhaut entstanden ist. Die irdenen Gefäße aber vertraten bei den Alten die Stelle unsrer hölzernen mit Reifen umwundenen Fässer, welche noch zu Plinius' Zeit nur in der Alpengegend gebräuchlich waren, wie denn auch die cisalpinischen Gallier die Erfinder derselben sein sollen. Das ganze Altertum kennt keine Faßbinder, die Töpfer fabrizirten jene irdenen Gefäße, und zwar zuweilen von enormer Größe. In einem solchen, nicht in einer hölzernen Tonne, wohnte der Lazzarone Diogenes, welcher mit dem göttlichen Trank lieber sich selber gefüllt sehen wollte, als sein Haus.

Daß der Wein mit den Jahren an Güte gewinnt, wußte ſchon der jugendliche Greis Neſtor. Od. III. 390:

Und den Kommenden miſchte der Greis von Neuem im Kelche
Süßen, balſamiſchen Wein im elften Jahre des Alters.

Gleichwohl pflegte in ſpäterer Zeit bei den Athenern der Wein kein hohes Alter zu erreichen, wenn ihnen auch der alte Wein beſſer als der junge gemundet haben mag. Die nüchternen Lazedämonier tranken ihn nicht vor dem vierten Jahr. Man erhöhte den Genuß des Weins dadurch, daß man Zwiebeln dazu aß, welche in wärmern Gegenden, wie bekannt, ſüßlich und für manche Gaumen ſehr wohlſchmeckend ſind; oder man hatte die Liebhaberei, den Wein durch verſchiedene Mittel, als Käſe, Mehl, Honig ꝛc. konſiſtenter zu machen. Einem ſolchen Weinmus miſchte die ſchöngelockte Göttin und furchtbare Zauberin Circe noch bethörende Säfte bei und verwandelte durch dieſen Trank die Gefährten des Odyſſeus in Schweine.

Die Bewohner der Inſel Kos miſchten den Moſt mit Meerwaſſer, um den Wein heller und angenehmer zu machen, oder ließen zu dieſem Zweck die Gefäße eine Zeit lang im Meerwaſſer liegen. Ein Sklave, welcher ſeinem Herrn friſchen Wein geſtohlen hatte, kam zufällig zu dieſer Entdeckung dadurch, daß er, um den Diebſtahl zu verbergen, das Gefäß mit Seewaſſer ausfüllte. Später ſtellte ſich heraus, daß der Wein durch dieſen Betrug an Güte gewonnen hatte. Das Verfahren ward daher häufiger angewendet und fand im Lauf der Zeit eine ganz

allgemeine Verbreitung. Es scheint übrigens auf der ganzen Erde, wo Wein getrunken wird, die Weinverfälschung kaum jünger zu sein, als die Weinbereitung. Weinfälscher waren ebenso wie Faschmünzer und Roßfälscher den Alten wohlbekannt; wir reden im folgenden Kapitel hierüber noch ausführlicher. Man würzte und parfümirte die Weine, mischte zwei Sorten mit einander, von denen die eine ärmer, die andere reicher an Bouquet oder Weingeist war, und schuf auf diese Weise schnell berauschende Bastarde. Die kleinen Krämer und Schenkwirthinnen in Athen waren mit wenigen Ausnahmen in der Kunst der Verfälschung wohl bewandert und betrogen die Privatleute, die ihren Bedarf an Wein von ihnen entnahmen.

Der Wein war nicht nur in den Palläſten der Großen, an der Tafel der üppigen Freier Penelopes, nicht nur im Lager der Krieger, sondern selbst in der ärmlichen Hütte der Bettler, sowie des göttlichen Sauhirten Eumaeos eine unentbehrliche Zugabe des Mahls. Für die Griechen bildeten Mahlzeiten und Gelage die süßesten Genüsse des Lebens, und unzählige Male gedenkt Homer der Erquickung durch Speise und Trank, beinahe so oft als Gerstäcker in seinen Reisebeschreibungen der Erquickung durch Cigarren gedenkt. Alle Homerischen Helden beglückte der Durst, vorzüglich aber den jugendlichen Greis Nestor, dessen vierhenkliger Pokal, wenn er voll war, nur mit Mühe von den Gewaltigen gehoben werden konnte. Ganze Völkerschaften standen im Ruf, vielen Wein zu trinken; dazu gehörten die Byzantiner, Illyrier, Korinther, Argiver, Thrazier und Ta-

rentiner; bei letztern sie, es, wie Aelian stark tadelt, gar nicht auf, schon am Morgen zu trinken und vor der Hauptmahlzeit trunken zu sein, welche freilich erst nach Sonnenuntergang stattfand. Der Hang der Mazedonier zur Trunkenheit war allgemein bekannt. Ihr großer Alexander liebte als ein ebenbürtiger Sohn seines Vaters Philipp leidenschaftlich den Wein; nur einmal ward er, wie berichtet wird, in einem Wettkampf besiegt. Er trank nämlich einem gewissen Proteus sechs Quart vor, dieser aber leerte nicht nur dieselbe Menge, sondern trank auf der Stelle abermals unter ungeheurem Beifall der Zechkumpane dem König sechs Quart vor. Als darauf Alexander Bescheid gethan, fiel sein Pokal auf den Boden, und er selbst mäuschenstill ihm nach. Vergeblich ermahnte ihn der Weise Androcydes, seiner Unmäßigkeit Einhalt zu thun; Alexander war in der Völlerei sogar im Stande, seine Vertrauten zu erstechen. Andrerseits bewirkte die Leidenschaft des Heldenkönigs auch Gutes; er suchte selbst während der Feldzüge und Eroberungen die Weinkultur in allen seinen Provinzen zu befördern, pflanzte sogar im heißen Babylonien die Rebe an und erweiterte, um den Sinn des Volks für den Weinbau zu beleben, das Bacchusfest, an welchem seine Heere ohne alle Waffen, sogar ohne Helm, nur mit Trinkschalen, Flaschen und Krügen bewaffnet, Theil nehmen mußten.

Im geraden Gegensatz zu den Mazedoniern standen hinsichtlich der berauschenden Gastmahle die Spartaner, deren Erziehung von Kindesbeinen an darauf hinausging, daß sie sich das Trinken gar nicht angewöhnten. Nur einmal im Jahr wurden die als Vieh betrachteten He-

loten gewaltsam betrunken gemacht, um den Jünglingen als abschreckendes Beispiel vorgeführt zu werden, wie noch jetzt zu einem gleichen Zweck die Apostel der Mäßigkeitsvereine ein betrunkenes und verlottertes Subjekt mit sich schleppen. Dagegen waren in Athen Zechgelage allgemein gebräuchlich, und die hervorragendsten Persönlichkeiten, die größten Künstler, Staatsmänner, Philosophen und Krieger, nahmen selbst außer der Zeit der Dionysien daran Theil. So lange freilich der Areopag die Sittenaufsicht übte und in Ansehen stand, ward jede Lüderlichkeit der Bürger geahndet und kein anständiger Mann besuchte die öffentlichen Weinschenken. Diese naive Unschuld der Sitten veraltete rasch, und mit der allgemeinen Sittenverderbniß nahm auch die Schwelgerei im Wein zu. Während die spartanischen Jungfrauen gar keinen Wein oder nur sehr gewässerten tranken, huldigte dagegen unter den athenischen manche dem Dionysos, und der Komiker Antiphanes meint sogar, es sei nur in dem Lande, wo kein Wein wachse, rathsam zu heirathen. Uebrigens trinkt schon bei Homer das weibliche Geschlecht Wein; die Königstochter Nausikaa nimmt sich einen Schlauch Wein mit zum Waschplatz, und Odysseus reicht ihrer Mutter Arete beim Abschied einen Becher mit Wein, worauf diese ihm Bescheid thut. Die jetzigen Generationen der Menschen sind sehr ängstlich, Kindern Wein zu verabreichen; die Milch ist der Wein der Jugend. Anders war es in der heroischen Zeit; den Heldenkindern goß man schon früh sprudelnden Wein in den Rachen, damit sie rasch zu Helden erstarkten, ihren Vätern gleich. Als vor Troja Odysseus die Theilnahme

des Achilles am Kampfe erbat, sprach zu letzterm der greise Phönix die schönen Worte Ilias IX. 490:

Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
Wein aus dem Munde verschüttend in unbehilflicher Kindheit.

Bekannt war aber auch den Heroen schon jene Doppelkraft des Weins, daß er nicht nur stärke, sondern auch schwäche. Als Hekabe ihren aus dem Schlachtgetümmel heimkehrenden Sohn, den helmumflatterten Hektor, bittet, etwas Wein zur Stärkung zu nehmen, schlägt dieser es ab mit den Worten Ilias VI. 265:

Nicht des lieblichen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
Daß du mich nicht entnervst und der muthigen Kraft ich
vergesse.

Dagegen vergleiche Psalm 78, 65: „Der Herr erwachte wie ein vom Wein gestärkter Held."

Von den Symposien der Griechen haben uns Plato und sein Zeitgenosse Xenophon höchst anziehende Schilderungen hinterlassen. Während der eigentlichen Mahlzeit ward kein Wein getrunken; nach Beendigung derselben wusch man sich die Hände und spendete den Göttern eine Libation von ungemischtem Wein, bevor das Gelage begann. Ein Diener trat herzu und goß aus silberner Kanne Wein in eine goldene Schale. Diese ergriff der Herr des Hauses, vergoß zuerst einige Tropfen davon zu Ehren der Gottheiten, die er anrief, setzte dann die Schale an die Lippen und trank auf die Gesundheit seines Gastes, der zu seiner Rechten neben ihm saß, worauf

dieſer die Schale nahm, ebenfalls trank und ſie ſeinem nächſten Nachbar zur Rechten weiter gab. So trank man auch dem ankommenden oder ſcheidenden Gaſt zu, indem man ihm zur glücklichen Ankunft gratulirte oder Glück auf den Weg wünſchte. Während aber die Schale im Kreiſe herumging, traten junge, hübſche Flötenſpielerinnen in den Saal und begleiteten mit ernſten Tönen dieſe feierliche Ceremonie, bis der letzte der Gäſte die Schale zurückgegeben hatte. Dieſe Flötenſpielerinnen blieben gewöhnlich auch *nach* der Opferfeierlichkeit anweſend und dienten gleich den Harfeniſtinnen unſrer Tage noch einem andern Zweck, wie ſie ſich denn im Ganzen wenig von den eigentlichen Hetären unterſchieden.

Die Sitte, auf das Wohl Andrer zu trinken, kennt ſchon Homer, und ſpätere griechiſche Schriftſteller berichten genau die Ceremonien, unter denen jener mit dem Namen Philoteſie bezeichnete Gebrauch vor ſich ging. Während des Gelages umwandelten Herolde die Tafel und ſchenkten ein. In der heroiſchen Zeit wurden die Aelteſten durch eine größere Portion geehrt, ſowie dadurch daß man ihnen zuerſt den Becher kredenzte. Die Helden tranken einander nur den *vollen* Becher zu; erſt die ſpätere Sitte erlaubte, daß man vorher aus dem Becher trinken durfte.

Wie beim Komment der deutſchen Jugend, wurde bei den Gelagen der Griechen ein Präſes und zwar durch Würfeln gewählt, welcher das Miſchungsverhältniß des Weins beſtimmte, als Herr über die Diener des fremden Hauſes disponirte und Aufgaben und Strafen von der mannigfachſten Art diktirte. Becker läßt in ſeinem

Charicles p. 401 den erwählten Trinkkönig also reden: „Es ist alter Chier, den unser Freund uns giebt, ein vielvertragender Wein; darum mischet, ihr Knaben, zwei Theile Wasser und einen Theil Wein. Thut auch Schnee hinein, damit der Trunk frisch sei; oder fehlt es daran, so nehmt etwas von Stephanos' frostigen Späßen, und dann gießet ein in die kleinen Becher; mit diesen fangen wir an, mit den größern hören wir auf. Aber fleißig müßt ihr einschenken, und setzet auch eine große Schale zurecht für die, welche Strafe trinken müssen." Das Zutrinken oder Vorsteigen, die Trinkduelle, Toaste und Trinksprüche nahmen fast kein Ende beim Komment und gaben bequemen Anlaß zum Vieltrinken und zur Schwelgerei. Fast jeder Trunk geschah zum Preis einer Gottheit, zur Verherrlichung des Schönen, zum Heil der Geliebten, ja die Menge der feierlich zugebrachten Becher brachte den feinen Griechen unter den Tisch. Verständige Leute tadelten daher die Tyrannei des herrschenden Komments, welcher gelegentlich den Zecher nöthigte, unglaubliche Mengen des edlen Nasses zu konsumiren. So eifert der weise Theognis, der nicht viel Wein vertragen konnte, in folgenden Distichen wider den immerfort zugebrachten Ehren-, Lob- und Liebestrunk:

Denn der, heißt es, gebührt der Verbrüderung, jener ist Wettpreis,
Himmlischen spendest du den, diesen dann hast du zur Hand,
Und zu versagen ist schwer. Unbesiegbar ja wäre zu nennen,
Wer so trotzend dem Trunk wüßte zu meistern sein Wort.

Einen solchen Unbesiegbaren aber gab es wirklich; es war Sokrates, welcher weder im Trinken von Andern, noch durch den Trunk selbst jemals besiegt ward. Sein jüngerer Freund Alcibiades legte es wiederholt darauf an, ihn durch Vortrinken großer Quantitäten trunken zu machen, zog in diesem Kampf aber jedesmal den Kürzern. Sokrates that mit denselben Mengen Bescheid und blieb nüchtern, wenn jener schon anfing seine Dispositionsfähigkeit einzubüßen. Der große, weise Schulmeister des Altertums sprach selbst mit klassischer Ruhe noch über ernste, philosophische Gegenstände, während seinen Trinkgenossen schon die Augen zufielen oder tiefer Schlummer sie erquickte. Allein es ist gerade eine Eigentümlichkeit, wodurch sich die Gelage der Griechen von denen mancher andern Völker unterscheiden, daß nicht nur viel Wein getrunken, sondern auch mit Anstand vertragen ward. Wie Sokrates, waren noch manche andre Athener im Stande, den Rebensaft in Strömen hinabzugießen, ohne einer viehischen Trunkenheit anheimzufallen. Daher bedeutet das Verbum „pergraecari, sich als Griechen erweisen" soviel als „den Wein vertragen und, wo nöthig, den Rausch verbergen können." An diese Kunst mahnt auch gewiß die alte vielfach gedeutete Inschrift an Auerbachs Keller zu Leipzig: „Vive, bibe, obgraecare memor Fausti".

Der durch und durch sinnliche Grieche suchte beim Gelage nicht nur den Gaumen, sondern alle Sinne gleichzeitig zu erquicken. Deßhalb wurden mit Rosen und Veilchen durchflochtene Myrthen- und Epheukränze, Salben, Oele und andre wohlriechende Stoffe umher-

gereicht. Starke Trinker kauten bittere Mandeln, um sich vor übeln Folgen des Trunks zu schützen. Vor Allem aber dienten Musik und Tanz, zumal üppige mimische Tänze zur Erhöhung des Lebensgenusses. Das Trinken an und für sich war ebenso wie bei unsern Kneipereien keineswegs die alleinige Ursache des Zusammenbleibens der Gesellschaft. Wie die Deutschen, liebten die Griechen Gesang, Unterhaltung und heitere Scherze und brachten die Zeit ihrer Gelage damit hin. Die ihnen eigentümliche Ungezwungenheit des Benehmens und ihre stets zu Scherz und treffendem Witz bereite Laune verliehen ihren Symposien einen ungewöhnlichen Reiz. In den seltensten Fällen mögen freilich so geistreiche Gespräche, wie Plato und Xenophon sie führen lassen, jede andre Art der Unterhaltung entbehrlich gemacht haben; mochten wohl Manche selbst meinen, daß alle philosophischen Gespräche aus dem Kreise fröhlicher Zecher zu verbannen seien, so war es doch bei den Griechen, selbst wo man zu Spiel und anderm Zeitvertreib seine Zuflucht nahm, immer der eigene Geist, der selbstthätig die Unterhaltung schuf. Niemals sank man zu einer Passivität herab, wie in Rom, wo oft sogar Vorlesungen und Konzerte Abwechslung in die Eintönigkeit der Gelage bringen mußten.

allgemeine Verbreitung. Es scheint übrigens auf der ganzen Erde, wo Wein getrunken wird, die Weinverfälschung kaum jünger zu sein, als die Weinbereitung. Weinfälscher waren ebenso wie Faschmünzer und Roßfälscher den Alten wohlbekannt; wir reden im folgenden Kapitel hierüber noch ausführlicher. Man würzte und parfümirte die Weine, mischte zwei Sorten mit einander, von denen die eine ärmer, die andere reicher an Bouquet oder Weingeist war, und schuf auf diese Weise schnell berauschende Bastarde. Die kleinen Krämer und Schenkwirthinnen in Athen waren mit wenigen Ausnahmen in der Kunst der Verfälschung wohl bewandert und betrogen die Privatleute, die ihren Bedarf an Wein von ihnen entnahmen.

Der Wein war nicht nur in den Palläſten der Großen, an der Tafel der üppigen Freier Penelopes, nicht nur im Lager der Krieger, sondern selbst in der ärmlichen Hütte der Bettler, sowie des göttlichen Sauhirten Eumaeos eine unentbehrliche Zugabe des Mahls. Für die Griechen bildeten Mahlzeiten und Gelage die süßesten Genüsse des Lebens, und unzählige Male gedenkt Homer der Erquickung durch Speise und Trank, beinahe so oft als Gerstäcker in seinen Reisebeschreibungen der Erquickung durch Cigarren gedenkt. Alle Homerischen Helden beglückte der Durst, vorzüglich aber den jugendlichen Greis Nestor, dessen vierhenkliger Pokal, wenn er voll war, nur mit Mühe von den Gewaltigen gehoben werden konnte. Ganze Völkerschaften standen im Ruf, vielen Wein zu trinken; dazu gehörten die Byzantiner, Illyrier, Korinther, Argiver, Thrazier und Ta-

reutiner; bei letztern fiel es, wie Aelian stark tadelt, gar nicht auf, schon am Morgen zu trinken und vor der Hauptmahlzeit trunken zu sein, welche freilich erst nach Sonnenuntergang stattfand. Der Hang der Mazedonier zur Trunkenheit war allgemein bekannt. Ihr großer Alexander liebte als ein ebenbürtiger Sohn seines Vaters Philipp leidenschaftlich den Wein; nur einmal ward er, wie berichtet wird, in einem Wettkampf besiegt. Er trank nämlich einem gewissen Proteas sechs Quart vor, dieser aber leerte nicht nur dieselbe Menge, sondern trank auf der Stelle abermals unter ungeheurem Beifall der Zechkumpane dem König sechs Quart vor. Als darauf Alexander Bescheid gethan, fiel sein Pokal auf den Boden, und er selbst mäuschenstill ihm nach. Vergeblich ermahnte ihn der Weise Androcydes, seiner Unmäßigkeit Einhalt zu thun; Alexander war in der Völlerei sogar im Stande, seine Vertrauten zu erstechen. Andrerseits bewirkte die Leidenschaft des Heldenkönigs auch Gutes; er suchte selbst während der Feldzüge und Eroberungen die Weinkultur in allen seinen Provinzen zu befördern, pflanzte sogar im heißen Babylonien die Rebe an und erweiterte, um den Sinn des Volks für den Weinbau zu beleben, das Bachusfest, an welchem seine Heere ohne alle Waffen, sogar ohne Helm, nur mit Trinkschalen, Flaschen und Krügen bewaffnet, Theil nehmen mußten.

Im geraden Gegensatz zu den Mazedoniern standen hinsichtlich der berauschenden Gastmahle die Spartaner, deren Erziehung von Kindesbeinen an darauf hinausging, daß sie sich das Trinken gar nicht angewöhnten. Nur einmal im Jahr wurden die als Vieh betrachteten He-

loten gewaltsam betrunken gemacht, um den Jünglingen als abschreckendes Beispiel vorgeführt zu werden, wie noch jetzt zu einem gleichen Zweck die Apostel der Mäßigkeitsvereine ein betrunkenes und verlottertes Subjekt mit sich schleppen. Dagegen waren in Athen Zechgelage allgemein gebräuchlich, und die hervorragendsten Persönlichkeiten, die größten Künstler, Staatsmänner, Philosophen und Krieger, nahmen selbst außer der Zeit der Dionysien daran Theil. So lange freilich der Areopag die Sittenaufsicht übte und in Ansehen stand, ward jede Lüderlichkeit der Bürger geahndet und kein anständiger Mann besuchte die öffentlichen Weinschenken. Diese naive Unschuld der Sitten veraltete rasch, und mit der allgemeinen Sittenverderbniß nahm auch die Schwelgerei im Wein zu. Während die spartanischen Jungfrauen gar keinen Wein oder nur sehr gewässerten tranken, huldigte dagegen unter den athenischen manche dem Dionysos, und der Komiker Antiphanes meint sogar, es sei nur in dem Lande, wo kein Wein wachse, rathsam zu heirathen. Uebrigens trinkt schon bei Homer das weibliche Geschlecht Wein; die Königstochter Nausikaa nimmt sich einen Schlauch Wein mit zum Waschplatz, und Odysseus reicht ihrer Mutter Arete beim Abschied einen Becher mit Wein, worauf diese ihm Bescheid thut. Die jetzigen Generationen der Menschen sind sehr ängstlich, Kindern Wein zu verabreichen; die Milch ist der Wein der Jugend. Anders war es in der heroischen Zeit; den Heldenkindern goß man schon früh sprudelnden Wein in den Rachen, damit sie rasch zu Helden erstarkten, ihren Vätern gleich. Als vor Troja Odysseus die Theilnahme

des Achilles am Kampfe erbat, sprach zu letzterm der greise Phönix die schönen Worte Ilias IX. 490:

Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
Wein aus dem Munde verschüttend in unbehilflicher Kindheit.

Bekannt war aber auch den Heroen schon jene Doppelkraft des Weins, daß er nicht nur stärke, sondern auch schwäche. Als Hekabe ihren aus dem Schlachtgetümmel heimkehrenden Sohn, den helmumflatterten Hektor, bittet, etwas Wein zur Stärkung zu nehmen, schlägt dieser es ab mit den Worten Ilias VI. 265:

Nicht des lieblichen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
Daß du mich nicht entnervst und der muthigen Kraft ich
vergesse.

Dagegen vergleiche Psalm 78, 65: „Der Herr erwachte wie ein vom Wein gestärkter Held."

Von den Symposien der Griechen haben uns Plato und sein Zeitgenosse Xenophon höchst anziehende Schilderungen hinterlassen. Während der eigentlichen Mahlzeit ward kein Wein getrunken; nach Beendigung derselben wusch man sich die Hände und spendete den Göttern eine Libation von ungemischtem Wein, bevor das Gelage begann. Ein Diener trat herzu und goß aus silberner Kanne Wein in eine goldene Schale. Diese ergriff der Herr des Hauses, vergoß zuerst einige Tropfen davon zu Ehren der Gottheiten, die er anrief, setzte dann die Schale an die Lippen und trank auf die Gesundheit seines Gastes, der zu seiner Rechten neben ihm saß, worauf

dieſer die Schale nahm, ebenfalls trank und ſie ſeinem nächſten Nachbar zur Rechten weiter gab. So trank man auch dem ankommenden oder ſcheidenden Gaſt zu, indem man ihm zur glücklichen Ankunft gratulirte oder Glück auf den Weg wünſchte. Während aber die Schale im Kreiſe herumging, traten junge, hübſche Flötenſpielerinnen in den Saal und begleiteten mit ernſten Tönen dieſe feierliche Ceremonie, bis der letzte der Gäſte die Schale zurückgegeben hatte. Dieſe Flötenſpielerinnen blieben gewöhnlich auch *nach* der Opferfeierlichkeit anweſend und dienten gleich den Harfeniſtinnen unſrer Tage noch einem andern Zweck, wie ſie ſich denn im Ganzen wenig von den eigentlichen Hetären unterſchieden.

Die Sitte, auf das Wohl Andrer zu trinken, kennt ſchon Homer, und ſpätere griechiſche Schriftſteller berichten genau die Ceremonien, unter denen jener mit dem Namen Philoteſie bezeichnete Gebrauch vor ſich ging. Während des Gelages umwandelten Herolde die Tafel und ſchenkten ein. In der heroiſchen Zeit wurden die Aelteſten durch eine größere Portion geehrt, ſowie dadurch daß man ihnen zuerſt den Becher kredenzte. Die Helden tranken einander nur den *vollen* Becher zu; erſt die ſpätere Sitte erlaubte, daß man vorher aus dem Becher trinken durfte.

Wie beim Komment der deutſchen Jugend, wurde bei den Gelagen der Griechen ein Präſes und zwar durch Würfeln gewählt, welcher das Miſchungsverhältniß des Weins beſtimmte, als Herr über die Diener des fremden Hauſes disponirte und Aufgaben und Strafen von der mannigfachſten Art diktirte. Becker läßt in ſeinem

Charicles p. 401 den erwählten Trinkkönig also reden: „Es ist alter Chier, den unser Freund uns giebt, ein vielvertragender Wein; darum mischet, ihr Knaben, zwei Theile Wasser und einen Theil Wein. Thut auch Schnee hinein, damit der Trunk frisch sei; oder fehlt es daran, so nehmt etwas von Stephanos' frostigen Späßen, und dann gießet ein in die kleinen Becher; mit diesen fangen wir an, mit den größern hören wir auf. Aber fleißig müßt ihr einschenken, und setzet auch eine große Schale zurecht für die, welche Strafe trinken müssen." Das Zutrinken oder Vorsteigen, die Trinkduelle, Toaste und Trinksprüche nahmen fast kein Ende beim Komment und gaben bequemen Anlaß zum Vieltrinken und zur Schwelgerei. Fast jeder Trunk geschah zum Preis einer Gottheit, zur Verherrlichung des Schönen, zum Heil der Geliebten, ja die Menge der feierlich zugebrachten Becher brachte den feinen Griechen unter den Tisch. Verständige Leute tadelten daher die Tyrannei des herrschenden Komments, welcher gelegentlich den Zecher nöthigte, unglaubliche Mengen des edlen Nasses zu konsumiren. So eifert der weise Theognis, der nicht viel Wein vertragen konnte, in folgenden Distichen wider den immerfort zugebrachten Ehren-, Lob- und Liebestrunk:

Denn der, heißt es, gebührt der Verbrüderung, jener ist Wettpreis,
Himmlischen spendest du den, diesen dann hast du zur Hand,
Und zu versagen ist schwer. Unbesiegbar ja wäre zu nennen,
Wer so trotzend dem Trunk wüßte zu meistern sein Wort.

Einen solchen Unbesiegbaren aber gab es wirklich; es war Sokrates, welcher weder im Trinken von Andern, noch durch den Trunk selbst jemals besiegt ward. Sein jüngerer Freund Alcibiades legte es wiederholt darauf an, ihn durch Vortrinken großer Quantitäten trunken zu machen, zog in diesem Kampf aber jedesmal den Kürzern. Sokrates that mit denselben Mengen Bescheid und blieb nüchtern, wenn jener schon anfing seine Dispositionsfähigkeit einzubüßen. Der große, weise Schulmeister des Altertums sprach selbst mit klassischer Ruhe noch über ernste, philosophische Gegenstände, während seinen Trinkgenossen schon die Augen zufielen oder tiefer Schlummer sie erquickte. Allein es ist gerade eine Eigentümlichkeit, wodurch sich die Gelage der Griechen von denen mancher andern Völker unterscheiden, daß nicht nur viel Wein getrunken, sondern auch mit Anstand vertragen ward. Wie Sokrates, waren noch manche andre Athener im Stande, den Rebensaft in Strömen hinabzugießen, ohne einer viehischen Trunkenheit anheimzufallen. Daher bedeutet das Verbum „pergraecari, sich als Griechen erweisen" soviel als „den Wein vertragen und, wo nöthig, den Rausch verbergen können." An diese Kunst mahnt auch gewiß die alte vielfach gedeutete Inschrift an Auerbachs Keller zu Leipzig: „Vive, bibe, obgraecare memor Fausti".

Der durch und durch sinnliche Grieche suchte beim Gelage nicht nur den Gaumen, sondern alle Sinne gleichzeitig zu erquicken. Deßhalb wurden mit Rosen und Veilchen durchflochtene Myrthen- und Epheukränze, Salben, Oele und andre wohlriechende Stoffe umher-

gereicht. Starke Trinker kauten bittere Mandeln, um sich vor übeln Folgen des Trunks zu schützen. Vor Allem aber dienten Musik und Tanz, zumal üppige mimische Tänze zur Erhöhung des Lebensgenusses. Das Trinken an und für sich war ebenso wie bei unsern Kneipereien keineswegs die alleinige Ursache des Zusammenbleibens der Gesellschaft. Wie die Deutschen, liebten die Griechen Gesang, Unterhaltung und heitere Scherze und brachten die Zeit ihrer Gelage damit hin. Die ihnen eigentümliche Ungezwungenheit des Benehmens und ihre stets zu Scherz und treffendem Witz bereite Laune verliehen ihren Symposien einen ungewöhnlichen Reiz. In den seltensten Fällen mögen freilich so geistreiche Gespräche, wie Plato und Xenophon sie führen lassen, jede andre Art der Unterhaltung entbehrlich gemacht haben; mochten wohl Manche selbst meinen, daß alle philosophischen Gespräche aus dem Kreise fröhlicher Zecher zu verbannen seien, so war es doch bei den Griechen, selbst wo man zu Spiel und anderm Zeitvertreib seine Zuflucht nahm, immer der eigene Geist, der selbstthätig die Unterhaltung schuf. Niemals sank man zu einer Passivität herab, wie in Rom, wo oft sogar Vorlesungen und Konzerte Abwechslung in die Eintönigkeit der Gelage bringen mußten.

Siebentes Kapitel.

Die Römer.

Nach Eutrop ward die Rebe vom Saturnus in Italien eingeführt, nach Andern ward sie von den Aminäern, einer Picentischen Völkerschaft, nach Falernä in Latium verpflanzt, nach noch Andern brachten die Oenotrier, einer der ältesten Volksstämme Italiens, sie aus ihrer östlichen Heimat mit. Als Aeneas nach der Zerstörung Trojas 1184 vor Chr. nach Italien kam, fand er die Rebe schon vor, welche in dem herrlichen Klima der Halbinsel vorzüglich gedieh. „In Kampanien vermählt sie sich", wie Plinius berichtet, „mit der Pappel in einem Grade, daß sie nicht von ihr losgerissen werden kann, und umkleidet mit ihren Ranken ganze Güter und Landhäuser. In den Spaziergängen der Livia zu Rom hält eine einzige Rebe die Sonnenstrahlen ab durch ihre schattigen Laubdecken und trägt zugleich 12 Eimer Most. Kein Holz hat eine unverweslichere Natur, als das des wilden Weinstocks. In der Stadt Populonia ist das aus

einem einzigen Exemplar geschnitzte Bildniß des Jupiter bereits viele Jahrhunderte alt und noch unverändert; in Metapontum ruht ein Tempel der Juno auf Pfeilern von Weinholz, und zu dem Dach des Dianatempels in Ephesus führt eine Treppe empor, die aus einem Cyprischen Weinstock geschnitzt ist."

Während in Latium mit Sicherheit schon früh Weinbau existirte, so scheint er dagegen in Tuscien erst später begonnen zu haben, da gleich nach Aeneas' Tod der König von Tuscien von den besiegten Latinern gefordert haben soll, daß sie allen ihren gewonnenen Wein als Tribut nach Tuscien ablieferten. Darüber geriethen die Latiner in Wuth, erneuerten den Streit und gelobten Jupiter, um ihn zum Beistand zu bewegen, das Fest der ersten Vinalien, das später am 22. April jedes Jahres gefeiert ward. Aus jedem Fasse ward dann ein Becher voll dem Jupiter geopfert und ausgegossen. Am 19. August feierten die Römer die zweiten Vinalien, wobei die Priester die ersten Trauben abschnitten und ein Lamm opferten. Hiedurch ward die Weinlese feierlich eröffnet und der neue Wein dem Jupiter geweiht; trinken aber durfte man denselben erst nach den ersten Vinalien des neuen Jahrs.

In Rom war zur Zeit der Könige der Wein noch keineswegs ein allgemeines Getränk, weil er nur erst in geringer Ausdehnung angebaut wurde. Als vielleicht in Hellas schon Verschwendung mit Wein getrieben ward, ging man in Rom noch sehr sparsam damit um. So verbot Romulus den Gebrauch des Weins bei den Opferfesten wegen seiner Seltenheit und verordnete dagegen,

den Göttern Milch als Libation darzubringen. Sein Nachfolger Numa Pompilius erlaubte wohl die Weinopfer, gerade um den Weinbau zu beleben, unterſagte dagegen die Ausgießung des Weins auf die Scheiterhaufen der Todten, welche Sitte in Griechenland bei feierlichen Leichenbegängniſſen ſehr gebräuchlich war; Alexander der Große ehrte ſeine gefallenen Soldaten durch dieſe Feierlichkeit, bei Homer werden die Leichen des Patroklos und Hektor mit Wein beſprengt, und Euripides führt in ſeinen Trauerſpielen ſolche Todtenopfer an. Doch auch unter Numa und ſeinen Nachfolgern wurde zu Opfern nur wenig Wein verwendet. Noch Papirius gelobte dem Jupiter, als er gegen die Samniter in den Kampf zog, einen kleinen Trinkbecher Wein, falls er ſiegen würde. Wie man Milch opferte, ſo theilte man auch Milch als Geſchenk aus anſtatt des Weins. Der damalige Römer ließ die Rebe unbekümmert in ſeinem Garten wuchern und an Ulmen und Pappeln emporranken und begnügte ſich mit dem nicht gerade feinen Wein, den er auf dieſe Weiſe erzielte. Die in ziemlicher Höhe am Baume hangenden Trauben gewannen in ihrer kühleren Luftregion ſchwerlich jenen Gehalt an Zucker, der zur Bildung eines feurigen Weins durchaus nöthig iſt. So mögen die Römer noch zur Zeit, als ſie mit Pyrrhus von Epirus Krieg führten, 275 vor Chr., einen ſchönen Krätzer gebaut haben; wenigſtens zieht Cyneas, der Geſandte des Pyrrhus, über ihren herben Wein her und erlaubt ſich den Witz, mit Recht hange deſſen Mutter an einem ſo hohen Kreuze (nämlich die Rebe am hohen Ulmbaum).

Das Weintrinken war zur Zeit der Könige den Frauen gänzlich, den Männern unter 35 Jahren verboten. Auch noch zur Zeit der strengen Sitten der Republik wäre es wahrlich um den Ruf einer Römerin geschehen gewesen, wenn man sie Wein auch nur hätte nippen sehen. Nach einigen Nachrichten war es ihr erlaubt, den sog. Myrrhenwein, einen mit Myrrha und Honig gemischten Wein, den die Aedilen an großen Festen als ein vorzügliches Getränk den Götterbildern vorsetzten, sowie den süßen Rosinenwein und eingekochten Most in geringen Mengen zu schlürfen. Schon die Entdeckung eines römischen Bürgers, daß seine Gattin gewöhnlichen Wein trinke, lieferte einen rechtmäßigen Grund zur Ehescheidung; ja ein gewisser Mecennius trieb, wie Plinius berichtet, die Sittenstrenge soweit, daß er sogar sein Weib todt prügelte, als er entdeckte, daß sie Wein aus dem Faß getrunken hatte, und Romulus sprach ihn von diesem Mord frei. Eine andre Frau wurde, weil sie den Schrank, worin die Schlüssel zum Weinkeller lagen, erbrochen hatte, von den Ihrigen genöthigt, Hungers zu sterben. Domitius verurtheilte als Richter eine römische Dame zum Verlust ihrer Mitgift, weil sie ohne Erlaubniß ihres Mannes mehr Wein getrunken hatte, als sie zu ihrer Gesundheit bedurfte; und Cato meint, der römische Mann habe hauptsächlich deswegen das Recht erhalten, seine weiblichen Verwandten zu küssen, um ihre Enthaltsamkeit vom Wein kontrolliren zu können. Dies konnte in der That nicht besser geschehen, als durch einen Kuß; und doch macht Propertius in seinen üppigen Gedichten aus solchen Küssen seiner ungetreuen Cynthia einen Vor-

wurf, indem er behauptet, daß sie oft falsche Verwandte erheuchle, damit ihr die Küsse nicht fehlten, die von Rechtswegen erlaubt wären.

Griechische und unteritalische Weinsorten wurden in Rom eingeführt, und die Censoren und Aedilen hatten deren Verkaufspreis zu bestimmen. Der inländische Weinbau hob sich erst nach dem zweiten punischen Krieg, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts vor Chr., und zwar war es Marcus Portius Cato der Aeltere, der Censor genannt, welcher, nachdem er seine Feldzüge beschlossen und seine Staatsgeschäfte als Prokonsul niedergelegt hatte, ein treffliches Werk über den Ackerbau schrieb und zum eigentlichen Begründer einer rationelleren römischen Weinkultur wurde. Dabei war der strenge Sittenrichter selbst sehr mäßig im Genuß des Weins; als er mit Siegesgepränge aus Spanien heimkehrte, konnte er von sich rühmen, er selbst habe keinen andern Wein als seine niedrigsten Ruderknechte getrunken. Welcher Contrast mit spätern Zeiten! — Der Wein, den Cato selbst bereitete, bestand aus 10 Theilen Most, 2 Th. scharfem Essig, 2 Th. eingedicktem Most, 50 Th. süßem Wasser und 1¼ Th. Meerwasser. „Dieser Wein," schreibt Cato sehr naiv, „wird sich halten bis zur Sommersonnenwende; wenn aber dann noch etwas übrig ist, wird es der schärfste und schönste Essig sein." Zugleich ersehen wir aus jenem Rezept, wie Cato die koische Methode, Meerwasser zum Most zu nehmen, von der wir im vorigen Kapitel sprachen, adoptirt hatte. Diese Sitte wurde bei den Römern ganz allgemein; und die Gourmands unter ihnen behaupteten sogar, daß der Wein ohne Salz-

wasser gar nicht schmackhaft werden könne. Der Zusatz desselben geschah auch wohl, um den Weinen mehr Haltbarkeit zu geben, sowie man jetzt zu demselben Zweck das weit unedlere Mittel des Brantweins wählt. Cato erwähnt auch schon der lora, zu Deutsch Lauer, eines Getränkes, das bei der Weinbereitung dadurch gewonnen wird, daß man die vollständig ausgepreßten festen Theile der Beere mit einer Quantität Wasser versetzt und gähren läßt. Das Getränk hielt sich nach Plinius kaum ein Jahr lang und wurde den Arbeitsleuten im Winter statt des Weins gereicht. Nichts Anderes als solcher Hefenwein ist die noch jetzt auf Madeira bereitete sogenannte agoa do pé, Fußwasser, welches Wort ziemlich unappetitlich auf den Kelterungsprozeß hindeutet. So lange die Weinkultur daselbst in Blüthe stand und noch kein aguardente (aqua ardens, Feuerwasser) aus der garapa (Zuckerrohrsaft) bereitet ward, hielten die niedern Volksklassen der Insel jene agoa do pé in hohen Ehren, trotzdem daß sie, wie Verfasser fand, einen abscheulichen Geschmack hatte und bei ihm selbst allemal zu unangenehmen Consequenzen in den Digestionsorganen führte.

Unter den landwirthschaftlichen Schriftstellern, welche Catos Lehre weiter ausbildeten, ist der nächste von Bedeutung Varro, 116—28 vor Chr., der sich durch drei Bücher über den Landbau verewigte. Mit welcher Sorgfalt zu seiner Zeit die Weinkultur in Italien getrieben ward, beweist seine Bemerkung lib. I. cap. 2, daß Phrygien, welches man das weinstockreiche nenne, nicht mit mehr Weinstöcken bedeckt sei, als Italien, und daß es wohl kein Land gebe, in dem aus einem einzigen Joch

12 bis 15 Faß Wein gewonnen werden konnten, wie es in mehreren Gegenden Italiens der Fall sei. Noch zu Catos Zeiten gedichen die ausländischen Weine so gut, daß Mancher sie den ausländischen vorzuziehen anfing. Ein ausgezeichnetes Weinjahr war 121 vor Chr., als L. Opimius das Konsulat bekleidete und der demagogische Tribun Gajus Gracchus getödtet ward. Die Witterung war so warm in jenem Jahr, daß die Trauben beinahe an der Sonne kochten. Man benannte auch nach Opimius den Jahrgang, dessen Ruhm die Blößen vieler andern Jahrgänge decken mußte. Zwei Jahrhunderte hindurch ward dem Publikum von Schwindlern echter Opimianer verkauft, obgleich der Historiker Vellejus Paterculus schon 150 Jahre später mit Recht am Vorhandensein jenes Weins zweifelt. Uebrigens sah Plinius Proben von 200jährigen Weinen, die zu einem zähen, herben Honig eingedickt waren und mit Wasser aufgelöst werden mußten. Sie waren zwar sehr theuer, doch ein geringer Zusatz von ihnen verbesserte eine große Quantität andern Weins. An der Tafel des Caligula ward, wie berichtet wird, 160jähriger Wein getrunken. Dioskorides bestimmt das 7. Jahr als die früheste Zeit der Trinkbarkeit des Weins; einige Sorten trank man nicht vor dem 10. bis 15. Jahre, den Surrentiner nicht vor dem 20. Jahre. Doch nur die feinen und feurigen Sorten wurden durch Lagerung veredelt, die geringern und leichtern dagegen mußten nach der Gährung bald ausgetrunken werden, wenn sie nicht noch mehr an Güte verlieren sollten. Man machte daher auch in der Behandlung der leichtern und schwerern Weine einen Unter-

schied; jene ließ man in großen irdenen Gefäßen offen stehen und schöpfte daraus unmittelbar den Wein zum Trunk (vinum de cupa, vinum doliare, Kufenwein); doch galt, wer diesen Kufenwein trank, gewöhnlich für einen armen Schlucker. Der bessere Wein ward aus jenen irdenen Gefäßen in die Krüge und Amphoren übergegossen und darin aufbewahrt. So kam es, daß bei Weinvermächtnissen manche Prozesse unter den rechtsgelehrten Römern entstanden. Wenn nämlich Jemand einem Andern seinen Wein vermachte, ohne dabei speziell „cum urnalibus, mit Gefäßen" zu bemerken, so handelte es sich um die Frage, ob der Erbe den Wein mit oder ohne Gefäß erhalte. Noch kritischer war eine zweite Frage für einen durstigen Erben, ob unter dem vererbten Wein nur die in den Fässern vorhandenen Vorräthe verstanden seien oder überhaupt aller Wein, auch der, welcher sich in den Krügen und Amphoren befand. Vermuthlich haben die Advokaten oftmals diese Subtilitäten durch Austrinken des Weins während des Streits entschieden. Uebrigens war es in jedem Falle dem Erben gestattet, alle Weine zu kosten (Böttiger, Kl. Schriften archäol. Inh. Leipz. 1850. III.).

Von der Größe der Weinlager, welche die reichen Römer besaßen, machen wir uns einen Begriff, wenn wir von Plinius erfahren, daß Lucullus, als er aus Asien zurückkam, 100,000 Faß griechischen Wein unter das Volk vertheilte, daß der Redner Hortensius, welcher sogar seine Bäume mit Wein begoß, seinen Erben über 10,000 Faß von dem köstlichen Chierwein hinterließ und daß Caesar bei seinem Triumphzug, als er das römische

Volk in 22,000 Zimmern speiste, für jedes Zimmer ein Faß Chier und ein Faß Falerner aus seinem Keller holen ließ. Caesar war überhaupt freigebig mit Wein; so ließ er, als er zum dritten Mal Konsul war, Falerner, Chier, Lesbier und Mamertiner in Menge austheilen.

Die Alten glaubten dem Wein durch Räucherung noch eine besondere Milde zu verleihen und setzten daher die ausgepichten Krüge und Amphoren in das fumarium, eine Rauchkammer, welche im obern Stockwerk lag und von Rauch durchzogen ward. Darum singt Horaz: „Dieser Tag, ein Fest im wiederkehrenden Jahr, soll den durch Pech gefesselten Kork lösen von der Amphora, die seit dem Konsul Tullus den Rauch zu trinken gelehrt ward". An einer andern Stelle ruft derselbe Dichter dem Kruge zu: „Steige herab"; und wenn wir Deutsche rufen: „Johann, hole eine Flasche guten Johannisberger aus dem Keller herauf", so riefen dagegen die Römer: „O Marcus, hole eine gut geräucherte Amphora Falerner aus der Apotheke herab". Da die Sitte des Räucherns von den Griechen entlehnt war, nannte man solche Weinniederlage auch mit dem griechischen Namen apotheca; der Rauch gelangte in dieselbe aus dem Badzimmer vermittelst Kanäle, welche in die hohlen Wände eingemauert waren. Man räucherte aber nicht zu dem Zweck, zu dem wir Schinken, Wurst und Speckseiten räuchern, sondern man wollte die Schärfe des Weins dadurch mildern. In Wirklichkeit war die Räucherung unsrer Ansicht nach nur eine gelinde Erwärmung, Einkochung oder auch Ablagerung. Die mildernde Wirkung,

die man dem Rauch zuschrieb, war nicht die des Rauchs an und für sich, sondern lediglich die der höhern Wärme. Man erreichte daher durch die Räucherung nicht mehr, als wenn man überhaupt den Wein an warmen Orten ablagern ließ. Der Rauch selbst schadete vielleicht mehr, als die mit ihm verbundene Wärme nützte, zumal wenn die Gefäße undicht waren; so daß Plinius schon mit Recht jene Sitte tadelt.

Ein andres barbarisches Verfahren, wodurch die Römer ihren Wein verderbten, war das Seihen desselben durch Leinen, die sogenannte Kastration. Schon dieser Name beweist, daß die Römer selbst sehr wohl einsahen, der Wein verliere durch jene Prozedur an Kraft. Zu geringern Sorten mochte immerhin ein leinener Sack angewendet werden; bei feinern aber bedienten sich einsichtsvollere Leute eines metallenen Durchschlags, colum vinarium, welcher durch die unzähligen in regelmäßiger Ordnung eingebohrten kleinen Löcher genau das Ansehn eines Seeigels hatte und auch bei Horaz schlechtweg echinus heißt. Gleichwohl behauptete sich in Rom bei den alten Gevattern das Vorurtheil zu Gunsten des leinenen Sacks mit derselben Hartnäckigkeit, mit der es heute der Filtrirsack beim Kaffe unsrer Muhmen und Gevatterinnen thut. Die Kunst, die Weine mit den verschiedensten Kräutern und Medikamenten zu vermischen, erreichte in Rom eine noch höhere Stufe, als in Hellas; es standen daher auch dort die Weinhändler in nicht besserer Achtung beim Volk, als hier. Durch Parfüms ersetzte man die Blume, verdünnte feurige Weine mit Wasser und setzte süßen eingekochten Most zu einem sau-

ren Krätzer u. s. w. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß unzählige Mischungen, welche die Alten vornahmen, bei diesen selbst keineswegs als Verfälschungen, sondern als Veredlungen galten, die von den besten Schriftstellern angepriesen und von den ehrlichsten Leuten mit gutem Glauben ausgeführt wurden. Die Geschichte zeigt hinlänglich, daß die größten Unsitten und Irrthümer sich Jahrhunderte hindurch erhalten, so daß die Nachwelt oft kaum zu begreifen vermag, wie eine Sache, die sie selbst als absolut schwarz ansieht, von zwanzig voraufgegangenen Generationen allgemein als weiß anerkannt werden konnte.

Unter den Römern, die sich um die Weinkultur verdient machten, ist nächst Varro dessen Zeitgenosse Virgil zu nennen, dessen herrliches Gedicht Georgika nicht nur den großen Dichter, sondern auch den praktischen Kenner des Weinbaus zeigt. In einer seiner Eklogen schaut er mit prophetischem Geist eine Zukunft voraus, in welcher wüste Wälder sich in wundervolle Weinberge wandeln und statt wilder Dornbüsche die röthende Traube prangt. Man hat auch aus einer Stelle der Aeneïde I. 738: „ille impiger hausit spumantem pateram, den schäumenden Becher leerte er rasch" entnehmen wollen, daß die Alten schon die mousirenden Weine kannten. Allein zu solcher Schlußfolgerung scheint jene Stelle durchaus noch nicht zu berechtigen, in welcher sehr wohl nur auf das Perlen des Weins angespielt sein kann. Nach Virgil traten im ersten Jahrhundert nach Chr. als uns hier interessirende Schriftsteller der Spanier Columella und der schon oft citirte Plinius auf. Ersterer schrieb, nachdem

er mehrere Reisen nach Syrien und Kleinasien gemacht hatte, in dichterischer und phantasiereicher Sprache zwölf noch vorhandene Bücher über den Landbau, worin er sich mit der Rebenzucht und Weinbereitung bis in die kleinsten Details beschäftigt. Zur Düngung der Reben empfiehlt er besonders den Vogeldünger und den 6 Monat alten Urin als ein Mittel, den Geschmack und Geruch des Weins zu verbessern; wer erinnert sich dabei nicht des in unsern Tagen so vielfach gepriesenen Guanos und der bekannten Wirksamkeit des Urats?

Der ältere Plinius war einer der größten Gelehrten des Altertums, ein römischer Alexander v. Humboldt, und hat in den 37 Büchern seiner Historia naturalis ein massenhaftes Material über alle Fächer der Naturwissenschaften hinterlassen, welches um so werthvoller ist, als er selbst aus vielen nach ihm verloren gegangenen Schriften schöpfte. Daß er freilich auch manche fabelhafte, ganz unwissenschaftliche Dinge und Quacksalbereien gesammelt hat, läßt sich gar nicht leugnen; allein er begleitet dieselben gewöhnlich mit den vorsichtigen Ausdrücken „man will, man sagt, Griechenland glaubt es, die Reisenden haben es erzählt u. s. w.“; mindestens wäre es höchst ungerecht, ihm eine absichtliche Unwahrheit vorzuwerfen. Das 14. Buch seiner Naturgeschichte handelt vom Weinbau und enthält sehr viele interessante Notizen, namentlich auch über den Genuß des Weins im Altertum. Manche Weine freilich, von denen berichtet wird, gehören für uns gänzlich dem Fabelreich an. So wuchs in Arkadien eine Sorte, wovon Weiber fruchtbar, Männer rasend wurden; in Achaja gab es eine andre,

welche Abortus bewirkte, auch wenn Schwangere nur eine Traube aßen. Wer Trözeniſchen Wein trank, zeugte keine Kinder; auf Thaſos wurden zwei Weine produzirt, von denen einer den Schlaf beförderte, der andre ihn vertrieb. Ein dritter Thaſier hieß der Heilwein, weil er gegen den Schlangenbiß helfen ſollte. Der ſogenannte Weihrauchwein roch nach Weihrauch und ward daher zu Libationen verwendet; dagegen war der Aspendiſche zu Opfern nicht erlaubt, welcher in ſchlimmem Ruf ſtand, weil, wie es hieß, kein Vogel ihn jemals berührte. Ueberhaupt mußte man bei den Libationen mancherlei Vorſichtsmaßregeln beobachten, die der allgemeine Aberglaube eingab. So durfte kein Wein geopfert werden, der von einem unbeſchnittenen Stock war, noch von einem ſolchen, der durch Unwetter gelitten oder an dem ſich Jemand aufgehängt hatte. Ferner war es ſträflich, einen Wein zu opfern, der mit wunden Füßen getreten, aus dem Gefäße gelaufen, zufällig verunreinigt oder abſichtlich verfälſcht war.

Was die verſchiedenen Weine der Alten anlangt, ſo erwähnt Plinius deren im Ganzen etwa 90, geſteht aber, daß ihre Zahl mit Genauigkeit ſehr ſchwer zu beſtimmen ſei, weil es faſt ſo viel Arten als Landhäuſer gebe. Nach Sickler (Geſch. der Obſtkult. p. 44) gab es zu Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung gerade 100 Arten, und zwar 41 aſiatiſche und griechiſche, 51 italieniſche und ſicilianiſche und 8 außer-italieniſch-europäiſche. Die edelſte aller italieniſchen Weinſorten war der Cäkuber, der am Meerbuſen von Gaëta wuchs. Auguſtus ſtellte ihn zuerſt in den Schatten, weil er den Setiner von Sezza

in Kampanien allen andern Sorten vorzog, und die Nachfolger des Augustus schienen diesen Geschmack zu theilen. Durch den Kanalbau, den Nero vom Averner See nach Ostia unternehmen ließ, wurde jener vorzügliche Wein gänzlich ausgerottet. Nächst diesen beiden Sorten behauptete den zweiten Rang der Falerner, der stärkste Wein des alten Italiens, auf einem hügeligen Gefilde zwischen Sinuessa und Casilinum wachsend. Derselbe durfte nicht vor dem 10. und nicht nach dem 20. Jahr getrunken werden und war so stark, daß er, wie Plinius sagt, sich anzünden ließ; übrigens kam er zu dessen Zeit schon aus der Mode, weil die Weinbergbesitzer mehr auf Quantität, als auf Qualität des Weins gaben, und 100 Jahre nach dem Tode seines begeisterten Verehrers Horaz, der im J. 9 vor Chr. starb, war er schon gänzlich verschwunden. Es gab vom Falerner eine herbe, eine leichte und eine süße Sorte; die letzte war die eigentlich berühmte, von der Farbe des schönsten Bernsteins, also feuerroth, dunkel. Henderson meint, daß der Falerner in der Hauptsache dem Madeira ähnlich gewesen sei, was nach allen Nachrichten, die wir von ihm besitzen, allerdings glaublich ist. Vielleicht kam sein Feuer und Aroma dem des Malvazia-Madeira, der schwersten Sorte der Insel, sehr nahe. Im Falerner verdünnte man auch den berühmten vom Berge Hymettus in Attika stammenden Honig und bereitete sich so den feinsten Meth, den man besonders gern bei der Einleitung zur Mahlzeit, der sogenannten promulsis oder gustatio genoß. Die Alten liebten in hohem Grade dergleichen süße Getränke, um so mehr

als ihnen Kaffe, Thee und Chokolade unzugänglich blieben.

Den dritten Rang in der alten italienischen Weinordnung nahmen der Massiker, Albaner und Surrentiner ein. Der erste wuchs am Massischen Gebirge in Kampanien und war ebenfalls ein Lieblingsgetränk des Horaz, welcher Satir. II. 4. 53 bemerkt: „der Dunst dieses Weins befeindet die Nerven." Dem Massiker soll nämlich ein so berauschendes Bouquet eigen gewesen sein, daß, wenn ein Krug im Speisesaal geöffnet ward, die Zecher schon an Eingenommenheit des Kopfes litten, bevor sie noch den Wein gekostet hatten. Hinsichtlich des Surrentiners, der bei Surrentum, Torquato Tassos Heimat, an einem südlichen Einschnitt des Golfs von Neapel wuchs, behauptete der Kaiser Tiberius, die Aerzte hätten sich verabredet, diesen Wein als edel auszuschreien, er sei im Grunde nur ein edler Essig; und Caligula nannte ihn erlauchten Krätzer. Er ward nach Plinius allerdings von den Aerzten vielfach den Rekonvalescenten empfohlen, weil es ein leichter und gesunder Wein war. Natürlich verachtete ihn aus diesem Grunde der Schlemmer Tiberius, der nur berauschende Sorten liebte. Unter andern Weinen sind noch zu bemerken der bei Messina gebaute Mamertiner, der seit Caesar in Ruf kam, und der Puciniſche Wein, der am adriatischen Meer wuchs und nur geringen Ertrag lieferte. Ihn und keinen andern Wein trank die Kaiserin Julia während der 83 Jahre ihres Lebens. Schlechte Weine waren der Vejentanische und der Vatikanische, die beinahe für ein Gift galten; und ein gewaltiges Verbrechen war

es, den edlen Falerner oder kampanisches Vollblut mit ihnen zu mischen. In hohem Werth aber standen bei den Römern die griechischen Weine; bei Tisch gab es nur einen Trunk davon für jeden Gast. Lukull sah als Knabe bei seinem Vater niemals ein prächtiges Gastmahl, wo mehr als einmal griechischer Wein aufgesetzt wäre. Gewöhnlich trank man während der Hauptmahlzeit Falerner, Massiker und andre Sorten; zum Nachtisch aber zog man den köstlichen Chier vor, den man auch wohl mit dem Falerner zusammengoß, ohne jedoch dadurch eine Mischung zu erlangen, die den beiden einzelnen Sorten vorzuziehen gewesen wäre. Der Falerner wurde dadurch nur versüßt, sowie jetzt im biedern Rathskeller zu Bremen die kräftigen Rheinweine für Damen und andre zärtliche Gaumen durch Malvasier versüßt werden.

Wer den puren Wein trank, galt in Rom nicht minder für einen Säufer, als in Griechenland; man mischte den Wein nicht nur mit Wasser, sondern im heißen Sommer auch mit Eis; denn Eis und Schnee waren den Alten als Kältungsmittel wohl bekannt; und wenn auch manche solchen verweichlichenden Luxus tadelten, so wurden doch Gruben in Menge zur Aufbewahrung des Eises angelegt. Auch das Trinkwasser liebte man so kalt als möglich; man bewahrte es daher zur heißen Zeit in irdenen Krügen auf und besprengte diese von außen mit Wasser. Setzte man im Sommer Eis zum Wein, so zeigte sich eine gleiche Verweichlichung im Winter, indem man heißes Wasser zusetzte und calda, Glühwein, trank. Schon zu Plautus' Zeit gab es Restaurationen, wo

warme Speisen und Getränke verabreicht wurden. Kann auch im Allgemeinen der Genuß warmer Getränke, zumal in nördlichern Klimaten, nicht wohl als Luxus bezeichnet werden, so gehörte er doch in Rom immerhin schon zu den ersten Anfängen der Schwelgerei. Ebenso trat die Sitte, nüchtern und vor der Hauptmahlzeit zu trinken, erst mit der steigenden Sittenverderbniß ein; zu den Zeiten der Republik tranken nur Schlemmer und Roués einen Frühschoppen, der damals für höchst unanständig galt (Seneca epist. CXX). Erst unter Kaiser Tiberius, der vom Volk den Spitznamen Biberius oder Caldius erhielt, fingen die Römer an, schon am Morgen zu trinken und sich zu betrinken; wie Plinius sagt, war dieses fürchterliche Laster ein Stück von fremden Künsten und eine Vorschrift von Aerzten, die sich beim Publikum beliebt machen wollten. Enthielten sich die Römerinnen zu den Zeiten der Republik fast gänzlich des Weins, so zechten sie dagegen unter den Kaisern mit den Männern um die Wette, wachten mit ihnen, wie Seneka berichtet, die Nächte hindurch und brachen den Wein wieder aus, indem sie das Weib völlig abstreiften.

Während der Mahlzeit wichen die Römer von der griechischen Sitte ab, indem sie nicht nur beim Vorgericht süßen Most, sondern auch zwischen den Speisen Wein tranken; das eigentliche Trinkgelage aber begann nach der Mahlzeit und dauerte bis tief in die Nacht, wobei sich die Römer weit passiver, kontemplativer benahmen, als die Griechen. Nicht wie diese, unterhielten sich jene selbst durch Gesänge, Gespräche, Scherze und Spiele, sondern ließen sich lieber von Andern durch

Musik, Tänze, Schauspiele, Gaukeleien, Taschenspielerkünste, Gladiatorenkämpfe u. s. w. unterhalten. Uebrigens gab es auch bei den Konvivien einen geregelten Komment; und wie die lustigen Brüder in Griechenland, so wählten die ernsteren Römer einen Präses, rex oder magister bibendi, welcher Gesetze vorschrieb und demjenigen, der dieselben nicht einhielt, einen oder mehrere Strafbecher auszutrinken diktirte. Bei allen Kulturvölkern ist die Sitte der Strafbecher und des Wetttrinkens fast ganz gleich und hat allemal den Zweck, daß diejenigen Trinker, die nicht sehr viel vertragen können, ein Glas über den Durst trinken und dann zu Objekten der Unterhaltung und des Spaßes für die übrige Gesellschaft werden. Bei keinem Volk ward jemals ein Zechbruder mit Abzug eines Bechers bestraft; im Gegentheil suchte man die Verbrechen, worauf Verurtheilung zum Trinken erfolgte, auf vielfache Weise auszudehnen und absichtlich zu vermehren, z. B. wenn Jemand nicht Bescheid gethan, den Becher nicht ausgeleert hatte, die Nagelprobe nicht machen konnte u. s. w. So kam es, daß die Trinkgesetze zuweilen von den Zechbrüdern selbst lästig befunden wurden und im höchsten Grade genirten; sie werden Horaz Sat. II. 6. 69 sogar wahnwitzig genannt, weil sie es darauf absahen, Jemanden unter den Tisch zu bringen. Nicht selten kam es dabei zu Lärm und Tumult; so behauptet Cicero, vielleicht etwas übertreibend, von den Gelagen seines Feindes Verres, sie hätten immer damit geendet, daß Einer wie aus einem Gefechte weggetragen, Andre für todt zurückgelassen wären, die Meisten aber ohne Besinnung dagelegen hätten, so daß man nicht das

Gastmahl eines Prätors, sondern das Schlachtfeld von Cannä zu sehen geglaubt hätte.

Toaste und Trinksprüche waren bei der Tafel an der Tagesordnung; selbst Cicero rühmt diese Sitte als erheiternd für die Gesellschaft und belebend für das Greisenalter. Die Zahl der Becher richtete sich gewöhnlich nach dem Rang derer, die man leben ließ, oder auch nach deren Namen. Es war nämlich eine Lieblingsmanier, so viele Becher zu leeren, als der Name des Gefeierten Buchstaben hatte. So wurden auf Caesars Gesundheit 6, auf die des Germanikus 10 Becher getrunken. Einige hatten eine Vorliebe für die Zahl der Musen und tranken 9 Becher; wer aber mäßig sein wollte, beschränkte sich auf die Grazien und trank 3. Deßhalb heißt es Hor. Carm. III. 19. 10—16:

Knabe, mir eingeschenkt
Für den Augur Murena, rasch!
Drei der Gläser, auch neun, schöpft mir bequem zum Trunk!
Wer die neun Pieriden liebt,
Dreimal drei im Pokal nimmt der begeisterte
Seher! Drei nur vergönnt, nicht mehr,
Anzurühren, vor Zank bange, die Grazie.

Gewöhnlich tranken die Römer einander mit den Worten zu: „Ich wünsche, daß Ihr und wir, Du und ich, uns wohl befinden mögen", und nahmen die Gewohnheit der Griechen an, bei jedem Mahl den Göttern eine Libation darzubringen und einen Becher zu Ehren des guten Geistes zu leeren, den man den Becher der Gesundheit nannte. Stand Jemand vom Tisch auf, ohne

daß man seine Gesundheit getrunken oder ein Freund ihn zum Trinken genöthigt hatte, so betrachtete er solches als eine Beschimpfung. Gleichwohl war es nicht erlaubt, auf das Wohl aller Personen, die bei Tisch saßen, zu trinken; bei Frauen waren z. B. nur Verwandte, Freunde und der Wirth dazu berechtigt.

Um den Sinnengenuß zu erhöhen, wurden nach griechischer Sitte Blumenkränze bei den Gelagen herumgereicht; besonders liebte man Rosen; ja der Fußboden war zuweilen 1½ Schuh hoch mit Rosen bestreut, so daß man sich gleichsam in Wohlgerüchen badete. Als der Luxus in Rom den unsittlichsten Charakter annahm, that man wohlriechende Salben selbst unter den Wein, so sehr auch dessen Geschmack dadurch verdorben wurde, nur in der Absicht, aus allen Oeffnungen des schändlichen Leibes wohlzuriechen. Man lag bei Tafel zu Dreien auf einem sophaähnlichen Ruhebett ohne Rücklehne, die Füße nach hinten ausgestreckt, den linken Arm durch ein Kissen gestützt. Die Befeuchtung des Sophas vom Uebermaß des genossenen Weins hatte bei den zwanglosen Sitten der Alten nichts Auffallenderes, als wenn heute Jemand von einem Diner aufsteht, um dasselbe Bedürfniß draußen zu befriedigen; es galt eben als Mangel an guter Lebensart. Gegen die Ueberlastung des Magens nahmen die Römer selbst Vomitive bei Tisch, um dann von Neuem desto mehr essen und trinken, oder richtiger fressen und saufen zu können; selbst resolute Damen trugen kein Bedenken, in Gegenwart ihrer leidtragenden Ehemänner das unappetitliche Mittel des Vomirens anzuwenden (Juvenal. VI. 429). Es war daher wohl kein Wunder, wenn, wie

Horaz sagt, Mancher blaß, elend und wassersüchtig gedunsen von dem übermäßigen Mahl aufstand. Finden wir doch heute noch unter den gebildeten Ständen viele Fresser, die nach Tisch wie die ausgestopften Elephanten in einer Naturaliensammlung dasitzen.

Plinius eifert gegen das Laster der Trunkenheit im letzten Kapitel seines 14. Buches, wo es heißt: „Man kastrirt den Wein nur, um desto mehr trinken zu können; man bereitet sogar Gifte, welche Durst bewirken. Einige trinken Schierling vor dem Gelage, damit die Todesfurcht sie zu saufen zwinge, und Andre Dinge, die man sich schämen muß aufzuzählen. Man prahlt mit seinen Kräften, gießt große Humpen auf einmal in sich hinab, um sie sogleich wieder auszuspeien, und wiederholt mehrere Male diese Abwechslung im Trinken und Erbrechen, als ob der Mensch nur dazu geboren wäre, die herrliche Gottesgabe zu verderben, und der Wein nur dazu erzeugt würde, um durch den menschlichen Leib durchgesiebt zu werden. Die Trinkgeschirre sind mit ehebrecherischen Bildnissen geziert, als ob das Saufen an sich nicht schon hinreichend die Wollust erregte. Auf den größten Durst und die größte Trunkenheit werden Belohnungen gesetzt. Einige machen verderbliche Testamente in der Trunkenheit, Andre reden wahnwitzige Dinge, Verleumdungen, wodurch sie sich Streit zuziehen und ihren Tod finden. Schon nach einem gemeinen Sprichwort wohnt dem Wein die Wahrheit inne; Manche verrathen ihre Geheimnisse in der Trunkenheit; es kommen Verbrechen ans Tageslicht, die dem Trinker das Leben kosten. Unnatürliche Laster sind die Folgen des Saufens;

die Zerrüttung der Gesundheit zeigt sich in der blassen Farbe, den schlotternden Wangen, eiternden Augen, zitternden Händen, in ängstlicher Unruhe, schrecklichen Träumen und Visionen u. s. w. Am Tage nach einem Trinkgelage hat der Athem einen üblen Geruch und das Gedächtniß ist verschwunden. Stets verlieren die Trinker den vorhergehenden Tag aus der Erinnerung und denken auch nicht an den folgenden; auf diese Weise bringen sie, wie sie sich rühmen, ihr Leben angenehm und sorgenlos hin. — Ein gewisser Mailänder Novellius Torquatus, der von der Prätur bis zum Prokonsulat alle Ehrenstellen bekleidete, erhielt den Beinamen Tricongius, weil er eine Quantität von 3 congii, etwa 9 Quart, in einem Zug austrank; Kaiser Tiberius selbst sah diesem Wunder mit höchstem Interesse zu. Außerdem legte jener Trinkkünstler eine seltene Ehre dadurch ein, daß er aufrichtig alle Gesetze befolgte, denen das Trinken unterworfen war; er stockte niemals in seiner Rede, setzte nicht ab im Trinken, spie niemals aus, erleichterte sich nicht durch Erbrechen, bestellte sogar seine Frühwache u. s. w. — L. Piso machte sich bei Tiberius sehr beliebt, indem er 2 Tage und 2 Nächte hindurch in einem Saufgelage mit ihm aushielt, und bekam dafür die Statthalterschaft von Rom. Drusus war seinem Vater Tiberius in keinem Punkt ähnlicher, als im Durst. Antonius schämte sich nicht, kurz vor der Schlacht bei Aktium, 31 vor Chr., eine Schrift über seine eigene Saufbegierde herauszugeben."

Schließlich haben wir der Trinkgeschirre der Alten Erwähnung zu thun. Wie Athenäus und andre Schriftsteller berichten, tranken die ältesten Griechen am Häu-

figsten ihren Wein aus Stierhörnern. Nun stellt man sich aber gewöhnlich vor, sie hätten das Horn an dem obern breiten Ende, welches dem Scheitel des Thiers unmittelbar anliegt, an die Lippen gesetzt, und so war es unstreitig Sitte bei den alten nordischen Völkern, die ihre Trinkhörner von der Stirn des Urs nahmen. Allein die Griechen bohrten an der Spitze des Horns eine kleine Oeffnung und ließen sich durch diese den Wein in beliebiger Quantität auf die lechzenden Lippen und in den Rachen laufen. Auf den schönsten Antiken der Griechen und Römer, wo Zechgelage abgebildet sind, trinken die Zecher aus den Spitzen der Hörner. Man hatte auch hornförmig gebogene Trinkgefäße, an deren spitzem Ende sich ebenfalls eine Oeffnung befand, die nach Willkür geöffnet und verstopft werden konnte. Die Alten kannten endlich hölzerne, eherne, silberne und goldene Becher und manche andre Trinkgeschirre von verschiedener Form; am Häufigsten schlürfte man kleine Schälchen, cyathi, aus, welche man aus dem großen Mischkessel gerade so füllte, wie wir den Punsch aus dem Punschnapf füllen.

Achtes Kapitel.

Die Franzosen.

Frankreich hat nach Thouin bloß Eichel, Kastanie, Apfel und Birne von der Natur, alle andern Früchte von den Phöniziern, Griechen, Römern, Karthagern und Sarazenen erhalten. Nach Strabo und Justin ward der Weinstock sammt dem Oelbaum ins südliche Gallien von den Phocäern eingeführt, einer griechischen Völkerschaft, welche 557 vor Chr. vor den Persern aus Kleinasien floh und im neuen Vaterland das jetzige Marseille gründete. Da die Flüchtlinge unterwegs in Italien gelandet waren, so ist es ungewiß, ob sie ihre Reben aus ihrer kleinasiatischen Heimat oder aus Italien mitbrachten. Außerdem ist es keineswegs sichergestellt, daß nicht die Bewohner des südlichen Galliens schon vor jeder fremden Einwanderung sich aus ihren einheimischen wilden Reben Wein bereiteten; wenigstens der Sage nach überreichte Petta, die Tochter eines eingebornen Königs des Landes, dem Anführer der Phocäer bei seiner Ankunft einen Becher voll Wein. Mit Sicherheit aber dürfen wir annehmen, daß auch nach der Einwanderung der

Phocäer der Weinbau höchst unbedeutend war und sich nicht über die Grenzen eines kleinen Gebietes hinaus verbreitete.

Nach Plutarch (Lebensbeschreibung des Camillus) wußte ein Tyrrhener, Namens Arnes, sich dadurch ein gallisches Hilfsheer zu verschaffen, daß er ihnen Wein schenkte und sie auf diese Weise nach Italien lockte. Diese Gallier schickten hierauf Wein an ihre zurückgebliebenen Landsleute, wodurch sie bewirkten, daß ganze Schaaren derselben die Alpen überstiegen, das Land an den Ufern des Po eroberten, sich hier niederließen und Wein, Oel und Feigen anbauten. Einige Gallier aber kehrten in ihre alte Heimat zurück und machten hier jene Gewächse einheimisch. Nach andern Nachrichten kam ein Helvetier, der in Italien als Zimmermann gearbeitet hatte und über die Alpen heimkehrte, zu den Sennonischen Galliern und zeigte ihnen Feigen, Trauben, Oel und Wein. Da gelüstete es diese Völkerschaft nach dem schönen Süden; sie wanderte in großen Schwärmen aus und ließ sich in Ober- und Mittelitalien nieder. Ueberhaupt war der Süden mit seinem milden Himmel, seinem Wein und seinen lockenden Früchten das Ziel fast aller Völkerwanderungen, welche das gewaltige römische Reich erschütterten und endlich in Trümmer stürzten. Die Sennonischen Gallier nahmen unter ihrem Anführer Brennus 389 vor Chr. sogar Rom ein und verbrannten die Stadt bis auf das Kapitol, das von Camillus gerettet ward, welcher zugleich den feindlichen Volkshaufen zerstreute und seine Landsleute verhinderte, nach Veji auszuwandern. So war aber Italien gewissermaßen für Gallien,

was Griechenland für Italien war, die milde Spenderin neuer und besserer Früchte, und die Römer waren es, welche später, wie in Germanien, so in Gallien den Weinbau veredelten und ausbreiteten. Béranger verherrlicht in einem sehr schönen Lied mit gewissem Recht Brennus als den Gründer der Weinkultur in Gallien; er läßt ihn mit prophetischem Geist in die Zukunft schauen und seinem Volk zurufen: „Den größten Triumph feiern wir, indem wir die Rebe heimbringen, bis dahin ihres allmächtigen Saftes entbehrend. Erst auf den heimischen Hügeln werden sich die Früchte unsrer Heldenthaten und unsres Sieges über Rom herrlich offenbaren. Durch eure Traube, Gallier, werdet ihr einstmals der Neid der Völker sein; aus der Traube, voll von den Feuern der Sonne, werden alle Künste Leben schöpfen; tausend Fahrzeuge werden mit Wein beladen unsre Ufer verlassen und Freude über die ganze Welt tragen; das Weib wird dem Mann einen Balsam mehr auf seine Wunden gießen, und im Kampf werden die Nachbaren erfahren, daß der Wein selbst andre Waffen ersetzt." (Chansons choisies de Béranger. Bielefeld 1846. p. 77.)

Wenn mehrere alte Schriftsteller hinsichtlich des Weinbaus in Gallien einander widersprechen, so hat dies offenbar darin seinen Grund, daß sie verschiedene Gegenden des Landes im Auge haben. Denn während der Wein an einigen Orten trefflich gedieh, erlaubten dagegen anderswo Boden und Klima seinen Anbau nicht. Als Varro, um die Quästur zu bekleiden, nach Gallien ging, fand er jenseits der Alpen keinen Weinbau. Strabo (Geograph. lib. IV. p. 223) sagt, daß der Narbonen-

ſiſchen Provinz zuerſt der Segen des Weinbaus zu Theil ward; im Norden der Cevennen aber wäre die Kälte ſo heftig, daß man es für unmöglich hatte, in dieſem Theil Galliens die Traube zur Reife zu bringen. In ſpätern Zeiten ward natürlich, wie anderswo, ſo auch hier durch Lichtung der Waldungen und Ausrottung der Sümpfe das Klima bedeutend gemildert. Diodor von Sizilien behauptet, daß das Klima von Gallien überhaupt zu kalt für Wein und Oliven wäre und deßhalb dort viel italieniſcher Wein getrunken würde, während Andre dagegen ſagen, daß die Gallier ſchon zu Ciceros Zeiten einen bedeutenden Weinhandel nach Italien und andern Ländern trieben. Es ſteht jedenfalls feſt, daß die alten Maſſilier Wein nach Rom ausführten und auch die Künſte der Räucherung und Verfälſchung ſehr wohl kannten; denn Martial bemerkt in ſeinen Epigrammen höchſt witzig von dem Weinhändler Munna aus Maſſilia, derſelbe ließe ſich bloß deßhalb nicht in Rom blicken, um hier nicht ſeinen eigenen Wein trinken zu müſſen.

Als Caeſar 50 vor Chr. Gallien eroberte, fand er den Weinſtock in der Narbonenſiſchen Provinz ſchon vielfach angepflanzt. Je weiter dann die Römer ihre Herrſchaft ausdehnten, um ſo weiter verbreitete ſich auch der Weinbau, namentlich in den Gegenden, welche die heutigen Departements Lozère, Gard, Hérault, Vaucluse, Bouches du Rhône, Var, Basses Alpes, Hautes Alpes, Drôme und Isère ausmachen. Unter Auguſtus ſoll die Rebe in Burgund Eingang gefunden haben, vorzugsweiſe in den Departements Côte d'or, Saône und Loire.

Doch bald sollte ein gewaltiger und unerwarteter Schlag die junge Weinkultur in Gallien treffen. Kaiser Domitian gab 92 nach Chr. den Befehl, sämmtliche Weinstöcke daselbst auszurotten. Es war nämlich im vorausgegangenen Jahr die Weinlese besonders ergiebig; die Getreideernte dagegen schlecht ausgefallen und in Folge dessen eine Theuerung im Lande entstanden. Vielleicht hielt nun Domitian dafür, der Weinbau thue der Kultur der Kornfrüchte Eintrag, nach dem Grundsatz des bekannten deutschen Sprichwortes: „Wo der Pflug kann gehen, soll kein Weinstock stehen"; oder er fürchtete, der Weingenuß und die Trunksucht könnte die Barbaren zu Einfällen ins römische Reich reizen; oder er wollte endlich, daß Italien das Monopol des Weinhandels haben sollte, was mir allerdings das wichtigste Motiv zu jener wahrhaft empörenden Maßregel zu sein scheint, welche übrigens in vollem Einklang mit manchen andern widersinnigen Thaten dieses tyrannischen Kaisers stand und den allgemeinsten Unwillen hervorrief, zum Glück aber nicht mit aller Strenge durchgeführt ward.

Unter den Kaisern begünstigte Aurelian 270—275 nach Chr. zuerst wieder den Weinbau, und sein Nachfolger Probus, ein durch Milde und Rechtschaffenheit ausgezeichneter Fürst, hob das Verbot des Domitian völlig auf und gestattete nicht nur den ungehinderten Anbau der Rebe in seinem ganzen Reich, sondern ließ selbst durch seine Legionen allenthalben neue Weingärten anpflanzen. Der Eifer für die Weinkultur war es sogar, welcher diesem Kaiser nach nur sechsjähriger Regierung einen jähen Tod bereitete; er ward in seiner weinreichen

Vaterstadt Sirmium in Pannonien von seinen Soldaten ermordet, welche keine Lust hatten, die friedliche Arbeit des Weinpflanzens zu betreiben. Die Verdienste des Probus um die Weinkultur sind höchst humoristisch in einer über 100 Jahre alten Schrift entwickelt, worin der Verfasser vorschlägt, ihn zu kanonisiren und einen andern Heiligen aus dem Almanach zu streichen, um ihm einen so wohl verdienten Platz darin zu geben.

Nachdem Gallien auf diese Weise fast zwei Jahrhunderte hindurch keinen Weinbau im großen Maßstabe gekannt hatte, wurden abermals neue Reben aus Griechenland, Sizilien und Afrika eingeführt und angepflanzt. Die gesammte Bevölkerung, selbst Weiber, Kinder und Greise wurden im südlichen Gallien zur Arbeit herangezogen und lieferten ein erhebendes Schauspiel durch ihre aufopfernde Thätigkeit. Die ältesten Leute bestimmten nach den ihnen durch Ueberlieferung bekannt gewordenen Regeln die Anhöhen, die zum Weinbau am Tauglichsten sein sollten, und weihten dieselben feierlich dem Bacchus, in der Hoffnung, noch mit ihren Kindern und Enkeln sich am Genuß des göttlichen Saftes zu erfreuen.

Ueber Weinbau im nördlichen Gallien datiren die ersten sichern Nachrichten vom Jahre 311 nach Chr. Ausonius und sein Zeitgenosse Ammian rühmen im 4. Jahrhundert die mit Reben geschmückten Ufer der Mosel. Kaiser Konstantin der Große, 324 bis 337 nach Chr., schätzte die Weinkultur in hohem Grade; ließ er doch für die irdischen Ueberreste seiner Gemahlin Konstantia in einem Tempel bei Rom ein Grabmal mit

einer großen porphyrnen Urne errichten und auf dieser sowohl wie an der Decke des Tempels die Weinlese und den Kelterungsprozeß darstellen (Winckelmann, Gesch. d. Kunst II. p. 868). Zur Zeit dieses Kaisers verstanden es die Pariser schon, ihre Weinstöcke durch Strohmatten vor der Winterkälte zu schützen, und Kaiser Julianus Apostata, welcher sich vor seiner Thronbesteigung 361 nach Chr. mehrere Jahre in Gallien aufhielt, spottet wohl über den Bockgeruch des Biers daselbst, rühmt aber die Früchte des Weinstocks in einer poetischen Schilderung der Umgegend von Paris, der alten Lutetia Parisiorum. Julian beförderte den Weinbau in Gallien, wie er es später im Orient that, und war überhaupt ein in Belebung aller Kulturzweige überaus thätiger Fürst. Seine Abneigung gegen die Christen einerseits, sowie seine Lieblingsbeschäftigung mit der griechischen Litteratur andrerseits führten ihn zur heidnischen Religion zurück; war es nun ein politischer Mißgriff, sich von der herrschend gewordenen Staatsreligion loszusagen, so kam derselbe der Weinkultur insofern zu Statten, als mit dem veränderten Gottesdienst auch die den Göttern dargebrachten Libationen, sowie die Bacchusfeste wieder eingeführt wurden, bei welchen Julian selbst einen Silen an seine Tafel zog, dem jede freie Aeußerung über den Kaiser und auch über die Götter gestattet war, ganz so, wie später die Hofnarren und Clowns ihren Fürsten ungestraft die Wahrheit sagen durften.

Im 5. Jahrhundert verlor ein bis dahin bestehendes Gesetz, wonach den barbarischen Völkern kein Wein noch Oel zugeführt werden durfte, seine Gültigkeit; in Folge

davon hoben sich Handel und Austausch der Produkte und gelangte auch der Weinbau mehr und mehr zur Blüthe, so daß Chilperich sogar eine Weinsteuer erheben zu können meinte und jedem Weinbergbesitzer eine jährliche Lieferung von 2 Amphoren, etwa gleich 1½ Anker, für seine Tafel auferlegte. Diese kühne Maßregel rief aber einen Aufruhr hervor, und die Einwohner von Limousin tödteten den zur Eintreibung der Steuer beorderten Beamten (V. Aimoin. de gest. Franc. III. c. 32 in Freheri corp. hist. Franc. p. 315).

Wenn schon die Geschichte der folgenden Jahrhunderte überhaupt unsicher und verwirrt erscheint, so sind uns aus denselben über die Weinkultur so spärliche und unzuverlässige Nachrichten aufbewahrt, daß sich jetzt mit Bestimmtheit fast nur das Eine sagen läßt, daß in manchen Gegenden Frankreichs, besonders in den nördlichen Provinzen früher Weinbau getrieben ward, wo man ihn später wieder aufgab, weil das Klima zu ungünstig war. So produzirte die Normandie geringere Weine, als die Gegenden von Koblenz und Bonn. Von welcher Qualität im 16. Jahrhundert der Wein der Bretagne war, beweist folgende Anekdote. Ein Adlicher aus der Bretagne prahlte am Hofe Franz' I., daß in seiner Heimat drei Dinge besser wären, als im ganzen übrigen Frankreich: die Menschen, die Hunde und der Wein, worauf der König antwortete: Was die beiden ersten betreffe, so möge er Recht haben; aber hinsichtlich des Weins müsse er gestehen, daß selbiger der sauerste und schlechteste im ganzen Königreich sei. Man zog daher vor, von Calais bis Nantes anstatt des Weins lieber Obst zu Cider und

Hopfen zu Bier zu pflanzen. Ehemals versorgten die Bauern der Pikardie die Tafel Philipp Augusts, 1180 bis 1213, mit Wein; die Weingärten von Etampes und Beauvais waren einst berühmt, während jetzt im ganzen Departement der Somme keine Spur von Wein mehr gewonnen wird.

Die Könige von Frankreich scheinen schon früh bedeutende Weinpflanzungen besessen zu haben; und wenn sie auch nur ihre eigenen Besitztümer zu eigennützigen Zwecken pflegten, so gaben sie doch damit ihren Unterthanen ein nachahmungswerthes Beispiel und beförderten solchergestalt die Weinkultur des ganzen Landes. Der genannte Philipp II. August besaß nach Chaptal 21 Weinberge, und Philipp der Schöne setzte 1310 eine bedeutende Summe zur Erweiterung der Weinberge von Languedoc aus. Ludwig IX. erließ 1268 die naive Verordnung, daß, wenn der Weinverkauf des Königs öffentlich ausgerufen würde, alle andern Weinhandlungen geschlossen werden müßten. Als Papst Urban V. 1308 Avignon zu seinem Aufenthalt wählte und das Kloster Clugni bestimmt ward, dem päpstlichen Hof den Weinbedarf zu liefern, meinte Petrarca, die Kardinäle hätten nur darum den Aufenthalt in Frankreich vorgezogen, weil in Italien kein Wein von Beaune zu haben wäre.

In Folge der Kreuzzüge fanden neue Einwanderungen von Reben aus Asien und Griechenland statt; Schenkungen von Weinbergen an die Klöster kamen ebenso wie in Deutschland und England vor, und nach letzterm Lande bestand schon damals eine bedeutende Ausfuhr von Wein;

1350 wurden allein im Hafen von Bordeaux 13,429 Tonnen verschifft. Burgunder und Champagner galten schon früh für die vorzüglichsten der französischen Weine. Auf keiner Tafel der Großen und Mächtigen durfte im Mittelalter der Burgunder fehlen. Für Damen und Herren war er stets wegen seiner Lieblichkeit der König der Weine, und ein Glas echter Burgunder war das edelste, was man hohen Gästen zu kredenzen vermochte. Als der Weinbau in Deutschland mehr und mehr Eingang fand, bemühten sich daher Fürsten und Adliche eifrigst, Reben aus Burgund zu beziehen und damit Weingärten anzulegen, so daß noch heute in den meisten Gegenden Deutschlands, wo rother Wein gebaut wird, Burgund als das eigentliche Stammland desselben anzusehen ist. Die Herzöge von Burgund nannten sich zu Ende des 14. Jahrhunderts in ihren Verordnungen „Seigneurs immédiats des meilleurs vins de la Chrétienté“, und fast alle europäischen Fürsten bezeichneten sie mit dem Namen „Princes des bons vins“. Bei der Krönung der Könige in Rheims durfte kein andrer Wein als Burgunder bei der kirchlichen Ceremonie verwendet werden; und in Paris ward 1369 auf das Faß Burgunder 120 Cent. Eingangszoll gelegt, während man für die übrigen eingeführten Weine nur eine Abgabe von 75 Cent. festsetzte, aus dem Grunde, weil der Burgunder von den Reichen, die andern Weine aber von weniger bemittelten Leuten getrunken würden.

Im 15. und 16. Jahrhundert galten auch die Weine von Orléans und Artois für vorzüglich; letztrer wurde an der königlichen Tafel nur den vornehmsten Gästen

eingeschenkt. Der Satiriker Rabelais erwähnt 1535 in rühmender Weise der Graves- und Clementinweine, nach Papst Clemens V., 1305—1314, benannt. So gewann der Weinbau in Frankreich immer größere Ausdehnung, bis es 1566 Karl IX. gefiel, einen zweiten Domitian im Kleinen zu spielen. Es war ebenfalls bei Gelegenheit eines Mißwachses des Getreides, daß der Urheber der Pariser Bluthochzeit eine Verordnung erließ, wonach ⅔ des Bodens zum Anbau der Cerealien, ⅓ aber zum Weinbau verwendet und alle dieses Maß übersteigenden Weinpflanzungen ausgerodet werden sollten. Schon 11 Jahre später änderte Heinrich III. dies Gesetz dahin ab, daß nur die zum Kornbau geeigneten Ländereien nicht zu Weinbergen verwendet werden sollten.

Den Champagner tranken in der frühsten Zeit seiner Existenz die Könige und Pairs von Frankreich allein; erst im 18. Jahrhundert ward er in England allgemeiner bekannt, obgleich schon Heinrich VIII. ihn hier mit Wollust schlürfte und 1666 König Ludwig XIV. von Frankreich 200 Faß Burgunder und Champagner dem König Karl II. von England als Geschenk übersendete. In unserm Vaterland mochte damals schon Mancher denken, wie Brander in Auerbachs Keller zu Leipzig, der sich von Mephistopheles recht mousstrenden Champagner ausbat:

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Die eigenthümlichen Charaktere des Burgunders und Champagners haben in Frankreich zu einigen merkwürdigen literarischen Produkten und zu gelehrten Weinbataillen Veranlassung gegeben. Unter Ludwig XIV. kämpfte ein gewisser Coffin, Rektor an der Universität in Beauvais, für den Champagner und schrieb eine begeisterte lateinische Ode, welche diesem Wein einen vollständigen Sieg über den Burgunder verschaffte, der in einem matten Gedicht von Gréneau vertheidigt wurde. Der Sieger erhielt ein reichliches Quantum des besungenen Weins zur Belohnung von den Bürgern in Rheims, welche Stadt der Hauptstapelplatz des Champagners ist. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts entspann sich abermals, nachdem ein Arzt in einer Abhandlung behauptet hatte, der Champagner wäre ungesund, ein langer und lebhafter Streit unter den medizinischen Fakultäten Frankreichs über den Einfluß des Burgunders und Champagners auf die menschliche Gesundheit und über die Vorzüge des einen Weins vor dem andern. Nachdem viele Schriften über diesen Gegenstand erschienen waren, ward 1778 vor der medizinischen Fakultät zu Paris eine Disputation über die Streitfrage gehalten und schließlich entschieden, daß der Champagner keineswegs für die Gesundheit nachtheilig sei, sondern in dieser Beziehung sogar den Vorzug vor dem Burgunder besitze.

Nicht nur dem Körper, sondern auch dem Geiste behagt der Champagner im höchsten Grade; er ist der Poetenwein im eigentlichsten Sinne des Worts. An seinem Feuer haben nicht nur seine Landsleute, sondern unzählige Dichter andrer Nationen ihre Phantasie ange-

zündet. Die höchste Champagnerlaune schäumt, sprudelt, perlt und prickelt in den Versen des schlesischen Dichters Moritz Graf Strachwitz:

Schlage zum Himmel, Champagnergezisch,
Springe in silbernen Sprudelkaskaden,
Schieße in pochenden, bäumenden Fluthen,
Fließe in kochenden, schäumenden Gluthen,
Aehnlich dem Bronnen der Quellennajaden,
Drin sich die Glieder der Artemis baden,
Tief in des Idas Cypressengebüsch.

Forme die Perlen von silbernem Schaum,
Die sich erheben aus siedendem Spiegel,
Die in den spitzigen Trichterpokalen
Funkelnd dem hitzigen Sprudel entstrahlen,
Die aus der Flasche gebrochenem Siegel
Schweben und tanzen auf duftigem Flügel,
Steigen und sinken im goldigen Raum.

Schlagt auf die Becher mit wirbelndem Schlag,
Daß sie erbrausen in rollendem Falle;
Laßt in den duftigen Tiefen des Nasses
Tanzen die luftigen Geister des Fasses,
Laßt sie in spritzendem, stäubendem Falle
Stürzen aus blitzendem Becherkrystalle;
Kurz ist der Jugend moussirender Tag! — —

Frankreich ist heute das Hauptweinland nicht nur in unserm Erdtheil, sondern auf der ganzen Erde. Nach Reden werden vom gesammten Areal Europas etwa 657 Quadratmeilen mit Wein bepflanzt, wovon allein auf Frankreich 357,5 Quadratmeilen kommen; und nach Baur

produzirt ganz Europa im Mittel jährlich etwa 84,288,491 Hektoliter Wein, wovon Frankreich allein 41,743,600 Hektoliter liefert. Und doch hat der Franzose nicht einmal ein Wort für unser deutsches „Rausch", trotzdem daß in seinem Vaterland beinahe so viel Wein wächst, als im ganzen übrigen Europa zusammengenommen; denn das Wort ivresse bezeichnet nicht sowohl den leichten, lustigen Rausch, als vielmehr die schwere, trübe Trunkenheit. Auch den Brauch, beim Zutrinken mit den Gläsern anzustoßen, hat der gallische Nachbar von uns entlehnt, worauf das Wort trinquer, womit er das Anstoßen bezeichnet, deutlich hinweist, welches vom deutschen trinken hergenommen ist, obwohl es dies nicht bedeutet. So hat sich noch in neuester Zeit die französische Sprache mit dem deutschen Trinkhall bereichert. Gerade dieser Mangel an Ausdrücken für Trinken und damit zusammenhangende Begriffe, woran die deutsche Sprache so unendlich reich ist, scheint uns charakteristisch für die Lebensweise der Franzosen zu sein, welche fast im Gegensatz zu den Deutschen von jeher die Venus höher ehrten als den Bacchus, und deren größte Sittenverderbniß niemals so sehr durch Unmäßigkeit im Trinken, als vielmehr durch Ausschweifungen in der Liebe zu Tage trat. Es ist daher auch von keinem Interesse, speziell von den Gelagen dieser Nation zu reden, ebenso wenig als von denen der Spanier, Portugiesen oder andrer romanischer Völkerschaften, bei denen das Zechen durchaus nichts Charakteristisches für die Sittengeschichte bietet. Wir gehen somit in den folgenden Kapiteln zu der germanischen Race über. Auch die slavischen Völker

zechen nicht auf eine absonderliche Weise, deren Betrachtung von Interesse sein könnte; sie kennen kein gemüthliches Beisammensein in der Kneipe, feiern keinen geregelten Komment, befolgen überhaupt keine Methode beim Trinken, wie die Germanen, sondern trinken wie die Völkerschaften Asiens gewöhnlich nur, um sich zu betrinken, und ziehen zu dem Ende die stärksten Getränke allen andern vor.

Neuntes Kapitel.

Die Engländer.

Wahrscheinlich war es Kaiser Probus, unter dem auch im alten Britannien die ersten Reben angepflanzt wurden; es unterliegt keinem Zweifel, daß die Römer Weingärten dicht an den Mauern von London besaßen. Wie jedoch in Deutschland nach dem Sturz ihrer Herrschaft die Kultur aller Gewächse durch die Wirren der Völkerwandrung wieder sank, so geschah dasselbe auch in England in Folge neu hereinbrechender Kriege und Eroberungen. Bei den Angeln und Sachsen bildete daher der Wein im Allgemeinen ein seltnes Getränk, dem sie ihr Ale vorzogen. Unter ihren Königen war es Alfred der Große, 871—901, welcher, wenn er auch nicht das für England war, was Karl der Große für Deutschland, doch zuerst den Weinbau, sowie die Kultur seines Landes überhaupt, durch weise Verordnungen hob, fremde Kolonisten in sein durch Kriege verödetes Königreich zog und nach einigen Schriftstellern sogar mit seinen Schiffen Entdeckungsreisen in südliche Länder machen ließ, um die edlern Kulturpflanzen von

dort einzuführen. Vor der Eroberung Englands durch die Normannen, 1066, gab es Weingärten in manchen warmen Klosterumgrenzungen der südlichen Grafschaften. Wo nur immer in fruchtbaren und geschützten Thälern Abteien lagen, da konnte man sicher sein auch Weingärten zu finden, z. B. zu Chanetone in Middlesex, zu Ware in Hertfordshire, zu Hanton in Worcestershire. Das große Thal von Gloceſter bildete einen zusammenhangenden Weingarten. Die Namen „Vine-street“ und „Vineyard-house“ in Westminster stammen von den königlichen Weingärten jener Zeit her, wo die Könige in Westminster residirten, und „Vinegar-yard“ in Drurylane ist ein Andenken an den Weingarten, der noch in den Tagen der Tudors sich dort befand. So giebt es im südlichen und westlichen Theil Englands, besonders in der Nachbarschaft der Ritterſitze und Klöster, jetzt noch viele Grundstücke, die den Namen „Weinberg“ führen, obgleich seit Jahrhunderten daselbst keine Rebe mehr zu sehen ist.

Camden meint zwar, daß der Weinstock in England zu allen Zeiten mehr des Schattens und der Zierde wegen angepflanzt sei; nichtsdestoweniger steht es fest, daß daselbst im elften und zwölften Jahrhundert und sogar noch im sechszehnten und siebzehnten, ziemlich viel Wein bereitet ward, ja daß man im achtzehnten Jahrhundert in der Grafschaft Surrey einen dem Champagner ähnlichen Wein kelterte. Richard II. zog und verkaufte Weintrauben, die im Windsorpark im Freien wuchsen; und zu Arundel gewann einer der Herzöge von Norfolk Wein aus eignem Gewächs, der dem Burgunder nahe

kam. Sogar zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand noch ein Weingarten an der Sonnenseite von St. Lawrence auf der Insel Wight und befand sich im königlichen Garten zu Hampton Court, wie berichtet wird, ein ungeheurer Weinstock, welcher ein ganzes Treibhaus ausfüllte. Als die Schauspieler im Drury-lane Theater sich einst König Georgs III. ganz besondern Beifall erworben hatten, erlaubte er ihnen, sich vom Gärtner hundert Dutzend Weintrauben von jenem Baum abschneiden zu lassen, wenn so viele daran wären. Der Gärtner schnitt nicht allein diese Anzahl Trauben ab, sondern ließ den König wissen, daß er noch ebenso viele abpflücken könne, ohne den Weinstock gänzlich zu entblößen.

Allein so gut auch an einzelnen bevorzugten Plätzen die Rebe gedieh, so verhinderte doch das britische Inselklima eine Weinkultur im Großen. Während einerseits durch den Anbau andrer Pflanzen ein größerer Gewinn aus dem heimischen Boden erzielt werden konnte, wurde andrerseits der Wein nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler aus dem Ausland bezogen und mit zunehmender Verbesserung der Schifffahrt und Handelswege immer leichter eingeführt. Freilich übertraf in England die Konsumption des Weins schon die eigne Produktion desselben, lange bevor man den Weinbau gänzlich aufgab; so wurden schon im zehnten und elften Jahrhundert Weine aus Frankreich und der Rheingegend eingeführt. Kein gewichtigeres Motiv aber gab es für die Einstellung des inländischen Weinbaus, als die Vereinigung von Guienne und Gascogne mit England im Jahre 1152; von der Zeit an trat das französische Weinland in direkte Bezie-

hung zu den englischen Weintrinkern, und mehrere Jahrhunderte hindurch herrschte zwischen beiden Nationen ein ungemein lebhafter Weinhandel. Leider glaubte die Gesetzgebung nach den damaligen Regeln der politischen Oekonomie sehr weise zu handeln, wenn sie hohe Zölle auf den Wein legte und ein Maximum der Weinpreise festsetzte. So fixirt ein Edikt vom ersten Regierungsjahr des Königs Johann ohne Land den Preis einer Tonne Poitouwein auf 20 engl. Shl., einer Tonne Anjouwein auf 24 und der andern Franzweine auf 25 Shl. Von jeder eingeführten Weinladung nahm der König eine Tonne vor dem Löschen und eine Tonne nachher, welche Steuer Prisa genannt ward. Johanns Nachfolger, Heinrich III., legte auf die Einfuhr jeder Tonne Wein eine neue Steuer von 1 Penny, welche Gauge hieß. 1290 wurde in London der Preis für die Gallone Wein auf 3 Pence, für die Gallone Bier auf 1 Penny festgesetzt und verboten, diesen Preis bei der herannahenden Einberufung des Parlaments zu erhöhen. Eine Akte von 1307 ernannte 6 vereidete Schmecker, welche die Qualität der Weine zu begutachten hatten und den verfälschten ausgießen lassen mußten; kein Weinhändler durfte Wein verkaufen, der nicht von den Schmeckern taxirt war.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts gab es zwischen den Londoner Einwohnern und den Bordeauxer Kaufleuten, welche nicht die Erlaubniß hatten, in London eine Niederlage für ihre Waaren zu halten, mancherlei Zänkereien und Schlägereien, welche 1309 einen so heftigen Charakter annahmen, daß auf beiden Seiten mehrere

Perſonen getödtet wurden. 1354 verbot Eduard III. bei ſchwerer Strafe jedem Engländer, nach Guienne zu gehen, um dort direkt Wein zu kaufen; der Contravenient ſollte ergriffen, vom Seneſchall der Gascogne im Krongefängniß zu Bordeaux eingekerkert und dann nach England in den Tower von London abgeliefert werden. 1370 ward dies Verbot auf Antrag des ſchwarzen Prinzen modifizirt. 1373 kam, wie Froiſſard berichtet, eine Flotte von 200 engliſchen Fahrzeugen in Bordeaux an, um Wein zu laden. So großartig war im 14. Jahrhundert der Verbrauch franzöſiſcher Weine in England, namentlich unter den vornehmern Klaſſen der Geſellſchaft. In dem Hauſe des Herzogs von Northumberland, das für ſtreng ökonomiſch galt, verbrauchte man jährlich 42 Faß Guiennewein, und an der Tafel Henry Bowets, des Erzbiſchofs von York, der 1467 ſtarb, wurden jährlich 80 Tonnen Claret geleert.

Während es 1365 in London nur drei Weinſchenken erlaubt war, ſüße Weine zu halten, traten dagegen zu Ende des 15. Jahrhunderts die Weine der Kanarien und Spaniens allmählich mit den franzöſiſchen in Konkurrenz, und im 16. Jahrhundert gewöhnte ſich England mehr und mehr zum Nachtheil der Gironde an den ſüßen Sekt und Malvaſia. (Franck, die Medok- u. a. Weine des Departem. der Gironde. Stargardt, 1845.) Der Sekt, vinum siccatum, iſt der in Spanien aus den getrockneten Trauben bereitete Wein. Man nimmt nämlich bei naſſer Witterung die Trauben zuweilen vor der Zeit der eigentlichen Weinleſe ab und läßt ſie in einem Backofen oder auf einem Boden in Zugluft welk werden. Solcher

süße Sekt war eine Leckerei für die Damen, während die Männer in leichtern Weinen zechten. Doch ungeachtet der Einfuhr spanischer Weine bildeten die französischen noch lange Zeit das Hauptgetränk der reichen Engländer. Heinrich VIII., 1509—1547, zog den Champagner bei Weitem den spanischen Weinen vor; er besaß einen eignen Weingarten in Ay in der Champagne und trank mit Wollust den prickelnden Schaum. Sir Richard Hawkins hielt den Genuß spanischer Weine sogar für die Ursache hitziger Fieber und eines frühen Todes. Schwerlich verdient der Sekt an sich diesen harten Vorwurf; allein er ward in den Schenken verfälscht und mag immerhin durch beigemischte giftige Substanzen Fieber, Hautausschläge, Wassersuchten und andre Krankheiten verursacht haben.

Die Zwistigkeiten und Kriege mit Frankreich thaten dem Weinhandel außerordentlichen Schaden; von 1679 bis 1685 war die Einfuhr französischer Weine gänzlich verboten, dagegen wurden nun portugiesische begünstigt. Seit der Thronbesteigung des Hauses Oranien bekriegte man sich nicht nur mit Kanonen, sondern auch mit Zöllen. Aus jener Zeit (1691) rührt das Lied „Farewell to wine“ her, worin es heißt:

„Some Claret, boy! — Indeed, Sir, we have none. — Claret, Sir! — Lord, there's not a drop in town.“

Danach gab es in jenem Jahr keinen Tropfen Claret mehr in London, und man sah sich nach Portwein um, den vor 1690 kein britischer Gaumen gekostet hatte. Der bekannte Vertrag von Methuen 1703 sicherte für länger

als ein Jahrhundert die englischen Märkte den Weinen des Douro mit Ausschließung der Gewächse Guiennes. Es entstand sogar der Aberglaube, französische Weine wären dem englischen Klima minder angemessen, als die der südlichen Halbinsel. Andrerseits erzeugte jedoch bei manchen ein so plötzlicher und gründlicher Umschlag des Geschmacks Widerwillen; Dichter und Dramatiker schleuderten die Pfeile ihres Spottes gegen diese Ketzerei, und, wie Alex. Cunningham versichert, soll der Herzog von Marlborough, der jenen Vertrag geschlossen hatte, sich eben durch diesen viele seiner Freunde entfremdet haben. Gegenwärtig wird ein Fünftheil der 3 Millionen Flaschen Champagner, welche überhaupt zur Ausfuhr gelangen, von England konsumirt; und wenn hier auch verhältnißmäßig mehr Portwein getrunken wird, ist dennoch aller Anschein vorhanden, daß die Vorliebe für Franzwein wiederkehren dürfte, wie in alter Zeit.

Wie wir schon in der Einleitung bemerkten, ist John Bull ein tapfrer Zecher, der seiner germanischen Abkunft Ehre macht und außerordentliche Mengen der stärksten Getränke zu konsumiren versteht. Das wahre Zeug und Talent zum gemüthlichen Kneipen besitzt freilich nur der Deutsche, aber der Engländer steht ihm in dieser Hinsicht am Nächsten. Mag derselbe immerhin sagen „my house is my castle“, so überträgt er deshalb nicht weniger seine Häuslichkeit ins Wirthshaus und fühlt sich nirgends heimischer als hier. Johnson erklärte sogar, daß ein Stuhl im Wirthshaus der Thron der menschlichen Glückseligkeit sei, und Shenstone beklagte es mild, daß kein wenn auch noch so befreundetes

Privathaus den Wandrer so warm bewillkommne, wie es ihm unter dem Dach eines Gasthofs begegne. Außer der deutschen Literatur ist es nur die englische, die jene erbaulichen Bilder von Originalen aufweist, welche ihren häuslichen Heerd allein in der Schenkstube fanden; mit einem gesunden und herzerquickenden Humor läßt der englische Schriftsteller die Figur eines Trunkenbolds reden und handeln, und wohl nur auf der englischen Bühne konnte die klassische Gestalt eines John Falstaff geboren werden.

Der englische Gastwirth ist nicht, wie so mancher deutsche, der mürrische Tyrann derer, die seine Schwelle überschreiten, sondern deren gehorsamer Diener; und die englischen Gasthöfe standen schon in ausgezeichnetem Ruf, als sich diejenigen des Festlands noch in sehr primitivem Zustand befanden. Unter der Regierung Elisabeths gab es Gasthöfe, wo 300 Menschen mit ihren Pferden ohne Schwierigkeit untergebracht und gespeist werden konnten; und im 17. Jahrhundert hatte das kleinste Dorf ein Gasthaus, wo die Betttücher nach Lavendel dufteten und ein leuchtendes Feuer, ein Krug guten Ales und ein Gericht Forellen den müden Pilgrim erquickten, während man in größern Wirthschaften eine feine Küche und einen Claret vorfand, wie es in London keinen bessern gab.

Nach Macaulay war im 17. Jahrhundert die Gewohnheit übermäßig zu trinken in England nicht weniger als in Deutschland bei allen Klassen der Gesellschaft allgemein. Wer nicht im Stande war, seinen Gästen täglich Claret oder Canarienfekt vorzusetzen, berauschte

sie mit starkem Bier; die Masse des zu jenen Zeiten verbrauchten Biers war in der That ungeheuer, und was ein englischer Landgentleman davon vertilgen konnte, wurde vielleicht nur von dem Quantum überstiegen, welches im Magen eines deutschen Mönchs Platz fand. Bier war für die mittlern und untern Klassen nicht bloß was es jetzt ist, sondern alles, was jetzt Bier, Kaffe, Thee und gebrannte Wasser zusammen sind. Uebrigens war auch gezuckerter und gewürzter Glühwein ein Lieblingsgetränk bei allen Zusammenkünften und Gelagen. Nur in großen Häusern oder bei festlichen Gelegenheiten wurden fremde Weine auf die Tafel gesetzt. Sobald die Speisen verzehrt waren, entfernten sich die Ladies vom Tisch und überließen die Gentlemen ihrem Ale und Tabak allein; eine sittsame Frau konnte schwerlich an der derben Fröhlichkeit oder vielmehr rohen Flätherei des Nachtisches theilnehmen, welcher oft so lange dauerte, bis die Schwelger unter dem Tisch lagen.

Schließlich müssen wir der englischen Trinksprüche und der Ableitung des ins Deutsche übergegangenen Wortes „toast“ gedenken. Der alte angelsächsische Trinkspruch „wass hail“ wurde Veranlassung, daß man die Bowle, die früher bei den Schmausereien der Weihnachtszeit nie fehlen durfte, um aus ihr auf die Gesundheit jedes Anwesenden zu trinken, wassail-bowl oder wassell-bowl nannte; und noch jetzt ist es bei Festmahlen von Korporationen Sitte, nach dem Essen auf das Wohl der Brüder aus dem sog. loving up, einem großen silbernen Becher mit Henkeln, zu trinken, der links herum von einem Gast zum andern geht. Die alten Toaste

„wass hail“ und „drink hail“ sind durch die jetzt üblichen „Come, here's to you“ und „I'll pledge you“ ersetzt worden, aber die geröstete Brotschnitte, toast, welche vormals von demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen wollte, in den vollen Becher geworfen und, wenn dieser geleert war, gegessen wurde, hat noch heutzutage dem Trinkspruch den Namen Toast verliehen.

Zehntes Kapitel.

Die Deutſchen.

§. 1.

Die Zechluſt der Teutonen. Werden berauſchende Getränke von jedem rohen Naturvolk geliebt, weil ſie das Blut erwärmen, die Nerven reizen und die Phantaſie anfeuern, ſo waren ſie für den alten Deutſchen noch ein beſondres Mittel der Stärkung und Erquickung, wenn er rauhe Wälder durchjagt und eiſige Flüſſe durchſchwommen hatte, wenn er ermattet von langer Wandrung oder bluttriefend aus dem Kampf heimkehrte. Andrerſeits gewährte ihm das Zechen bei ſeinem Müßiggang und ſeiner ſtolzen Arbeitsſcheu eine unwiderſtehlich lockende Unterhaltung. Den Wilden kommt der Zuſtand des Rauſches himmliſch vor, die Griechen hielten einen immerwährenden Rauſch für das ſchönſte Daſein nach dem Tod, und die Teutonen glaubten ſich durch den Rauſch in Walhalla verſetzt. Alle Neigungen, die ſie diesſeits hegten, trugen ſie jenſeits mit hinüber. Walhalla bedeutete ihnen nichts weiter, als die Fülle der irdiſchen Freuden. Wie könnte man ſich im Himmel

[illegible]

[illegible] Weise [illegible]

[illegible] Deutschen [illegible] Göttern [illegible] dar. Bei den [illegible] [illegible] er opferte, ein [illegible] zu den [illegible] füllte es wieder mit [illegible] [illegible] commeut. de reb. Franc. orient. I. [illegible], [illegible] pel zündete man ein Feuer an, [illegible] die vollen Becher

durch die Flamme und leerte sie in folgender Ordnung: den ersten zu Odins, den zweiten zu Thors und der Freia Ehren, den dritten, Bragakelch genannt, zum Gedächtniß berühmter Helden, den vierten endlich, den Minnebecher, zum Andenken abgeschiedner Freunde. Die Alamannen, ein zwar tapfres und treues, aber dem Wein und der Wollust ergebnes Volk, feierten mancherlei Trinkfeste aus Dankbarkeit gegen die Götter; und die Sachsen feierten selbst Gelage auf den Gräbern zu Ehren der Geister. Ob sie diesen bei besondern Festen auch Getränke hinstellten, läßt sich freilich aus den wenigen Sprachdenkmälern und Geschichtsdokumenten, die wir über jene Zeit besitzen, nicht genau schließen; doch wäre jene Sitte der Anschauungsweise der Sachsen sehr gemäß gewesen.

Der römischen Historik größter Meister, Tacitus, hat uns in seiner berühmten Germania ein scharf gezeichnetes, gewiß naturwahres Bild von den Sitten der alten Deutschen, von den Licht- und Schattenseiten ihres Charakters, von der urkräftigen Gesundheit ihres halb barbarischen Naturlebens gegenüber der moralischen Versunkenheit römischer Civilisation hinterlassen. So ist es Tacitus, von dem wir wissen, daß die Germanen Hunger, Frost und Hitze, aber keinen Durst ertragen konnten, daß kein Volk strenger in seinen ehelichen Sitten war, aber auch keins sich ausgelaßner den Gelagen hingab, als das deutsche. Alle Zeit, die es nicht mit Krieg und Jagd ausfüllte, verbrauchte es in träger Ruhe oder mit Zechgelagen, durch welche das Geschwisterpaar Spielsucht und Trinksucht beständig genährt ward. Es gereichte

Niemandem zum Vorwurf, Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, so daß das Gelage nicht selten in Kampftumult überging und mit Todtschlag endigte; denn wenn Streit entstand, hielten sich die vom Bier erregten Gemüther nicht lange mit Wortgefechten und Schmähreden auf, sondern, da man, wie zu allen Geschäften, auch zu den Gastmählern bewaffnet schritt, kam es rasch zu Thaten, welche Wunden und auch wohl den Tod mit sich führten. Donitzo, ein italienischer Mönch unter Heinrich IV., meinte von den Deutschen, sie wären in den Wein verliebt und hieben in der Trunkenheit einander Glieder vom Leibe; und Phokas sagte zu Luitprand, dem Gesandten Kaiser Ottos I., der deutschen Soldaten Muth wäre ein Rausch, ihre Tapferkeit Trunkenheit. Es scheint eine gewisse Berserkerwuth charakteristisch für die deutsche Trunkenheit zu sein. Wie oft sehen wir nicht heute noch furchtbaren Jähzorn und sinnlose Lust an Schlägerei und Zerstörung als Folgen der Trinksucht unter unserm Volk hervorbrechen, und wie manche der gröbern Kriminalverbrechen resultiren nicht aus dem nationalen Laster!

Während die Teutonen ihren Hunger mit den einfachsten Speisen, nämlich Feldfrüchten, geronnener Milch und Wildpret stillten, war dagegen ihre angeborne Trinkluft so groß, daß Tacitus meint, wenn man derselben nachgäbe und ihnen so viel Getränk darreichte, als sie begehrten, so würden sie durch ihr eignes Laster weit leichter, als durch fremde Waffen besiegt werden. Er führt sogar mehrere Beispiele an, daß ganze deutsche Heere, an ihren Tischen vom Rausch eingeschläfert, sich

überfallen und besiegen ließen; und Appian erzählt, daß die deutschen Schaaren in Cäsars Heer sich vor der Schlacht bei Pharsalus zu lange beim Gelage aufhielten und schließlich so betrunken waren, daß sie dem schnell hereinbrechenden Pompejus kaum Stand zu halten vermochten. Wenn es nicht ungewöhnlich war, bei Trunk und Würfelspiel Hab' und Gut, ja zuletzt die persönliche Freiheit zu opfern, so wurden andrerseits aber auch alle ernsten und wichtigen Angelegenheiten beim Zechgelage verhandelt; hier legte man lange und blutige Feindschaften friedlich bei, hier hörte die Blutrache auf, hier schloß man Schwägerschaften, wählte Fürsten und berieth über Krieg und Frieden, weil zu keiner andern Zeit, wie man glaubte, der Mensch aufrichtiger sei und sich zu höhern Ideen begeistern könne, als beim Gelage. Hier zeigte sich die von den Germanen bis zu den äußersten Konsequenzen geübte Tugend der Gastfreundschaft, hier wurde das liebste Schauspiel unsrer Ahnen, Tanz von Jünglingen zwischen aufgerichteten Schwertern, aufgeführt, hier endlich öffnete sich, wie Tacitus sagt, bei zwangloser Fröhlichkeit das Innere der Brust eines Volks ohne List und Trug. Wer sich der Freundschaft eines deutschen Stammes versichern wollte, brauchte nur an ihren Gelagen tapfern Antheil zu nehmen; selbst der Cheruskerfürst Italus, der wegen seiner römischen Erziehung und Gesinnung seinen Landsleuten verhaßt war, machte sich dadurch wieder beliebt, daß er nach Landessitte mit ihnen trank und schwelgte.

Der Bischof Venantius Fortunatus erzählt im sechsten Jahrhundert von einer deutschen Trinkgesellschaft, bei der

er selbst zugegen gewesen: „Sänger sangen Lieder und spielten die Harfe dazu. Umher saßen Zuhörer bei ahornenen Bechern und tranken wie Rasende Gesundheiten in die Wette. Wer nicht mitmachte, ward für einen Thoren gehalten. Man mußte sich glücklich preisen, nach dem Trinken noch zu leben."

Ein noch früheres Beispiel vom Gesundheittrinken giebt Priscus bei der Beschreibung eines Attilaschen Gastgebots, wobei auch Deutsche anwesend waren. Sobald die römischen Gesandten das Gemach betreten hatten, brachte ihnen ein Schenk einen Becher zum Trinken dar. Hierauf eröffnete der Länderbezwinger das Gelage mit einer Gesundheit, die er den vornehmsten seiner Tischgenossen ausbrachte und die diese stehend erwiderten; später forderte er seine Gäste zu einem allgemeinen Trinkgefecht auf. Das Gesundheit- und Wettrinken ist also uralt; noch älter aber ist das Zu- und Vortrinken, welches eine der Urfitten der Menschheit zu sein scheint und bei allen weintrinkenden Nationen gebräuchlich ist. Wollte Fingal oder ein andrer Kaledonischer Fürst einen Fremdling oder Hilfesuchenden seiner freundlichen Gesinnung versichern, so bot er ihm, nach Ossians Ausdruck, die festliche Muschel. An den deutschen Höfen wurde den ankommenden Gästen ein Kelch, später Willkomm genannt, dargereicht. Das allerfrühste Zeichen der Gastfreundschaft bestand eben in solcher Darreichung eines Bechers, und aus dieser Sitte ging unmittelbar diejenige des geselligen Zutrinkens hervor.

Während der Grieche niemals vor der Hauptmahl-

sie mit starkem Bier; die Masse des zu jenen Zeiten verbrauchten Biers war in der That ungeheuer, und was ein englischer Landgentleman davon vertilgen konnte, wurde vielleicht nur von dem Quantum überstiegen, welches im Magen eines deutschen Mönchs Platz fand. Bier war für die mittlern und untern Klassen nicht bloß was es jetzt ist, sondern alles, was jetzt Bier, Kaffe, Thee und gebrannte Wasser zusammen sind. Uebrigens war auch gezuckerter und gewürzter Glühwein ein Lieblingsgetränk bei allen Zusammenkünften und Gelagen. Nur in großen Häusern oder bei festlichen Gelegenheiten wurden fremde Weine auf die Tafel gesetzt. Sobald die Speisen verzehrt waren, entfernten sich die Ladies vom Tisch und überließen die Gentlemen ihrem Ale und Tabak allein; eine sittsame Frau konnte schwerlich an der derben Fröhlichkeit oder vielmehr rohen Flätherei des Nachtisches theilnehmen, welcher oft so lange dauerte, bis die Schwelger unter dem Tisch lagen.

Schließlich müssen wir der englischen Trinksprüche und der Ableitung des ins Deutsche übergegangenen Wortes „toast“ gedenken. Der alte angelsächsische Trinkspruch „wass hail“ wurde Veranlassung, daß man die Bowle, die früher bei den Schmausereien der Weihnachtszeit nie fehlen durfte, um aus ihr auf die Gesundheit jedes Anwesenden zu trinken, wassail-bowl oder wassell-bowl nannte; und noch jetzt ist es bei Festmahlen von Korporationen Sitte, nach dem Essen auf das Wohl der Brüder aus dem sog. loving up, einem großen silbernen Becher mit Henkeln, zu trinken, der links herum von einem Gast zum andern geht. Die alten Toaste

„wass hail“ und „drink hail“ sind durch die jetzt üblichen „Come, here's to you“ und „I'll pledge you“ ersetzt worden, aber die geröstete Brotschnitte, toast, welche vormals von demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen wollte, in den vollen Becher geworfen und, wenn dieser geleert war, gegessen wurde, hat noch heutzutage dem Trinkspruch den Namen Toast verliehen.

sie mit starkem Bier; die Masse des zu jenen Zeiten verbrauchten Biers war in der That ungeheuer, und was ein englischer Landgentleman davon vertilgen konnte, wurde vielleicht nur von dem Quantum überstiegen, welches im Magen eines deutschen Mönchs Platz fand. Bier war für die mittlern und untern Klassen nicht bloß was es jetzt ist, sondern alles, was jetzt Bier, Kaffe, Thee und gebrannte Wasser zusammen sind. Uebrigens war auch gezuckerter und gewürzter Glühwein ein Lieblingsgetränk bei allen Zusammenkünften und Gelagen. Nur in großen Häusern oder bei festlichen Gelegenheiten wurden fremde Weine auf die Tafel gesetzt. Sobald die Speisen verzehrt waren, entfernten sich die Ladies vom Tisch und überließen die Gentlemen ihrem Ale und Tabak allein; eine sittsame Frau konnte schwerlich an der derben Fröhlichkeit oder vielmehr rohen Flätherei des Nachtisches theilnehmen, welcher oft so lange dauerte, bis die Schwelger unter dem Tisch lagen.

Schließlich müssen wir der englischen Trinksprüche und der Ableitung des ins Deutsche übergegangenen Wortes „toast“ gedenken. Der alte angelsächsische Trinkspruch „wass hail“ wurde Veranlassung, daß man die Bowle, die früher bei den Schmausereien der Weihnachtszeit nie fehlen durfte, um aus ihr auf die Gesundheit jedes Anwesenden zu trinken, wassail-bowl oder wassell-bowl nannte; und noch jetzt ist es bei Festmahlen von Korporationen Sitte, nach dem Essen auf das Wohl der Brüder aus dem sog. loving up, einem großen silbernen Becher mit Henkeln, zu trinken, der links herum von einem Gast zum andern geht. Die alten Toaste

„wass hail“ und „drink hail“ sind durch die jetzt üblichen „Come, here's to you“ und „I'll pledge you“ ersetzt worden, aber die geröstete Brotschnitte, toast, welche vormals von demjenigen, der eine Gesundheit ausbringen wollte, in den vollen Becher geworfen und, wenn dieser geleert war, gegessen wurde, hat noch heutzutage dem Trinkspruch den Namen Toast verliehen.

Zehntes Kapitel.

Die Deutſchen.

§. 1.

Die Zechluſt der Teutonen. Werden berauſchende Getränke von jedem rohen Naturvolk geliebt, weil ſie das Blut erwärmen, die Nerven reizen und die Phantaſie anfeuern, ſo waren ſie für den alten Deutſchen noch ein beſondres Mittel der Stärkung und Erquickung, wenn er rauhe Wälder durchjagt und eiſige Flüſſe durchſchwommen hatte, wenn er ermattet von langer Wandrung oder bluttriefend aus dem Kampf heimkehrte. Andrerſeits gewährte ihm das Zechen bei ſeinem Müßiggang und ſeiner ſtolzen Arbeitsſcheu eine unwiderſtehlich lockende Unterhaltung. Den Wilden kommt der Zuſtand des Rauſches himmliſch vor, die Griechen hielten einen immerwährenden Rauſch für das ſchönſte Daſein nach dem Tod, und die Teutonen glaubten ſich durch den Rauſch in Walhalla verſetzt. Alle Neigungen, die ſie diesſeits hegten, trugen ſie jenſeits mit hinüber. Walhalla bedeutete ihnen nichts weiter, als die Fülle der irdiſchen Freuden. Wie könnte man ſich im Himmel

beſſer die Zeit vertreiben, als mit Trinkgelagen? Nach den Eddaliedern war es für den höchſten Gott wie für den geringſten Helden eine Hauptbeluſtigung, in Walhalla bei Gaſtereien zu ſitzen und immerfort die vollen Becher aus den Händen der Walkyrien zu empfangen. Es iſt bemerkenswerth, daß auch durch die Art des Getränkes der Unterſchied zwiſchen höhern und niedern Geiſtern bezeichnet wird.

Odin, der Götter Erſter, wird dadurch geehrt, daß ihm Wein kredenzt wird, während die Helden um ihn her Meth und Bier zechen. Der Wein, welcher damals in den weinverſchloſſenen Norden dringen mochte, kam gewiß nicht in großen Maſſen dahin, alſo mußte er als Trunk der Götter und auch nur des höchſten Gottes erſcheinen. Was für ein Wein es war, der in den jüngern Eddaliedern erwähnt wird, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen; allein die Vermuthung liegt nahe, daß er aus dem von Eskimos bewohnten Theil Nordamerikas ſtammte, den die Normannen um das Jahr 1000 unter Leif Ericſon entdeckten und wegen der vorgefundnen Trauben Winland nannten; wahrſcheinlich war dies der heutige Staat Maſſachuſetts, wo jetzt merkwürdiger Weiſe gar keine Weinkultur exiſtirt.

Wie die Griechen und Römer, brachten auch die Deutſchen ihren Göttern Libationen in Wein und Bier dar. Bei den nordiſchen Völkern goß der Prieſter, wenn er opferte, ein Horn zu den Füßen des Götzen aus, füllte es wieder und trank es demſelben zu. (Eckhardt, comment. de reb. Franc. orient. I, §. 430.) Im Tempel zündete man ein Feuer an, hob die vollen Becher

durch die Flamme und leerte sie in folgender Ordnung: den ersten zu Odins, den zweiten zu Thors und der Freia Ehren, den dritten, Bragakelch genannt, zum Gedächtniß berühmter Helden, den vierten endlich, den Minnebecher, zum Andenken abgeschiedner Freunde. Die Alamannen, ein zwar tapfres und treues, aber dem Wein und der Wollust ergebnes Volk, feierten mancherlei Trinkfeste aus Dankbarkeit gegen die Götter; und die Sachsen feierten selbst Gelage auf den Gräbern zu Ehren der Geister. Ob sie diesen bei besondern Festen auch Getränke hinstellten, läßt sich freilich aus den wenigen Sprachdenkmälern und Geschichtsdokumenten, die wir über jene Zeit besitzen, nicht genau schließen; doch wäre jene Sitte der Anschauungsweise der Sachsen sehr gemäß gewesen.

Der römischen Historik größter Meister, Tacitus, hat uns in seiner berühmten Germania ein scharf gezeichnetes, gewiß naturwahres Bild von den Sitten der alten Deutschen, von den Licht- und Schattenseiten ihres Charakters, von der urkräftigen Gesundheit ihres halb barbarischen Naturlebens gegenüber der moralischen Versunkenheit römischer Civilisation hinterlassen. So ist es Tacitus, von dem wir wissen, daß die Germanen Hunger, Frost und Hitze, aber keinen Durst ertragen konnten, daß kein Volk strenger in seinen ehelichen Sitten war, aber auch keins sich ausgelaßner den Gelagen hingab, als das deutsche. Alle Zeit, die es nicht mit Krieg und Jagd ausfüllte, verbrauchte es in träger Ruhe oder mit Zechgelagen, durch welche das Geschwisterpaar Spielsucht und Trinksucht beständig genährt ward. Es gereichte

Niemandem zum Vorwurf, Tag und Nacht ununterbrochen fortzuzechen, so daß das Gelage nicht selten in Kampftumult überging und mit Todtschlag endigte; denn wenn Streit entstand, hielten sich die vom Bier erregten Gemüther nicht lange mit Wortgefechten und Schmähreden auf, sondern, da man, wie zu allen Geschäften, auch zu den Gastmählern bewaffnet schritt, kam es rasch zu Thaten, welche Wunden und auch wohl den Tod mit sich führten. Donitzo, ein italienischer Mönch unter Heinrich IV., meinte von den Deutschen, sie wären in den Wein verliebt und hieben in der Trunkenheit einander Glieder vom Leibe; und Photas sagte zu Luitprand, dem Gesandten Kaiser Ottos I., der deutschen Soldaten Muth wäre ein Rausch, ihre Tapferkeit Trunkenheit. Es scheint eine gewisse Berserkerwuth charakteristisch für die deutsche Trunkenheit zu sein. Wie oft sehen wir nicht heute noch furchtbaren Jähzorn und sinnlose Lust an Schlägerei und Zerstörung als Folgen der Trinksucht unter unserm Volk hervorbrechen, und wie manche der gröbern Kriminalverbrechen resultiren nicht aus dem nationalen Laster!

Während die Teutonen ihren Hunger mit den einfachsten Speisen, nämlich Feldfrüchten, geronnener Milch und Wildpret stillten, war dagegen ihre angeborne Trinklust so groß, daß Tacitus meint, wenn man derselben nachgäbe und ihnen so viel Getränk darreichte, als sie begehrten, so würden sie durch ihr eignes Laster weit leichter, als durch fremde Waffen besiegt werden. Er führt sogar mehrere Beispiele an, daß ganze deutsche Heere, an ihren Tischen vom Rausch eingeschläfert, sich

überfallen und besiegen ließen; und Appian erzählt, daß die deutschen Schaaren in Cäsars Heer sich vor der Schlacht bei Pharsalus zu lange beim Gelage aufhielten und schließlich so betrunken waren, daß sie dem schnell hereinbrechenden Pompejus kaum Stand zu halten vermochten. Wenn es nicht ungewöhnlich war, bei Trunk und Würfelspiel Hab' und Gut, ja zuletzt die persönliche Freiheit zu opfern, so wurden andrerseits aber auch alle ernsten und wichtigen Angelegenheiten beim Zechgelage verhandelt; hier legte man lange und blutige Feindschaften friedlich bei, hier hörte die Blutrache auf, hier schloß man Schwägerschaften, wählte Fürsten und berieth über Krieg und Frieden, weil zu keiner andern Zeit, wie man glaubte, der Mensch aufrichtiger sei und sich zu höhern Ideen begeistern könne, als beim Gelage. Hier zeigte sich die von den Germanen bis zu den äußersten Konsequenzen geübte Tugend der Gastfreundschaft, hier wurde das liebste Schauspiel unsrer Ahnen, Tanz von Jünglingen zwischen aufgerichteten Schwertern, aufgeführt, hier endlich öffnete sich, wie Tacitus sagt, bei zwangloser Fröhlichkeit das Innere der Brust eines Volks ohne List und Trug. Wer sich der Freundschaft eines deutschen Stammes versichern wollte, brauchte nur an ihren Gelagen tapfern Antheil zu nehmen; selbst der Cheruskerfürst Italus, der wegen seiner römischen Erziehung und Gesinnung seinen Landsleuten verhaßt war, machte sich dadurch wieder beliebt, daß er nach Landessitte mit ihnen trank und schwelgte.

Der Bischof Venantius Fortunatus erzählt im sechsten Jahrhundert von einer deutschen Trinkgesellschaft, bei der

er selbst zugegen gewesen: „Sänger sangen Lieder und spielten die Harfe dazu. Umher saßen Zuhörer bei ahornenen Bechern und tranken wie Rasende Gesundheiten in die Wette. Wer nicht mitmachte, ward für einen Thoren gehalten. Man mußte sich glücklich preisen, nach dem Trinken noch zu leben."

Ein noch früheres Beispiel vom Gesundheittrinken giebt Priscus bei der Beschreibung eines Attilaschen Gastgebots, wobei auch Deutsche anwesend waren. Sobald die römischen Gesandten das Gemach betreten hatten, brachte ihnen ein Schenk einen Becher zum Trinken dar. Hierauf eröffnete der Länderbezwinger das Gelage mit einer Gesundheit, die er den vornehmsten seiner Tischgenossen ausbrachte und die diese stehend erwiderten; später forderte er seine Gäste zu einem allgemeinen Trinkgefecht auf. Das Gesundheit- und Betttrinken ist also uralt; noch älter aber ist das Zu- und Vortrinken, welches eine der Urfitten der Menschheit zu sein scheint und bei allen weintrinkenden Nationen gebräuchlich ist. Wollte Fingal oder ein andrer Kaledonischer Fürst einen Fremdling oder Hilfesuchenden seiner freundlichen Gesinnung versichern, so bot er ihm, nach Ossians Ausdruck, die festliche Muschel. An den deutschen Höfen wurde den ankommenden Gästen ein Kelch, später Willkomm genannt, dargereicht. Das allerfrühste Zeichen der Gastfreundschaft bestand eben in solcher Darreichung eines Bechers, und aus dieser Sitte ging unmittelbar diejenige des geselligen Zutrinkens hervor.

Während der Grieche niemals vor der Hauptmahl-

zeit Wein trank und in Rom nur Schlemmer zur Zeit der größten Sittenverderbniß schon Morgens trunken waren, durfte der Deutsche fast zu allen Tagesstunden trinken, ohne grade seinem Ruf zu schaden. Er hatte seinen Frühtrunk so gut als seinen Vespertrunk, er verzehrte sein Frühmahl so wenig trocken als sein Spätmahl, er schob zwischen beide Hauptmahlzeiten einen Unter- oder Zwischen-Trunk ein und nahm ganz abgesondert vom Spätmahl noch einen Schlaftrunk beim Zubettgehen. Das Getränk aber, welches er leidenschaftlich liebte, war ein aus Gerste oder Weizen gezogener Saft, der, wie Tacitus sich treffend ausdrückt, zu einiger Aehnlichkeit mit Wein verderbt war. (De mor. Germ. c. 23: Potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus.) Dies ist der Anfang des seither so sorgsam ausgebildeten Nationalgetränks, welches jetzt unter dem Namen „Deutsches Lagerbier" die Runde um den Erdball macht. Durch den Verkehr mit den Römern ward den Deutschen aber auch schon früh der Wein bekannt. Die den Ufern des Rheins am nächsten wohnenden und mit den Römern grenzenden Stämme kauften schon zur Zeit des Tacitus fremden Wein, wenngleich die Sueven ihn für entnervend hielten und seine Einfuhr verboten. Zuweilen holten ihn sich die Deutschen auch wohl ohne Geld, mit Gewalt, weshalb der Kaiser Gratian, 375—394 nach Chr., die Weinausfuhr zu ihnen verbot, um ihre Lust nicht zu reizen. Bei den Völkerwandrungen waren es der Wein und die köstlichen Früchte eines milden südlichen Himmels, welche die Deutschen aus ihrer rauhen,

unwirthbaren Heimat über den Rhein und nach Italien lockten.

§. 2.

Die ersten Anfänge der Weinkultur in Deutschland. Jede geistige und materielle Kultur geht auf dem Wege der Mittheilung von Volk zu Volk; darum konnten die Kriege der Römer mit den Deutschen und ihr langer Aufenthalt in unserm Vaterland nur eine Bildungsschule für unsre Altvordern sein. Den sprechendsten Beweis, daß die Römer auch im Weinbau die Lehrer der Deutschen waren, liefert der Umstand, daß fast alle beim Weinbau und der Weinbereitung vorkommenden Ausdrücke römischen Ursprungs sind, als Wein vinum, welches Wort übrigens durch die ganze arische oder indogermanische Sprachfamilie geht, Most mustum, Hefe faeces, Lauer lora, Maß (schwäbisch Mohs) mosa, Eimer (im Heilbronner Dialekt Amer) amphora, Faß vas, Kufe cupa, Kübel cupella, Kelter calcatorium, Keller cella, Pfahl palus etc.

Die ersten bestimmten Nachrichten vom Weinbau in Deutschland haben wir seit 276 nach Chr., Spuren von Inschriften deuten aber schon auf das Jahr 231 hin; und wenn Kaiser Probus 281 den fremden Legionen den Weinbau am Rhein erlaubte (Eutrop IX, 17), so daß in Folge davon Weinberge in der Gegend von Speier, Worms und Mainz entstanden, so bleibt es nichts desto weniger wahrscheinlich, daß schon weit früher der Weinbau den Deutschen vom benachbarten Gallien her bekannt war und daß es am Rhein Weinberge gegeben hatte,

deren Vernichtung durch Domitians Verbot erfolgte, deren Anbau aber von Probus zuerst wieder erlaubt ward, so daß dieser verdienstvolle Kaiser wohl nicht als der erste Schöpfer der deutschen Weinkultur, gewiß aber als ihr Wiederbegründer zu feiern ist. Und nicht nur am Rhein, auch an den sonnigen Hügeln des untern und mittlern Neckars haben die Römer ohne Zweifel schon früh Reben gepflanzt, wenn es sich auch nicht durch historische Urkunden beweisen läßt. Weinsberg selbst ist nach der Sage eine Schöpfung des Kaisers Probus, der nach der Schlacht gegen die Alamannen jenes Städtchen anlegte und befestigte. In den südlichen Theil der Schweiz und Tyrol, besonders in die warmen Thäler am Südabhang der rhätischen Alpen war die Rebe schon zu Augustus' Zeit von Norditalien aus gedrungen; war doch der Lieblingstrank dieses Kaisers selbst, wie uns sein Biograph Sueton erzählt, der in Vallis tellina wachsende Wein, der Veltliner, an dessen rother Gluth noch heute der Wandrer in den kühlen Gebirgsschluchten der Schweiz sich mit Lust erwärmt. Schon Virgil, Plinius und Columella kannten die vitis Rhaetica, und nach Strabo gab sie den berühmten italischen Sorten nichts nach.

Im vierten Jahrhundert waren die Ufer der Mosel von Trier bis Koblenz reich mit Reben besetzt. Der Dichter Ausonius lobt das feine Aroma der Moselweine und stellt sie den Weinen seiner Vaterstadt Bordeaux gleich. Der Italiener Venantius Fortunatus, der sich 567—580 unter den Merovingern in Frankreich aufhielt, spricht in seinen lateinischen Gedichten von Weinbergen

bei Metz und Trier an der vinifera Mosella und bei Andernach im Thal des fluctivagus Rhenus. Im fünften Jahrhundert breitete sich der Weinbau in Deutschland und unter den angrenzenden Völkerschaften mehr und mehr aus und erfreute sich des Schutzes der Gesetze. So bestrafte das von Chlodwig 421 verfaßte salische Gesetz die Entwendung eines Weinstocks mit 15 Schildlingen; das alamannische Gesetz, von 512—631, enthält dagegen keine Strafen gegen Beschädigung und Diebstahl von Reben; nach den Verordnungen des Langobardenkönigs Chlotar 657 war es erlaubt, drei Trauben aus einem fremden Weinberg zu entwenden. Der heilige Severin bewundert im fünften Jahrhundert den Weinbau in Rhätien, und nach Cyriakus Spangenberg sollen durch eine Kolonie von der Mosel 460 die ersten Reben in den Maingau gebracht sein. (Hennebergische Chronik, p. 365.) Im sechsten und siebenten Jahrhundert gewann der Weinbau in den Rheinufergegenden eine immer größere Ausdehnung, so daß hier im achten Jahrhundert zahlreiche Schenkungen von Weinbergen an Stifte und Klöster stattfinden konnten. (Bodmann, Rheing. Alterth. I, p. 396. II, p. 906.) Der berühmte Apostel Winfrid, später Bonifacius genannt, 717—754, soll, wie die rheinische Volkssage geht, als Erzbischof von Mainz viele Weinberge bei dieser Stadt geschaffen haben. Schon 638 schenkte der König der Franken Dagobert alle Güter und Weinberge in Lobdengau an das Stift St. Peter in Worms. (Schannat, Geschichte von Worms, p. 309). Ein gewisser Erfoin verkaufte 716 ein Joch seines Weinlands im Breisgau an das Kloster St. Gallen

(Jakobſon, Technol. Wörterb. III. p. 231), und das 764 geſtiftete Kloſter Lorſch erhielt die erſten Schenkungen aus dem Umfang des Herzogthums Schwaben. Hier hat ſich die Legende gebildet, der heilige Urban (Schüler des heil. Gallus, Papſt 223—230) habe die Kirche Altenburg bei Canſtatt gegründet und ſeine Gemeinde gelehrt, wie die Reben zu pflanzen und die Trauben zu keltern ſeien, weshalb er noch heute in Württemberg als Schutzpatron des Weinbaus gefeiert wird.

Da die Kirche von jeher einen guten Magen hatte, fraß ſie die ſchönſten Grundſtücke auf, ohne ſich zu übereſſen, und konnte auch die Erbſchaften wohl verdauen, welche fromme Perſonen ihr hinterließen, in dem Wahn, hiedurch die Seligkeit bei Gott zu erwerben, mußten auch die eignen Kinder dafür arm in die Fremde wandern. So kam es, daß einzelne Klöſter, wie Fulda, St. Gallen, Centula in der Pikardie, Lorſch bei Worms, Hirſchau, Maulbronn ꝛc. Hunderte von Dörfern und Tauſende von Morgen Landes ſammt Weinbergen und Waldungen ihr Eigentum nannten. Der Weinbau gelangte auf dieſe Weiſe in die Hände der Geiſtlichkeit, welche für ſeine Ausbreitung ſowohl, wie für ſeine Veredlung die eifrigſte Sorge trug. Immerhin mögen wir annehmen, daß unſre Vorfahren damals ſchon Bildung genug hatten, um durch ſich ſelbſt den Ackerbau heben zu können; nichtsdeſtoweniger laſſen ſich die Verdienſte der Glaubensboten um die Kultur des Landes und die Civiliſation ſeiner Bewohner nicht wegleugnen. Die Klöſter waren die erſten Muſterſchulen, wie für Ackerbau und Obſtzucht überhaupt, ſo für den Weinbau insbeſondre;

sie zeigten namentlich einen feinen Takt in der Auswahl der zu Pflanzungen günstigen Stellen, so daß sich bis auf die neusten Zeiten die besten Weinberge vorzugsweise in den Händen der Geistlichkeit befanden. Im Schweiße ihres Angesichts hieben die Mönche selbst die wilden Bäume um, rodeten die Dornhecken aus, lichteten die Waldungen und pflanzten auf dem bearbeiteten Boden Reben und andre Fruchtbäume. Durch ihr Beispiel aber wurde eine Menge Volks zu Fleiß und Arbeit angehalten, wie durch ihre Lehren sich nützliche Kenntnisse und Bildung verbreiteten. Uebrigens war nichts natürlicher, als daß die Bischöfe und Aebte, damals die einzigen Priester der Wissenschaft, in ihrer Zurückgezogenheit und ihren vielen Mußestunden auf die Verbesserung der Landwirthschaft verfielen und sich um die Pflanzenkultur bekümmerten, indem sie mit dem Nützlichen zugleich das Angenehme verbanden; denn ihre Arbeit führte unmittelbar zur Vermehrung ihrer eignen Einkünfte und Genüsse. Oft war der Erfolg, den ein Kloster von seiner Arbeit hatte, über Erwartung groß, so daß es mit dem Ertrage seiner Pflanzungen nicht nur den eignen Keller, sondern auch denjenigen manches andren Kirchenpatrons füllte. Im Kloster St. Gallen häufte sich im zehnten Jahrhundert der Weinvorrath so sehr, daß volle Weinfässer, von Hütern bewacht, unter freiem Himmel lagen und angesehne Leute den rothen Wein gar nicht mehr trinken wollten.

§. 3.

Das Minnetrinken. War der Wein schon um des Abendmahls willen in der Kirche unentbehrlich, so spielte er aus noch andren Gründen daselbst eine Rolle. Der deutsche Heide nämlich hatte seine Götter und volkstümlichen Heroen durch Zutrinken geehrt, der neubekehrte deutsche Christ aber trank auf jener Heiligen Gedächtniß, die ihm durch Proben geistiger oder leiblicher Stärke Bewundrung abgewannen; und die Kirche in ihrer Duldsamkeit nahm dieses sog. Minnetrinken in ihr Rituale auf, nachdem sie sich Jahrhunderte hindurch vergeblich bemüht hatte, dasselbe zu unterdrücken; kaum gelang es den Bischöfen, die Zahl der Heiligen zu beschränken, deren Gedächtniß oder Minne man trank. So erhielt sich lange in den Niederlanden die St. Gaerteminne oder Gertrudsminne, im Norden die Kanuts- oder Eriksminne, anderwärts die Ulriksminne, der Martins-, Stephans-, Michaelis- und Nikolaustrunk, und bis auf unsre Tage bestand die sog. Johannisliebe, der die Legende des heiligen Evangelisten als Anhaltspunkt diente, um sich in einen kirchlichen Brauch zu verwandeln. Noch wird in der Schweiz der 26. Dezember, der Tag des heiligen Märtyrers Stephanus, mit einer kirchlichen Weinspende begangen, wobei dem Meßpriester vorgeschrieben ist, den Wein kelchweise den Versammelten mit den Worten darzureichen: „Bibe fortitudinem St. Stephani.“ Am folgenden Tage, dem 27. Dezember, als am Feste Johannis des Evangelisten, wird in der Messe der Johanniswein verabreicht, zufolge der vom heiligen Augustin

herrührenden Angabe, Johannes habe einen Becher voll Gift, nachdem er ihn mit dem Kreuzzeichen gesegnet, schadlos ausgetrunken. Daher führt dieser Heilige in den kirchlichen Abbildungen einen Kelch, aus dem ein Schlänglein herauszüngelt, und der Meßpriester spricht bei der Benediktion des Weins: „Dich rufen wir an, vor dessen Namen die Schlange weicht, der Drache flieht, die Viper schläft und die Giftkröte in ihrer Wuth hinstirbt.“ Aus jedem Faß im Keller läßt der Hausvater an jenem Tage etwas Wein ab, bringt ihn auf den Altar, läßt ihn mit Weihwasser besprengen und gießt ihn daheim wieder in seine Fässer; dann wird ihm das ganze folgende Jahr kein Faß abstehen, und aus jedem kann er seinem scheidenden Gast den Johanniswein kredenzen. Ehedem mußte der Wandrer in der Schweiz, wo er auch einkehrte, sich an einem guten Trunk erlaben, der ihm Stärkung für die Reise verlieh. Hatte der Gast schon allerseits Abschied genommen und die Herberge verlassen, so kam der Wirth ihm draußen noch einmal mit dem Scheidetrunk entgegen; er schüttete aus zwei Flaschen rothen und weißen Wein zugleich in das Baßglas, das seine Tochter ihm darhielt; erst wenn der Gast diesen Trunk bis auf die Neige geleert, konnte der Wunsch einer glücklichen Reise in Erfüllung gehen. In den Landkirchen der Schweiz spendet der Pfarrer nach der Messe einige Kannen aus, jeder Anwesende soll einen guten Trunk thun. Weil sich aber die schlauen Jungen dabei wiederholt vorzudrängen wissen und sogar die Kleider vor der Thür gegenseitig umwechseln, um unerkannt noch einmal an die Kanne zu kommen, so bleiben die Männer

in Folge deſſen aus der Reihe weg, und der Brauch des Minnetrinkens geht jetzt ſeinem Ende entgegen (Grenzboten 1864, Nr. 52).

§. 4.

Die Ausbreitung der Weinkultur in Süddeutſchland. Wenn die deutſche Weinkultur bis zum achten Jahrhundert nur eine langſame Ausbreitung und Veredlung erfuhr, ſo entfaltete ſie ſich dagegen unter Karl dem Großen raſch zu ſtattlicher Blüthe. Der mit ſeinem Rieſengeiſt Alles umfaſſende Kaiſer intereſſirte ſich, wie für die größten, ſo für die ſcheinbar kleinſten Dinge. In ſeinen Kapitularien finden ſich Anweiſungen bis in die ſpeziellſten Details, wie die Reben anzupflanzen, der Wein zu keltern und in reine Gefäße zu gießen ſei, daß die Trauben nicht mit den bloßen Füßen, ſondern in eignen Keltern ausgepreßt werden, den ſog. Truttas, woher noch jetzt die Benennung Trotte für Preſſe in Schwaben ſtammt; daß ferner die herrſchaftlichen Wirthſchafter, welche Weinberge zu verwalten hatten, für die Anpflanzung von Fechſern Sorge tragen und wenigſtens 3 bis 4 Kränze aushängen, d. h. ſo viel Wirthſchaften in ihrem Bezirk halten ſollten. In dieſen ſog. Reifwirthſchaften ward der herrſchaftliche Wein ausgeſchenkt, und zwar derjenige von geringerer Qualität; den beſſern aber befahl der Kaiſer in ſeine Hofkeller zu liefern. Die Sitte, über der Thür einer Weinſchenke einen Kranz, Buſch oder Reif als Schild auszuhängen, iſt noch heute in vielen Ländern gebräuchlich. Verfaſſer

ſah in den kleinen Städten Portugals gewöhnlich die Spitze einer jungen Fichte an den Vendas und Eſtalagems ausgehängt. Erklärlich iſt daher auch das in ſo vielen Sprachen vorkommende Sprichwort:

Guter Wein bedarf keines Kranzes.
A good wine needs no bush.
Vino vendibili hedera suspensa nihil est opus.
Al buon vino non bisogna frasca. (Ital.)
El vino que es bueno no ha menester pregonero. (Span.)
O vinho bom não precisa pregoeiro. (Portug.)
Un bon vin ne faut point d'enseigne. U. ſ. w.

Das Verbot Karls, die Trauben mit bloßen Füßen zu treten, wurde wohl nicht mit gehöriger Strenge im ganzen Reich durchgeführt; die alte Sitte muß ſich vielmehr noch lange erhalten haben; denn Petrus de Crescentiis, ein landwirthſchaftlicher Schriftſteller des dreizehnten Jahrhunderts, fordert, daß die nackten Füße rein ſeien, die Kelterer nicht aus der Kelter ein- und auslaufen, nicht innerhalb derſelben eſſen und trinken und wegen der Transpiration genügend bekleidet ſeien.

Karl wird auch als der Gründer des edlen Ingelheimers angeſehen. Einſt geſchah es nämlich, daß er aus ſeiner Pfalz nach den Bergen hinüberſchaute und bemerkte, daß die Sonne ſie ſchon im März ſo warm beſchien, daß der Schnee wegſchmolz, das junge Gras hervorſproß und die Bäume ſich belaubten. Da kam ihm der Gedanke, Wein zu pflanzen, wo noch ein finſtrer Wald lag. Raſch verſchwand dieſer unter den Aexten der geſchäftigen Arbeiter, und die Erde nahm die aus

Ungarn, Italien, Spanien, Burgund, Champagne und Lothringen gebrachten Reben auf, die bald einen herrlichen Wein lieferten. Verdankte die eine Gegend des Vaterlands dem großen Kaiser die Einführung der Weinkultur, so verdankte ihm die andre die Verbesserung derselben. Alle neuen, von Karl eingeführten Rebsorten belegte man mit dem gemeinsamen Namen fränkische, während man wohl die frühern Sorten unter dem Ausdruck hunnische oder heunische zusammenzufassen pflegte, welcher noch jetzt gebräuchlich ist und wahrscheinlich von den Hunnen herstammt, die nach Attilas Niederlage 451 auf dem nach ihnen benannten Hunnsrücken zurückblieben und hier mit pannonischen Reben Pflanzungen anlegten. Zunächst hieß der von ihnen gewonnene Wein hunnischer, bis dann später der Name allgemeiner ward.

Im heutigen Burgund besaß Karl einen großen Bezirk von Weingärten, der noch seinen Namen trägt. Wie andre Große, schenkte auch er die besten Weinberge den geistlichen Herren. Wenn diese das göttliche Getränk schon an sich hoch schätzten, so konnten sie es auch noch zu weitern Zwecken verwenden; erhielt doch der Abt von Citeaux Jean de Bussières von Gregor XI. in Avignon für ein Geschenk von 30 Fässer Beaune und Chambertin den Kardinalshut.

Im Thurgau, Breisgau und am Bodensee kommen schon im 7. Jahrhundert Weinberge vor; während des 9. Jahrhunderts aber gelangte der Weinbau in der Schweiz, in Tyrol und dem südöstlichen Deutschland zur schönsten Blüthe. Dagegen war freilich nach Hemmerlin

in der Gegend von Zürich der Wein noch im 15. Jahrhundert so schlecht, daß er 30 Jahre aufbewahrt werden mußte, um trinkbar zu sein, und daß man gewaltige Kelterbäume brauchte, die harten Trauben zu zerdrücken.

Als die drei Söhne Ludwigs des Frommen 843 das große Karolingische Reich theilten, bekam Ludwig der Deutsche die Länder rechts vom Rheinstrom, bedingte sich dazu aber, um auch Weinberge in seinem Reich zu haben, die drei Städte Mainz, Worms und Speier aus, welche, wie oben gesagt, schon seit Probus Pflanzungen hatten. Es scheint danach, daß zu Ludwigs Zeit auf der rechten Seite des Rheins gar kein oder wenigstens nicht so viel Weinbau getrieben ward, als auf der linken. Nach einer alten Beschreibung von Bingen war 842 noch kein Weinstock in den Bergen der Umgegend zu finden. Ludwig der Deutsche legte mehrere Weinberge im Rheingau an, besonders aber war es Alamannien, wo der Weinbau erst unter den Karolingern entstand, was sich durch vielfache Urkunden feststellen läßt. 1074 sollen die Bürger zu Rüdesheim zuerst ihren starken Wein gekeltert haben. Auf dem Johannisberg, früher Bischofsberg genannt, stiftete der Mainzer Bischof Ruthard 1106 eine Benediktiner-Abtei, deren Insassen Weinberge anlegten und zuerst den berühmten Johannisberger gewannen. Das Kloster wurde 1552 vom wilden Markgrafen Albrecht von Kulmbach in Asche gelegt; beim Einfall der Schweden im dreißigjährigen Kriege gerieth die Besitzung völlig in Verfall und fiel 1641 dem Reichspfennigmeister Hubert von Bleymann zu, welcher 30000 Gulden vorschoß. Das jetzige Schloß baute 1717 Fürst Adalbert von Waldern-

dorf, und 1816 wurde die Besitzung, im Ganzen 65 Morgen, dem Fürsten Metternich als ein Geschenk für seine beharrliche Vertretung der dynastischen Interessen und für andre angebliche Verdienste verliehen. Den Steinberger Weingarten legten unter Barbaroſſa vor 1177 die Mönche des Klosters Eberbach an, welches durch sein Kolonisationssystem berühmt war, und zwar schufen sie den Weingarten aus einer 80 Morgen großen Wüstenei, die sie mit eigner Hand urbar machten und mit einer 12 Fuß hohen Mauer umschlossen. Der Steinberger datirt seinen Ruhm eigentlich erst von der Zeit, seit welcher ihn die Mönche nicht mehr allein trinken.

Die Hohenstaufen beförderten mit allem Eifer, besonders in ihrem Stammland Schwaben, den Weinbau, der hier selbst in rauhern Gegenden nach und nach die Hauptbeschäftigung der Einwohner ward. Der Neckarwein war schon früh im Ausland geschätzt. Ein Zeitgenosse Rudolphs von Habsburg, der Abt Berchtold von St. Gallen, setzte den Rittern und Sängern, denen er jedes Jahr ein herrliches Fest gab, neben dem Botzener, Klevner und den Elsässer Weinen auch den edlen Neckarwein vor, damals noch eine theure Seltenheit. Wie unter Karl dem Großen, waren auch unter den Hohenstaufen die fürstlichen Hofgüter Musterwirthschaften und die fürstlichen Weinberge Musterpflanzungen. Strenge Gesetze schützten die Pflanzenkultur und bestraften die Zerstörung von Weinbergen nicht milder, als Brandstiftung. Der rege Geist, der zur Zeit der Kreuzzüge, jener umgekehrten Völkerwandrung, erwachte, und die mannigfache Be-

rührung mit fremden Völkern, von denen Neues und Nützliches gelernt ward, trugen zur Hebung des Ackerbaus nicht wenig bei. Ueberdies war es eine unmittelbare Folge der Kreuzzüge, daß zugleich Pflanzenwandrungen stattfanden und manche Gegenden mit neuen Rebsorten bekannt gemacht wurden. In Böhmen, wo schon seit dem 10. Jahrhundert Weinbau getrieben wurde, war Kaiser Karl IV., welcher 1344 zuerst in Melnick Burgunderreben anpflanzte, der Gründer des noch jetzt beliebten dunkelrothen Melnickers. (Haintl, Weinbau des östr. Kais. p. 12.) Gleichzeitig gewann der Weinbau in den Rhein-, Main- und Neckargegenden eine immer größere Bedeutung, und die berühmten Sorten des Rheingaus sind von jener Zeit bis heute dieselben geblieben. Sonst machen wir in der Geschichte der Weinkultur häufig die eigentümliche, wenn auch erklärliche Beobachtung, daß in Gegenden, wo man früher keine Ahnung vom Weinbau hatte, jetzt der herrlichste Wein gedeiht, und daß, wo früher berühmte Sorten wuchsen, jetzt nur ein mäßiges Produkt vorgefunden wird; ferner daß Weine, die früher berühmt waren, später in ihrem Werth sanken, während andre, von denen man früher wenig oder gar nichts wußte, jetzt berühmt geworden sind. Theilweise mag dies darin begründet sein, daß an verschiednen Orten und zu verschiednen Zeiten die Behandlung des Weinstocks sowohl wie des Weins in sehr verschiednem Grade rationell war; noch wichtiger ist aber der Umstand, daß man im Allgemeinen früher mehr auf die Qualität, später dagegen mehr auf die Quantität des Weins gab. So lange die Klöster im Besitz der größten und besten

Weinberge waren, galt mit Recht der „theologische Wein“ für den besten, weil es den Mönchen nicht darauf ankam, wie viel Wein, sondern einen wie guten sie erzielen konnten; die Menge des Ertrags war ohnehin groß genug. Den spätern Besitzern war es aber mehr um die Tragbarkeit der Reben und die Quantität des gewonnenen Weins zu thun, wenn auch dessen Qualität dabei geringer wurde. Besonders war dies in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege der Fall, durch welchen der Weinertrag so erschrecklich beschränkt oder stellenweise gänzlich vernichtet ward. Man kann es nur mit Grauen vernehmen, daß allein im kleinen Herzogthum Württemberg unmittelbar nach jenem Krieg über 40000 Morgen der blühendsten Weinberge völlig verwüstet dalagen. Wo nur immer Wein in den Dörfern lagerte, ward er die Beute der Soldateska, die sich besonders den kühlen Klosterwein gut schmecken ließ, oft auch mit wahnwitzigem Muthwillen die Fässer durchbohrte, daß die Keller voll Wein schwammen. In den Städten aber nahmen die feindlichen Heerführer nicht selten den ganzen Rathskeller auf Abschlag der Kontribution mit sich und ließen den Bürgern kein volles Faß übrig. Hatte man also vor dem Kriege mehr durch Auswahl guter Reben das Produkt selbst zu verbessern gesucht, so war es sehr natürlich, daß man nach dem Kriege durch Einführung neuer Rebsorten, die zwar einen gehaltlosern Wein gaben, aber ergiebiger waren, auf die Menge des Ertrags zu wirken suchte.

Im Allgemeinen dürfen wir nicht glauben, daß die Weinkultur in frühern Jahrhunderten mit weniger Sorg-

falt getrieben ward, als jetzt, wenn es damals auch keine landwirthschaftlichen Ausstellungen und Vereine, keine Ermuntrungsprämien oder andre segensreiche Einrichtungen gab, wie sie zu unsrer Zeit zur Hebung des Weinbaus eingeführt sind. Der mittelalterliche Winzer verstand sein mühevolles Gewerbe, das Düngen, Pfählen, Hacken und Beschneiden, schon vortrefflich und befolgte vielleicht hier und da bessere Methoden in der Behandlung der Reben, als der Winzer des 19. Jahrhunderts. Denn manches ist früher geschehen, was die Geschichte nicht überliefert hat, und manches ist mühsam wieder aufgebaut worden, was durch Krieg und Revolutionen leichtfertig zertrümmert war. Wie wir aus vielen Dokumenten ersehen, gab es früher bis in den hohen Norden hinauf, selbst in rauhern Gegenden, wie in Westphalen und im Odenwald, Weinberge, von denen sich jetzt keine Spur mehr findet. Wie sollte der Weinbau nicht schon einmal in hoher Blüthe gestanden haben zu einer Zeit, als alle öffentlichen Verhandlungen unter Weingenuß vollzogen wurden, als das Weintrinken zu den Tugenden eines Mannes, zur nothwendigen Eigenschaft eines edlen Ritters gezählt ward, als die Glaubensboten nächst ihrem geistlichen Beruf vor allem diesem Zeitgeist huldigten und mit unermüdlichem Eifer die Anpflanzung eines Gewächses betrieben, dessen Früchte so wohl thaten. Die ungeheuren Kellerräume, die wir heute noch in den geistlichen Stiftungsgebäuden vorfinden, zeugen wahrlich nicht für eine Ignoranz in der Weinkultur. Was mag nicht zur Aufmuntrung derselben von Seiten der pfälzischen Regierung schon vor 1689, ehe der berüchtigte

General Melac die Pfalz verwüstete, und wiederum vor dem französischen Revolutionskriege geschehen sein! Doch die Kriegszeiten werden immer kürzer und die Friedenszeiten immer länger sein, so daß sich Wissenschaft und Kultur auf den Trümmern der Vergangenheit andauernd weiter aufbauen lassen.

§. 5.

Die Weinkultur in Norddeutschland. Die Lokalitäten des Weinbaus erleiden im Lauf der Jahrhunderte mannigfache Veränderungen. So gab es eine Zeit, wo in Deutschland weit mehr Wein gepflanzt ward, als jetzt; von Botzen bis Sachsen wurde Wein, natürlich in abnehmender Menge und Güte, gewonnen; in der Weichselgegend, der Mark Brandenburg, in Hannover, Mecklenburg und Schleswig-Holstein finden sich heute noch viele Gegenden, die den Namen „Weinberg" oder „Weingarten" tragen, obgleich daselbst seit lange keine Spur eines Rebstocks mehr zu schauen ist. Man gab hier den Weinbau aus ebendenselben Gründen wieder auf, wie in Großbritannien und dem nordwestlichen Frankreich, wo nur in seltnen warmen Jahren ein guter Wein erzielt ward. Die erste namhafte Bezeichnung angelegter Weinberge findet sich in Sachsen unter dem Herzog Heinrich, dem nachmaligen Kaiser. Seine Nachfolger, die Ottone, sorgten eifrigst für die Pflanzenkultur in ihren Stammlanden, so daß zu Ende des 10. Jahrhunderts der Weinbau in Sachsen nicht weniger, als in Böhmen schon in Flor stand; nannte doch der Bischof

Dithmar von Merseburg damals Sachsen „das blumige Paradies und den Ueberfluß in allen Dingen". Der Bischof Benno von Meißen brachte 1073 den ersten Weinstock nach Thüringen, im 11. Jahrhundert finden sich auch Spuren von Weinbau bei Hildesheim und Göttingen, 1128 kam der Bischof Otto von Bamberg mit einem Faß voll Reben nach Pommern, um sie hier anzupflanzen, 1150 führten die Rheinländer, welche Albrecht der Bär in seinem Lande aufnahm, den Weinbau in der Altmark ein; 1285 ward um Stendal schon so viel Wein gewonnen, daß man damit Handel treiben konnte; und im 16. Jahrhundert existirte Weinkultur in Mecklenburg, bei Lübeck, bei Rathenow an der Havel, und vor allem bei Guben in der Lausitz. Gubensche Weine wurden damals überall in Norddeutschland getrunken und paradirten selbst auf den Tafeln der Fürsten. — Als der kriegerische deutsche Orden die Eroberung von Ostpreußen vollendet hatte, zog er Kolonisten aus den benachbarten sächsischen und wendischen Staaten herbei; besonders wandte der Hochmeister des Ordens, Winrich von Kniprode, alle Mittel an, um die innern Kräfte seines Landes zu wecken und es in einem blühenden Zustand seinem Nachfolger zu hinterlassen. Er ließ für schweres Geld erfahrne Winzer aus Süddeutschland und Italien kommen. So entstanden Weinberge bei Rastenburg, Lüneburg, Polska, Hohenrode, Tapliau und Thorn an der Weichsel. Ueber Königsberg hinauf, selbst bei Tilsit und Memel, wurde Weinbau getrieben, wo er seit drei Jahrhunderten bereits wieder verschwunden ist. 1379 belief sich der Ertrag aller Weinberge des Hochmeisters auf 608 Tonnen,

die theils verschenkt, theils eingekellert wurden. Wenn bei der Ernte das erste und das letzte Faß gefüllt wurden, pflegte eine frohe Gesellschaft von Rittern zusammenzukommen und ein Fest zu feiern, das man das Füllungsfest nannte; sie versammelte sich an dem Orte, wo das Faß stand, und erwartete unter beständigem Trinken das Vollwerden der Fässer und — ihrer selbst. Auf das Zeichen des Kellermeisters, daß das Faß voll wäre, erhoben alle zugleich ein fröhliches Evoe und tranken auf das Wohl des Hochmeisters. Dann ging es zum Tanz, wobei die schönen Winzerinnen erscheinen und Bockspfeifer aufspielen mußten. — Der Großkomthur und der Marschall des Ordens hatten die Erlaubniß, für ihren Gebrauch so viel Wein aus dem Hofkeller zu nehmen, als sie wollten. Vor allen versorgten die Weinberge bei Thorn die deutschen Ritter mit Wein bei der Messe sowohl, wie bei Trinkgelagen. Als der Herzog Rudolf von Baiern 1363 in Marienburg, wo der Orden seinen Sitz hatte, bewirthet wurde, mußte der Mundschenk beim Schlusse der Tafel einen großen goldnen Becher mit Wein aus den Thorner Bergen füllen, den zuerst die Herzöge, dann der Hochmeister und die übrigen Ritter auf gut Kriegsglück leerten. Da sagte Rudolf: „Langt mir noch einmal den Becher her, der Trank ist echtes Oel, davon Einem die Schnauze anklebt.“ Der Mundschenk füllte den Becher abermals, und der Herzog leerte ihn auf das Andenken des Kaisers Ludwig von Baiern, wobei alle Ritter ein hohes Freudengeschrei erhoben und ebenfalls die Becher zu Ludwigs Ehren anstießen.

Seitdem die Weinkultur Ostpreußen verlassen hat, ist die Mark Brandenburg die nördlichste Grenze nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Erde, wo überhaupt noch Wein gekeltert wird; und zwar erlangte der Weinbau im 16. Jahrhundert hier seine größte Blüthe. Von der Menge des damals in der Mark gewonnenen Weins kann man sich einen Begriff machen, wenn man alte Nachrichten liest, wonach ein einziger Weinberg bei Tasdorf 150 Tonnen Wein gab; Biesenthal und Oderberg mußten 20 Tonnen weißen und 20 Tonnen rothen Wein an das Joachimsthalsche Gymnasium für die Lehrer und Schüler liefern, und in der Neumark war der Landwein wohlfeiler, als das Krossener Bier. (Möhsen, Gesch. d. Wissensch. d. Mark Brand. von der ält. Zeit bis zu Ende d. 16. Jahrh.) Heute noch wachsen bei Potsdam und Grüneberg, zwischen 52 und 53 Grad nördl. Br., jene edlen Sorten, welche der Volkswitz als Strumpf-, Wende- und Dreimännerwein bezeichnet. Die Bedeutung dieser Namen kennt der liebe Leser, aber nur vom Hörensagen, wie ich ihm wünschen will, nicht aus eigner Erfahrung; oder sollte er doch selbst ein armer Sünder gewesen sein, der schon einmal von zwei Opferpriestern gehalten ward, als er dem Bacchus seine Libation darbrachte? „Denn Einer kann es nicht allein, es müssen immer Dreie sein."

Die märkischen und schlesischen Weine verkümmern am lauwarmen Strahl der Sonne in einem siechen Leben und sind nur in den bessern Weinjahren genießbar, während sie in den übrigen durch ihre liebliche Säure genugsam den Breitengrad ihrer Heimat verrathen. Eben-

so wenig sind die thüringischen Weine von besondrer Qualität, wenn sie auch nicht den Vorwurf verdienen, den Asmus ihnen in den halsbrechenden Versen macht:

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht, — man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Melanchthon bemerkt von Thüringen in einem Briefe: „Ubi nativum montes lacrymantur acetum.“ Auch die meisten kurhessischen Weine stehen nur als Sauerache und Rachenputzer im Ruf; und daß der mecklenburgische Wein, der im 16. Jahrhundert beim Städtchen Plau und in unserm Jahrhundert auf kurze Zeit bei Crivitz gewonnen ward, besser war, als der berühmte Grüneberger, ist durch nichts erwiesen; dagegen ist es möglich, daß seiner Zeit die Kinder mit einem Glase Plauer gedroht wurden, wenn sie nicht ruhig sein wollten.

§. 6.

Wein und Bier im Mittelalter. Schon oben ist gesagt worden, daß das Altertum die Bierbrauerei kannte und daß die alten Teutonen ihren Gerstensaft leidenschaftlich liebten. Die Deutschen konnten selbst, nachdem sie in den Besitz der Rhein- und Moselgegenden, wo die Römer Weinberge angelegt hatten, gelangt waren, doch noch lange Zeit hindurch keinen rechten Geschmack am Wein finden, sondern hielten standhaft am altnationalen Gerstensaft fest, welcher bis ins 12. und 13. Jahr-

hundert das am Häufigsten, auch von Wohlhabendern genossene Getränk blieb. Rhein-, Mosel-, Frankenweine und Oestreicher werden zu jener Zeit wohl gelobt, allein im Ganzen zog man die feurigen Süd- und Ostweine vor, die jedoch im Verhältniß zum damaligen Geldwerth wiederum zu theuer waren, als daß sie ein volkstümliches Getränk hätten werden können. Um Ungarwein, Wälschen- und Cypernwein trinken zu können, mußte man schon zu den Reichen zählen. In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen und Ostfranken, war der Wein zu Anfang des 8. Jahrhunderts wenigstens zum allgemeinen Gebrauch noch ganz unbekannt und wurde auch unter Karl dem Großen noch im Vergleich mit spätern Zeiten sehr spärlich getrunken. Ludwig der Fromme bestimmte 819 in einem Edikt die Quartierlast eines königlichen Bevollmächtigten, wenn er Bischof war, d. h. die Futtermenge, die man für ihn aufwenden mußte, folgendermaßen: „40 Brote, 1 Schwein, 3 Frischlinge, 3 Hühner, 15 Eier, 3 Tonnen Bier", also keinen Wein; 10 Jahre später aber wurden neben dem Bier 9 Sextarien (= Stübchen) Wein angesetzt. (Hüllmann, Deutsche Finanzgesch. p. 89.) Erst als die Mönche mit rastlosem Eifer für die Verbreitung des Weinbaus Sorge trugen, fand auch das Weintrinken allmählich eine allgemeinere Verbreitung. Im 14. Jahrhundert nahm der einheimische Rebensaft eine ebenbürtige Stellung neben dem Gerstensaft ein und ward sogar im fünfzehnten das Hauptgetränk der Deutschen, welches zumal in den Weingegenden seinen ältern Rivalen um ein Beträchtliches verdrängte. Bei keinem Mahl, keiner feierlichen Gele-

genheit durfte ein gutes Glas Wein fehlen, durch welches selbst der gemeine Mann seine Feste zu verschönern pflegte. Jeder geringe Edelmann, jedes Kloster trachtete darnach, sich irgend einen Weinberg zum eignen Bedarf anzulegen. Im 16. und 17. Jahrhundert war der Wein so allgemein verbreitet und geschätzt, daß man fast keinen Handel abschloß, ohne eine außerordentliche Gratifikation für den Verkäufer zu gewähren. Die Advokaten wurden von ihren Klienten, die Aerzte von ihren Patienten, die Magistratspersonen von denen, die das Bürgerrecht empfangen hatten, die Prediger für ihre Reden bei Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenbegängnissen mit Wein bezahlt; selbst der Geliebten machte man vor der Hochzeit Geschenke in Wein. Das 16. Jahrhundert ist in der deutschen Geschichte das wahre Zechjahrhundert, in welchem die nationale Untugend ihren höchsten Gipfel erreichte; man theilte sogar zu Anfang desselben unser Vaterland in die Bierländer und in die Weinländer. Zu jenen gehörten Sachsen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und andre niederdeutsche Gegenden, zu diesen dagegen Schwaben, Franken, Baiern und die obern Rheingegenden; und da die Gewohnheit des Viel- und Zutrinkens besonders in den erstern herrschte, so erhielten diese auch den Beinamen der großen oder neuen Trinkländer, während die eigentlichen Weinländer die kleinen oder alten Trinkländer hießen.

In guten Weinjahren war der Wein oft ungemein wohlfeil. In Württemberg kostete 1426 ein Eimer alter Wein 13 Kreuzer, und 1484 konnte man eine Maß für ein Ei kaufen. Zuweilen war man gezwungen, wenn

man kein leeres Faß für ein volles erhalten konnte, den Wein theils in Bütten und Zubern aufzubewahren, theils auf den Boden laufen zu lassen.

Tausend fünfhundert dreißig und neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

Im genannten Jahr kam ein Edelmann, anstatt seinen alten Wein wegzugießen, auf den Gedanken, ihn von seinen Bauern in der Frohne austrinken zu lassen. Sie mußten einen Tag zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug, und die Strafen trugen dem Edelmann als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. (Volz, Württemb. Jahrb. 1852, p. 94.) 1287 soll in Heilbronn das Fuder Wein nur 32 Kreuzer gekostet haben. Von 1420 bis 1429, welche Jahre sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichneten, mußte man mehrere Male in ein Wirthshaus gehen, um nur eine Zeche machen zu können; ja, um für einen Heller zu trinken, mußte man zweimal kommen. In Urach ließ einmal ein Wirth ausrufen, man könne bei ihm für einen halben Batzen vom Morgen bis zum Abend trinken. Die glücklichen Zeiten, wo solches geschehen konnte, sind leider für immer dahin. Als in Ulm der Münster gebaut ward, von 1377 bis 1494, war der Wein in manchen Jahren so billig, daß die Bürger nur in großer Gesellschaft das Wirthshaus besuchten, so daß auf diese Weise der Eine heute, der Andre morgen u. s. f. die Zeche bezahlen konnte. An mehreren Orten kam es sogar vor, daß

Leute, die grade bauten, den Mörtel mit Wein statt mit Wasser anrühren ließen. Ein sehr gutes Weinjahr war 1328; wenig, aber vorzüglicher Wein wuchs 1590 und 1596; sehr ergiebig war 1630, und als unvergeßliches Weinjahr steht 1783 da. In unserm Jahrhundert waren nach Quantität und Qualität ausgezeichnete Jahrgänge 11, 22, 34, 46, und ebenfalls gute 2, 6, 25, 27, 35, auch wohl 57, 58 und 59. Dagegen war unter andern 64, besonders in Oestreich und Ungarn, ein schlechtes Weinjahr, und veräußerte ein Weinbergbesitzer bei Naumburg a. S. seinen Weinertrag von 12000 Stöcken für 1 Thaler pr. Cour.

Hatte das Mittelalter seine guten Weinjahre, so hatte es auch der mittelmäßigen und schlechten nicht weniger, als die Neuzeit. Aus hierüber angefertigten statistischen Tabellen scheint sich zu ergeben, daß das Klima Deutschlands sich wenigstens seit dem 15. Jahrhundert weder verschlimmert noch verbessert hat. Ein völliges Mißjahr war 809, und im kalten 820 ward der Wein herb und sauer; so ward 1469 allenthalben kein Wein, sondern, wie es in Urkunden heißt, Sauerwein gemacht. Ein abscheulicher Krätzer wuchs 1529, den man den Wiederkäufer, auch Türkenwein nannte, weil damals Soliman Wien belagerte. Melanchthon, welcher 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg diesen Wein trinken sollte und den guten Neckarwein aus seinen frühern Jahren als Tübinger Student noch sehr wohl kannte, schrieb nach Nürnberg: „Wir trinken zwar Neckar, aber keinen Nektar; er ist so herbe und sauer, daß der christliche Kanzler gleich am ersten Tage die Kolik

bekommen hat. Ich kaufe mir für mein eignes Geld rhätischen Wein."

Die große Wohlfeilheit des Weins, welche theils allgemein im Mittelalter, theils speziell damals in den gesegneten Jahrgängen herrschte, war natürlich nur relativ und stand mit dem hohen Werth des Geldes, der im Mittelalter etwa neun mal größer war als jetzt, sowie mit dem gebräuchlichen Preis aller übrigen Lebensmittel und Bedürfnisse im Verhältniß. Wenn im 16. Jahrhundert der Ohm Wein zu Lübeck etwa 20 Mark kostete und im 15. Jahrhundert der Mittelpreis für einen Eimer Neckarwein 2 Gulden betrug, den man heute vielleicht mit 100 Gulden bezahlt, so müssen wir zugleich daran erinnern, daß der Student, welcher jenen billigen Wein trank, auch überhaupt nur einen jährlichen Wechsel von 20 bis 25 Gulden hatte, daß die ersten Professoren in Tübingen damals ein Jahresgehalt von 80 Gulden bezogen und daß Luther und Melanchthon als Professoren in Wittenberg 200 Gulden hatten, welches ein sehr hohes Gehalt war.

Der berühmteste Platz für den Weinhandel war Ulm; der württembergische Wein ging über diese Stadt nach Baiern, Oberschwaben, Oestreich und selbst nach Ungarn. Anfangs war der Weinhandel in den Händen der Mönche, und die Stadt zog gar keinen Nutzen davon; als er aber ein freies bürgerliches Gewerbe geworden, gelangte er zu solcher Blüthe, daß Ulm einen eignen Weinhof und Weinstadel hatte. Oft kamen an einem Morgen mehrere Hundert Wagen Wein auf den Markt, die bis Mittag alle verkauft wurden. Um die Mitte des 16. Jahrhun-

derts betrieb Erasmus Rauchschnabel einen so ausgebreiteten Weinhandel, daß er bei Kaiser Maximilian II. und andern Fürsten bedeutende Summen für verkauften Wein ausstehen hatte, wofür ihm öfters Länder und ansehnliche Güter verpfändet wurden. (Volz, Württ. Jahrb. 1852, p. 116.) Außerdem kamen nach Ulm schon früh Rheinweine, Mainweine, auch ausländische und Kräuterweine. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden mitunter an einem Tage 800 Fässer auf dem Ulmer Markt verkauft. Die Ausfuhr der Rheinweine war damals sogar größer, als die der französischen Weine. Nach der mächtigen Handelsstadt Antwerpen wurden zu jener Zeit vom Rhein und aus Frankreich ungefähr die gleichen Mengen Wein gesendet, nämlich 40000 Flaschen; doch stand der Rheinwein höher im Preis als der Franzwein; von jenem kostete die Flasche 37½, von diesem 25 Kronen. Bestimmte Angaben über die Menge des in Deutschland verbrauchten Weins besitzen wir überall erst im jetzigen Jahrhundert, in welchem die wissenschaftliche Statistik eine festere Grundlage und höhere Ausbildung gewonnen hat. Daß aber neben den einheimischen Weinen im vorigen Jahrhundert alle möglichen Sorten ausländischer Weine, als französische, spanische, portugiesische und namentlich italische und ungarische, in Deutschland getrunken wurden, geht genugsam aus den uns überlieferten Schriften und Dokumenten hervor.

Weinverfälschung ward auch bei uns schon in den frühsten Zeiten der Weinbereitung geübt, obgleich Kaiser und Fürsten von jeher die strengsten Gesetze dagegen erließen, z. B. Karl der Große, Friedrich II.,

Ludwig von Baiern ꝛc. Die Schenkwirthe kauften geringe Weine, um sie durch Zuthaten in theure zu verwandeln. Der Hansetag beschloß 1447, nach Köln, Bingen, Frankfurt und Straßburg zu schreiben, daß man gefälligst die Plumperei einstellen und den Wein ganz so lassen möchte, wie Gott ihn wachsen ließe. In Ulm mußte 1487 jeder Weinschenk schwören, daß seine Weine echt seien und weder er, noch sein Weib, noch sein Knecht noch sonst Jemand in seinem Namen ein Gemächt von Weidaschen, weidaschiger Lauge, Kalk, Senf, Senfkorn, Speck, Scharlachkraut, Birn- und Apfelmost, Bleiweiß, Queckfilber, Springkraut oder Vitriol gemacht habe. Nicht selten mag ein langwieriges Gebrechen oder eine tödtliche Krankheit, deren Ursache dunkel war, vom Genuß einer vergifteten Weinmischung hergerührt haben. Die Verfälschung mit Wasser und Obstmost hätte man sich allenfalls gefallen lassen können, allein das Schönen mit Bleiweiß und Silberglätte war ein Verbrechen, worauf die härtesten Strafen standen. Der Weinvergifter Erni wurde 1706 in Stuttgart öffentlich enthauptet, nachdem erwiesen war, daß sich mehrere Personen durch seinen Wein den Tod getrunken hatten. Das Obstmosten wurde so unverschämt getrieben, daß es mehrmals ganz untersagt ward. Nach Hamburg wanderten 1720 die märkischen Weine, um hier den französischen Weinen zugesetzt zu werden und als solche nach Berlin zurückzukehren. Aehnlich verfuhr man mit den sächsischen Weinen in Magdeburg.

Schon unsre ältesten Vorfahren begnügten sich nicht mit dem Genuß des einfachen Weins, sondern thaten, ganz

wie die Römer, Gewürze, Kräuter, Beeren oder Honig hinein, kochten den Wein auch wohl ein und tranken ihn heiß; schon Morgens erwärmten sie sich unter ihrem rauhen Himmel an einem Becher vinum coctum. Man fabrizirte in Deutschland Alant-, Wermuth-, Absinth-, Koneh-, Sponweine, Hippokras, Klaret, Lauterdrank, Pigment, Sinopel und andre künstliche Würzweine, die jedoch im Ganzen mehr der Apotheke, als dem Keller angehörten. Ebenso wurde auch der Brantwein bis zum 16. Jahrhundert als eine Arznei oder Essenz betrachtet und nur von den Apothekern und zwar aus reinem Wein gebrannt. Selbst 1532, als zu Hagenau Savonarolas Buch „de arte conficiendi aquam vitae“ wieder aufgelegt ward, wurde der Brantwein noch nicht allgemein getrunken. Die Erfindung desselben schreiben Einige den Arabern zu, Andre dem Mönch Raimund Lully 1243, noch Andre dem 1313 gestorbnen Arnold von Villeneuve. Nach Busch (Handb. d. Erfind. Eisenach 1790. I, p. 120.) soll dies Getränk erst 1310 nach Europa übergesiedelt sein. Sicher ist es, daß 1360 in Frankfurt das Vermischen des Weins mit Brantwein verboten ward (Hüllmann, Städtewesen IV, p. 53); es kann also letztrer nicht erst 1443 erfunden sein, wie Englerth meint. (Deutsch. Weinb. und Weinhand. Würzburg 1849, p. 99.)

Mit dem Wachstum der Trinklust im 14., 15. und 16. Jahrhundert stieg auch die Menge der verschiednen Getränke. Besonders brauten die Niederdeutschen außerordentlich viele und starke Biere, unter denen das Hamburger, Eimbecker, Zerbster, Naumburger, Ducksteiner,

die Braunschweiger Mumme berühmt waren. Hamburger Bräuhahn aufzutischen, galt im 15. Jahrhundert für eine köstliche Bewirthung; fast war er so berauschend, wie südländische Weine. Die Bevölkrung echter Weingegenden war oft sehr erbittert gegen die Bierbrauerei. Im südwestlichen Deutschland wurden wiederholt Edikte erlassen, die das Bierbrauen auf gewisse Orte beschränkten; der Rath in Reutlingen beschloß gar 1697: „Die Sudelei des Bierbrauens in allweg abzuthun." Wie der Wein, Tabak, Kaffe, Mais, ist auch das Bier, dessen Zubereitung im Lauf der Zeit manche Verbesserung erfuhr, ein gewaltiger Eroberer geworden. Bock aus Baiern drang schon bis Batavia und Canton vor und steht hier neben kalifornischem Lagerbier aus San Francisco auf derselben Tafel. Während unser Lagerbier als gesundes, leicht erregendes Getränk heißen Erdgegenden willkommen ist, hat es längst auch in kalten Ländern Eingang gefunden. Es mundet dem Moskoviten und dem Skandinavier; und der Engländer fängt an, es seinem schweren Porter und Ale vorzuziehen. In Flandern und Brabant gewinnt es Gunst neben dem altberühmten Genever und dem Brüsseler Faro. Deutsche Bierbrauereien giebt es jetzt nicht nur in Valenciennes, Antwerpen, Madrid, Lissabon, Constantinopel ꝛc., sondern auch zu Sidney in Australien und zu Valdivia in Chile. Der Kaufmann Otto Esche, der das erste mit Waaren beladne Schiff von San Francisco quer über das stille Meer in die Mündung des Amur führte und den Handel zwischen Nordwestamerika und Ostsibirien eröffnete, berichtet, daß dort Mandschuren und Sinesen,

uralische Kosaken und Mongolen sich dem deutschen Gerstensaft, der in Kalifornien vortrefflich hergestellt wird, mit Vorliebe zuwenden; und Bremische Seefahrer erzählen, daß der König der Sandwichinseln, Kamehameha IV., Lagerbier keineswegs verschmäht. (Europa 1865, Nr. 9.)

Mancher Deutsche dachte vielleicht schon im Mittelalter: Erzvater Noah ist nichts gegen Dich, König Gambrinus. — Er preßte aus den Trauben den Saft, und zwar aus reiner Faulheit, damit er ihn in großen Zügen schlucken könnte und nicht nöthig hätte, die Beeren einzeln aufzubeißen, was langweilig ist und stumpfe Zähne macht. Er trank aber nicht immer allen ausgepreßten Most, so sehr er ihn auch liebte, auf einmal aus, sondern ließ etwas davon bei Seite stehen. Als er später den Rest leeren wollte, war dieser ohne sein Zuthun durch Gährung zu Wein geworden; das ist die Erfindung des Weins, wahrlich keine große Kunst. Der ehrwürdige Fürst aber mußte Hopfen und Malz weise kombiniren; und selbst wenn er Alles geprüft, gemessen und gemischt hatte, konnte doch noch ein widriges Geschick sein Gebräu ungenießbar machen, während Wein immer Wein bleibt und Mancher sogar sauren Essig über die Kehle gießt, um nur seinem Nachbar selbstgefällig sagen zu können, er habe Wein getrunken. Es herrscht nämlich, zumal im Norden, wo das Weintrinken weniger gebräuchlich ist, hier und da auch jetzt noch der Aberglaube, daß der Wein etwas Vornehmes sei; und schon 1545 hält Bachus eine Klagrede in Versen, daß der Wein adlich geworden; worin es heißt:

Und aber jetzt zu dieser Frist
Ein ander Rüstung worden ist,
Seitdem der Wein ist edel worden,
Will nicht mehr in gemeinen Orden,
Gesellt sich stets zu großen Herrn,
Die allweg ohne Trauren zehrn,
Ob es schon allweg nicht war gut,
Sollt einer von der Kirbin gahn,
Sollt sich nicht voll gesoffen han.

§. 7.

Die Wirthshäuser, Trinkstuben und Kneipen. Das Entstehen der Wirthshäuser reicht bis in die älteste Zeit der Feudalherrschaft hinauf; wie wir oben gesehen, wurden unter Karl dem Großen die Schenken oder Reifwirthschaften eingerichtet und gehörte damals der Weinschank in Deutschland der Herrschaft, wie noch jetzt der Brantweinschank in Rußland. Als aber die Städte größer und mächtiger wurden und ihre Einwohner wegen Gemeinsamkeit der von außen kommenden Gefahr und der innern Interessen sich mehr und mehr zu einem festen Organismus vereinigten, als mithin zu dem adlichen und geistlichen Stande das Bürgertum als ein dritter Stand hinzutrat, da wurde auch der Weinschank zu einem bürgerlichen Gewerbe gemacht und der sog. Weinbann aufgehoben. Die ehrenwerthesten Bürger der Stadt saßen im Wirthshaus und überlegten bei einer Maß Wein ernst und reiflich der gemeinen Stadt Nutzen und Geschäfte, rathschlagten auch über das Wohl und Wehe der Familien, der Gewerbe, der Gemeinde oder gar des

heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Die Patrizier schickten selbst ihre Söhne in die Trinkstuben, um sie von andern Lastern abzuhalten. Im Lauf der Zeit wurden die Wirthshäuser unter die Aufsicht der Polizei gestellt, welche den Preis der Speisen und Getränke festsetzte und die sog. Polizeistunde einführte, eine Stunde, die den alten Deutschen niemals geschlagen hatte; sie lief dem Charakter der Nation schnurstracks zuwider und wurde auch nur geschaffen, um nicht beobachtet zu werden.

In den Reichsstädten hatte jede Zunft ihr eignes Tanzlokal und Zunfthaus, in welchem die Handwerker fast täglich zusammenkamen und Gevatter Schneider und Handschuhmacher einen Klatsch über ihre Nachbarn machten, dessen sich eine Versammlung von alten Weibern und Kaffeschwestern nicht zu schämen gebraucht hätte. Durch Gewohnheit bildete sich in diesen Häusern allmählich ein förmliches Trinkrecht aus, ursprünglich aus der harmlosen Sitte entstanden, einen Gast durch Darreichung eines Bechers zu ehren. Trinklieder, Trinksprüche, Trinkwitze, alles hatte seine Gesetze, auf welche mit Strenge gehalten ward. Dazu gesellte sich das Zu- und Vortrinken, das Gesundheit- und Wetttrinken, welches zu allen Zeiten und bei allen Völkern naturgemäß in Saufgelage ausartete; denn die Grenze zwischen Wetttrinken und Saufen ist sehr schwach, jenes geht unmerklich in dieses über. Das Zechen ward zu einer Kunst, in der es zahllose und furchtbare Virtuosen gab. Ist es doch kaum glaublich, daß zum Beispiel in Zürich, bei dem althergebrachten Frühlingsfest, genannt das Sechseläuten, auf den Trinkstuben der Zünfte für jeden Mann

16 Maß Wein gerechnet wurden. In manchen Städten war das ganze niedre Volk sehr dem Trunk ergeben und verpraßte am Sonntag, was es die Woche über verdient hatte. In Wien hielten sogar eine Menge Bürger im 15. Jahrhundert Weinhäuser und Tavernen, in welche sie Zechgesellen und „lichte Frölein", wie damals die deutschen Hetären genannt wurden, hineinriefen. So war es grade der städtische Wohlstand im Mittelalter, welcher, wie erfreulich er auch einerseits erscheinen muß, andrerseits leider zu einem Lebensgenuß reizte, der nicht selten in die gröbste Schlemmerei und Trunksucht ausartete. Der berühmte Humanist Erasmus von Rotterdam zeichnet in seinen „colloquia" mit drastischen Farben das Bild eines deutschen Gasthauses in des 16. Jahrhunderts erster Hälfte. Eine Stelle aus jener Schrift lautet: „Die besser trinken, sind den Wirthen angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen, als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte im Wein verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum Verwundern, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner hört und versteht den Andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult; und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, daß die Stube dem Einsturze nahe ist. Und doch glauben sie so recht angenehm zu leben; und man ist gezwungen, mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben ꝛc."

Das Wirthshausleben ist es, welches nicht nur im Mittelalter, sondern vornehmlich noch im vorigen Jahrhundert das Familienleben ruinirte und der Traulichkeit häuslichen Beisammenseins sowohl, wie der Entwicklung einer feinern Geselligkeit hindernd im Wege stand. Und dennoch ist uns Deutschen, wie Riehl im dritten Band seiner „Naturgeschichte des Volks" sehr schön erörtert, der Familiengeist dermaßen eingeboren, daß wir selbst im Wirthshaus, wo wir dem Haus entronnen zu sein wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebildetes Familienleben bestrickend vor unsern Sinnen gaukelt. Im Elsaß gab es einen Herrn von Utenheim, der stets im Wirthshaus des Dorfes Matzenheim saß und daselbst den größten Theil seines Guts verzehrte. Er war ein so vollendeter Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirthshausthür kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirthshaus zu Matzenheim, als auf der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt nur den Matzenheimer. Der Name erbte sich fort, und das ganze Geschlecht der Herren von Utenheim hieß fortan Matzenheim. Kann es einen stärkern historischen Beweis für die germanische Auffassung des Hauses im Wirthshaus geben? In diesem innern Widerspruch liegt aber nicht nur ein komisches, sondern auch ein tragisches Element, und nicht alle Stammgäste behandelt die deutsche Volkssage so glimpflich, wie den alten Matzenheimer. Als alle Bauern beim Schall der Vesperglocke aus der Schenke gingen, blieb ein zäher Stammgast wie zum Trotz sitzen und rief höhnisch ins Geläut

hinein: „Ich gang nit mit, ich will der Letzte sein; Wirth, noch so ein Schöpple!“ Da versank die Schenke mit einem furchtbaren Schlag in die Erde, und der Stammgast kann nun darin sitzen bis an den jüngsten Tag. Ein solcher sog. Stammgast, der an der Wirthstafel wie an seinem eignen Heerd sitzt und allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, dasselbe Glas, denselben Wein begehrt, ist eine spezifisch germanische Gestalt. Nur der Deutsche kennt die sog. gemüthliche Kneiperei und sucht durch dieselbe sein Familienbedürfniß auch außerhalb des eignen Hauses zu befriedigen. Nur im deutschen Vaterland nehmen die Zechgelage der Wirthshäuser einen gewissen Charakter der Häuslichkeit an. Zechen und saufen können auch die romanischen und slavischen Völker, aber bloß die germanischen können kneipen, d. h. verstehen es, in der Zechstube gemüthlich zu Hause zu sein. In der Kneipe befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigner Häuslichkeit, darum nennt er seine eigne Wohnung auch wohl Kneipe. Der deutsche Student schafft sich gewissermaßen eine Familie in seinem Korps, ein Haus in seiner Kneipe und findet sich aus diesem Grund in der ganzen Welt nicht zum zweiten Mal wieder. Der Ausdruck „Kneipe“ selbst stammt von ihm her und bezeichnet zunächst nur das Wirthshaus, worin er verkehrt. Nach dem Verfasser der „Naturgeschichte des deutsch. Stud.“, der sich Plinius den Jüngsten nennt, ist jenes Wort dadurch entstanden, daß so viele Leute durch das Kneipen gekneipt werden. Erstlich wird der Wirth gekneipt, wenn stud. das Kneipen nicht bezahlt; sodann wird der Vater des stud. gekneipt,

wenn er für seinen Sohn das Kneipen bezahlen muß. Ferner wird der Professor gekneipt, wenn stud. die Kollegiengelder verkneipt und sich Stundung bis zum jüngsten Gericht ausbittet; sogar alle Philister werden gekneipt, deren Hoffnungen auf den Wechsel des stud. in der Kneipe wie Seifenblasen platzen; und endlich kneipt dem stud. selbst die Erinnrung an die Kneipe oft noch in späten Jahren das Herz und den Geldbeutel zusammen.

§. 8.

Die Rathskeller. In wohlhabenden und bevölkerten Städten spielten schon früh die Rathskeller eine hervorragende Rolle; während dieselben in unsrer prosaischen Zeit, wo Dampf, Gas und Telegraph die Welt regieren, gewöhnlich zu Lokalen untergeordneten Ranges zusammengeschrumpft sind, bildeten sie dagegen im Mittelalter gleichsam die Börse, den Knotenpunkt des Verkehrs, das Centraltelegraphenbüreau aller Stadtneuigkeiten und Ereignisse. Mit der Poesie des Spießbürgers schwindet auch die des Rathskellers. Vor zwei Jahrhunderten saß in demselben allabendlich mit Würde und Hoheit der Senat, die vollen Römer vor sich, stattliche Perrücken auf dem Haupt und die Wehre an der Seite. Nicht oben auf der Erde, sondern unten im Keller war ihr Sitzungssaal, wo sie über das Wohl der Stadt beriethen. Waren sie uneinig in der Meinung, so stritten sie sich nicht mit bösen Worten, sondern tranken einander zu; und wenn der Wein ihre Herzen

erwärmte, da war der Beschluß schnell gereift: sie drückten einander die Hände und blieben Freunde. Am andern Morgen aber war ihnen ihr Wort heilig; und was sie Abends ausgemacht im Keller, führten sie oben im Gerichtssaal aus. Jeder der Rathsherren hatte ein eignes Trinkbüchlein, eine jährliche Weinrechnung, weil es ihnen nicht genehm war, alle Abende in die Tasche zu fahren und das Geldsäcklein zu ziehen. Sie brachten auch ihre Weiber und Mädchen mit in den Keller. Die schönen Kinder Bremens tranken Rheinwein oder vom Nachbar Moseler und waren weit und breit berühmt durch ihre blühenden Wangen, ihre purpurrothen Lippen, ihre herrlichen, blitzenden Augen. Jetzt können sie gar keinen echten Rheinwein mehr vertragen, sondern gießen spanischen Süßen darunter, weil jener ihnen zu sauer ist. (Hauff, Phantas. im Brem. Rathsk. Stuttg. 1827. p. 75.)

Die Rathskeller hatten gewissermaßen für den Wein dieselbe Bedeutung, die der Marktplatz für die Lebensmittel hat. Die Kaufleute mußten allen Wein, den sie einführten, in den Rathsweinkeller oder, nach dem damals allein üblichen Ausdruck, in Eines Ehrbaren Raths Keller bringen lassen. Nur dadurch, daß auf diese Weise aller Wein, welcher überhaupt in einer Stadt verkauft ward, an einem bestimmten Platz beisammen lagerte, war es der Polizei möglich, Kontrole darüber zu üben, daß die Weine in hinlänglicher Menge und guter Qualität vorhanden waren und daß die Verkäufer nicht durch Weinfälschungen oder falsche Maße die Käufer betrogen. Aber auch zu manchen andern Zwecken dienten die Rathskeller. Die geselligen Zusammenkünfte, zu denen das

Mittelalter sehr geneigt war, konnten oft in Privathäusern wegen beschränkter Räumlichkeit nicht stattfinden und mußten in öffentliche Lokale verlegt werden. Daher wurden zu Lübeck große Hochzeiten im Keller gefeiert, wobei dann die Gäste eine so beträchtliche Trinkfähigkeit zeigten, daß der Rath sich genöthigt sah, in der zu trinkenden Quantität des Weins eine Grenze zu ziehen. Schon vor der Hochzeit wurde gewöhnlich ausprobirt, welche von den verschiednen Sorten am besten mundete; derartige Proben gestalteten sich jedoch bald zu eignen Gelagen von solchem Umfang, daß der Hochweise Rath sich wiederum genöthigt sah, jene „ehrliche Gewohnheit" dahin zu beschränken, daß nur 12 Personen, 6 von Seiten des Bräutigams und 6 von Seiten der Braut, probiren durften. Solche Verordnungen wurden jedoch niemals streng befolgt.

Die Rathskeller von Bremen, Hamburg, Lübeck, Nürnberg ꝛc. sind fast von historischer Bedeutung. In den berühmten Hansestädten durfte schon deshalb ein guter Keller nicht fehlen, weil der Rath des Weins für seine Gäste, für angesehene Edelleute, fremde Fürsten und deren Gesandte, für die Abgeordneten befreundeter Städte bedurfte. Die Sitte, fremden Gesandten Wein zum Willkomm anzubieten, war im Mittelalter eine so gebräuchliche Ehrenerweisung, daß, als der Rath von Antwerpen sie 1520 bei der Anwesenheit von Abgeordneten Lübecks, Hamburgs, Kölns und Braunschweigs unterließ, daraus mit Recht auf eine feindselige Gesinnung geschlossen werden konnte. Als Max I. 1486 durch Herzogenbusch reiste, verehrte ihm die Stadt zwei ungeheure Fässer mit

Rheinwein, damals ein glänzendes Geschenk. Auch im 17. Jahrhundert war der Gebrauch, hohen Gästen den Ehrenwein zu überreichen, noch keineswegs abgekommen, wenn er auch nicht mehr so oft als vordem geübt ward. Immer erforderte dabei die Rücksicht, die der Geber auf sich selbst zu nehmen hatte, nicht minder als die auf den Empfänger, daß der Wein untadelhaft war; denn nur durch solchen konnte der Zweck der Gabe erreicht werden. Die Größe derselben aber richtete sich nach dem Range des Empfängers. So erhielt in Lübeck ein König bei seiner Ankunft 4 Ohm Wein und Tags darauf 16 Stübchen, eine Königin 3½ Ohm und Tags darauf 8 Stübchen, ein Kurfürst 12 Stübchen, eine Kurfürstin 6, ein Herzog 8, eine Herzogin 4, ebenso ein Bischof und ein Graf 4, eine Gräfin dagegen, sowie ein Ritter, Abt, Bürgermeister, Doktor und Kanzler 2, ein Rathsschreiber endlich nur 1 Stübchen. (Wehrmann, „Der Lüb. Rathsweink." in Zeitsch. des Ver. für die Lüb. Gesch. und Altert. Bd. II. Hft. I. Lüb. 1863.)

In der Praxis gestalteten sich jedoch die Schenkungen sehr oft größer, und der Rath überschritt freigebig jenes theoretische Maß. Auch die eignen Mitglieder des Raths erhielten an fest bestimmten Tagen im Jahr ½ bis 2 Stübchen Wein. Was nur immer in geschäftlicher Beziehung zum Keller stand, sei es auch nur der Fischmeister, der Fische brachte, oder der Lichtzieher, der seine Lichte ablieferte, jeder bekam einen freien Trunk, dessen Größe gesetzlich geregelt war. Ferner schickten die Hansestädte Wein an benachbarte Höfe, um das freundschaftliche Einvernehmen mit diesen zu stärken, welches für die Sicher-

rung des Handelsverkehrs von großer Bedeutung war. Ein guter Trunk war überdies ein Genuß, den die vornehmen Herren völlig zu schätzen wußten, sich aber nicht so leicht verschaffen konnten, als eine reiche Handelsstadt mit ihren weitverzweigten Verbindungen dies vermochte. Nachbarliche Fürsten alljährlich zu beschenken, ist überhaupt eine uralte, schon zu Tacitus' Zeit geübte Sitte, die da um so angemessener war, wo man den Herren große Gunst verdankte.

Es gab Rathskeller, für die sogar eine eigne Administration und Justiz bestand. In Lübeck waren ein Binder, ein Schreiber, zwei Zapfer und ein sog. Hauptmann beim Keller angestellt, und die Oberaufsicht führten zwei besonders dazu deputirte Rathsmitglieder, Weinmeister oder Weinherren genannt; und war dies Amt eines der angesehensten, die der Rath hatte. Das Mittelalter betrachtete den Rathskeller gewissermaßen als eine ehrwürdige, heilige Stätte; er gehörte nach dem Stadtrecht in Lübeck gleich den Kirchen, Friedhöfen, Marktplätzen ꝛc. zu den besonders befriedeten Orten, an denen jede eigenmächtige Gewaltthat schwerer, als wäre sie sonst wo verübt, bestraft ward. Ueber die Erhaltung dieses sog. Burgfriedens wachten die Weinherren, welche alle im Keller vorgekommnen Verbal- und Realinjurien bestrafen mußten, und zwar summarisch, nicht gebunden an die Regeln des Prozeßganges. Die Verklagten mußten in Person vor ihnen erscheinen, und keine Anwälte wurden zur Vertheidigung zugelassen, ja die Verletzung des Burgfriedens wurde auch in dem Falle bestraft, daß die Parteien selbst ihren Streit in Güte beilegten.

Im Mittelalter bildete Rheinwein immer das Hauptgetränk im Rathskeller. Schon eine Urkunde von 1244 erwähnt Hamburger Kaufleute, die an den Rhein reisen, um Wein einzukaufen. Die süßen und feurigen südlichen Weine dienten dem Rheinwein gewissermaßen nur als Begleitung, während französische fast gar nicht geführt wurden. In manchen Jahren ergab sich in der Einnahme, welche die Keller hatten, ein Ueberschuß, den der Rath nicht selten zu eigentümlichen Zwecken verwenden mußte. So ließ der reiche Rathsweinkeller in Hamburg 1645 — mit einem Kostenaufwand von 46,531 Mark — 18 metallne Kanonen und 4 Mörser gießen, denen man die in diesem Fall sehr begründete Inschrift gab:

Bacchus' Saft hat diese Kraft,
Daß er Mars die Waffen schafft.

(Beneke, Hamb. Gesch. und Denkwürd. p. 312.)

§. 9.

Die Martinstage. In einer Geschichte der Zechkunst darf ein gewisser Tag im Jahr nicht vergessen werden, der seit alter Zeit durch Trinkgelage und Schmausereien, wobei eine fette Gans die Hauptrolle spielte, gefeiert ward. Dieser Tag ist der 11. November, dem heiligen Martin dem Bischof geweiht, welcher Patron der Trinker war; besonders stand derselbe zu dem Weinmost in Beziehung, worauf eine Menge Lieder hindeuten, und hieß deshalb auch musto madidus. Schon in frühster Zeit ward Martini als Volksfest be-

gangen und hatte besonders im Geschäftsleben weit und breit eine große Berühmtheit; es war der Tag der Naturalabgaben an die Geistlichkeit, überhaupt ein landesüblicher Zahlungstermin, Umschlag; denn er fiel in die Zeit, wo die Gänse fett wurden und schon hinreichend Korn gedroschen war; daher hatte auch der heilige Bischof eine Gans zum Symbol. In einigen Gegenden Deutschlands ward am Martinstage eine Art Kuchen von besondrer Form gebacken, welche Martenshorn hieß. Wahrscheinlich wurden dadurch die Hörner angedeutet, die man vormals zu Ehren dieses Heiligen austrank. Weil man ferner zu einer Zeit, wo der Winter vor der Thür stand, für die Armen sorgen mußte, machte man den heiligen Martin auch zum Schutzpatron der Armen, und war es an seinem Ehrentage Sitte, kleines Geld, Früchte, Semmeln und andre Nahrungsmittel unter die Straßenjugend auszuwerfen. Alle alten Feste sind gewissermaßen Produkte der Natur; und wenn die Kirche so klug gewesen ist, sie mit ihren Heiligenfesten zu identifiziren, so ist doch deshalb ihr Ursprung nicht verloren gegangen. So war Martini offenbar ursprünglich das Fest des wiederkehrenden Winters, eine Art von Vorweihnachten, zumal in manchen Gegenden unsers Vaterlandes der christliche Martin gradezu an die Stelle eines heidnischen Gottes trat.

Es pflegen aber nicht nur die Festtage selbst, sondern auch die vorhergehenden Abende gefeiert zu werden, z. B. der heilige Abend vor Weihnachten. Daher kam es auch, daß der 10. November, der Geburtstag Martin Luthers, zum Tage ausersehen war, an welchem der Lübecker

Martensmann sein Weingeschenk in Schwerin überreichte und beim abendlichen Gastmahl im Herzoglichen Schloß die Wahrheit des alten Spruchs:

Wer nich vull sick supen kann,
De is ken rechte Martensmann

zu beweisen Gelegenheit fand. Der Martini-Abend war früher an sehr vielen Orten nicht nur der Hefe des Pöbels, sondern sogar den Palläſten der Großen feierlich. Am Rhein wurden Leuchtfeuer auf den Höhen und in den Ebnen angezündet, und in den Städten liefen arme, mit Strohbüscheln umwundne Buben lärmend von Haus zu Haus und bettelten um Holz und Stroh. Vor den Thoren der Stadt ward das Holz angesteckt, und die Jugend tanzte wild umher mit Fackeln, die sie sich von ihrem Stroh gemacht hatte. In spätern Zeiten ging sie gesitteter in den Straßen auf und ab mit ausgehöhlten Kürbissen, in denen eine Kerze brannte und an deren Wänden Fratzen ausgeschnitten waren.

Man feierte auch in frühern Jahrhunderten am Martinstag das Weinerntefest, welches zwei volle Tage dauerte. Der Hochmeister des deutschen Ordens gab dazu zwei Tonnen Wein und acht Tonnen Bier zum Besten und nahm selbst mit seinen Komthuren und Rittern daran Theil; gab es grade Krieg, so war an jenen Tagen Waffenstillstand. Es herrschte die Sitte, daß die Pfarrer und Schullehrer jährlich einen Pfingsttrunk und einen Martinstrunk bekamen. Martini-Abend war endlich von mystischer Vorbedeutung für das Wetter, die Winzer betrachteten den Himmel; so viel

Sterne sie zählen konnten, so viel Ohm gab ihnen die nächste Weinlese. Es geschah auch gewiß nicht zufällig, daß das große Heidelberger Faß 1752 grade am 10. November zuerst mit Wein gefüllt ward. In altdeutschen Gedichten kommt gar der Martensvogel vor, welcher, wenn er von der Linken zur Rechten vor dem Wandrer herflog, von glücklicher Vorbedeutung war, von unglücklicher dagegen, wenn er sich links vom Weg niederließ. Ueberhaupt aber kommen der heilige Martin und seine Gans in unzähligen Liedern vor, von denen wohl die meisten von den Mönchen gemacht wurden, die den heiligen Patron der Trinker natürlich sehr hoch feierten.

Herbei, herbei zur Martinsgans,
Herr Burkart mit den Bretzeln — jubilemus!
Bruder Urban mit den Flaschen — cantemus!
St. Bartel mit den Würsten — gaudeamus!
Sind alle starke Patronen,
Zur feisten Martinsgans.

§. 10.

Der Lübecker Martensmann. Wir können nicht umhin, die Geschichte des Lübecker Martensmanns hier genauer zu beschreiben, zumal sie für die Trinklust der Deutschen und die Sitten früherer Zeiten charakteristisch ist und aufs Deutlichste zeigt, in wie hohen Ehren grade in Norddeutschland der Wein gehalten ward. Es war nämlich der Ehrenfeste und Hochweise Rath der

kaiserlichen freien Reichsstadt Lübeck seit undenklichen Zeiten verpflichtet, jedes Jahr am 10. November ein Ohm alten Rheinweinmostes an das herzogliche Hoflager zu Schwerin zu schicken und sich der Gnade des regierenden Herrn Herzogs und seiner nachbarlichen Freundschaft bestens empfehlen zu lassen. (Der eigentliche Ursprung und Zweck dieser Weinsendung wird von verschiednen Schriftstellern verschieden angegeben. Leser, die sich hierfür interessiren, verweisen wir auf:

Mark, Gesch. v. Martini-Ab. und Martensm. Hamburg und Güstrow 1772.

Ausführl. Gesch. des Lüb. Mart.; Verfasser, Druckort und Jahr anonym.

v. Lützow, Meckl. Gesch. II. p. 463.

Lisch. Jahrb. des Ver. für Meckl. Gesch. und Altert. Schwerin 1858 p. 81 ff.

Wehrmann. Zeitsch. des Ver. für Lüb. Gesch. u. Alt. Bd. II., Heft I. Lübeck 1863 p. 88.)

Im Jahr 1817 bedurfte es eigner Verhandlungen zwischen Lübeck und Mecklenburg, jene alte Sitte für immer abzuschaffen, nachdem sie, von folgenden komischen Zeremonien begleitet, fast drei Jahrhunderte hindurch bestanden hatte. Der Magistrat zu Lübeck wählte jährlich unter seinen Rathsdienern einen handfesten Mann als Gesandten aus, der fortan Martensmann hieß, und ordnete diesem 2 Zeugen bei. Alle drei Personen mußten von unbescholtnem Ruf sein; allein weit mehr Rücksicht nahm man darauf, daß sie tapfre Trinker waren nach dem Muster der alten Teutonen und niemals an den leisesten Anwandlungen von Schwindel litten; denn es

galt, auch in diesem Punkt das mächtige Lübeck würdig im Nachbarland zu vertreten. Der Martensmann fuhr am 8. November mit seinen beiden Zeugen in einem offnen Kaleschwagen, der mit vier muthigen Rossen bespannt war, aus den Thoren Lübecks. Der Weg nach Schwerin beträgt nur acht Meilen; allein da die Gesandten einer so reichen Republik unterwegs nicht karg leben durften, sondern sich bei jeder Gelegenheit splendid zeigen mußten, so wurden außer dem Ohm Rheinwein Geld, Reisegeräth und Lebensmittel in solcher Masse mitgenommen, als stände eine Reise durch eine zwanzig Meilen lange Wüste bevor. Am zweiten Tag langte man Abends in der Dunkelheit heimlich zu Schwerin an und logirte über Nacht verstohlen in einem Gasthof der Vorstadt. Wagen und Pferde wurden hier auf das Genauste besichtigt und alles Schadhafte ausgebessert. Am 10. November in der Frühe fuhr dann die Gesandtschaft abermals eine kurze Strecke vor die Stadt hinaus, um mit dem Schlag 12 Uhr öffentlich und feierlich in dieselbe einzuziehen. Der Kutscher jagt in vollem Trab an das Thor; die Wache tritt heraus und präsentirt das Gewehr. Für diese Ehre zieht der Martensmann seinen Hut ab und verehrt der Wache einen Gulden als Trinkgeld. Ein Unteroffizier und zwei Soldaten bringen dann den hohen Gesandten ins Quartier und bleiben zu seiner Sicherheit bei ihm, welche Maßregel durchaus nothwendig ist. Denn noch eine andre Ehrenwache begleitet den Wagen, vor welcher der Martensmann kaum sein nacktes Leben retten kann; sie besteht nämlich aus einem ungeheuren Schwarm von Straßenjungen,

welche beständig „Mus-Marten, Schön-Marten, Pennings-Marten" rufen und entsetzlich lärmen. Ist der Martensmann in seiner Wohnung angelangt, so stellt sich die ganze Bande dieser gegenüber in zwei Linien auf, maskirt sich, bewaffnet sich mit Kuhschwänzen, taucht dieselben in Koth und Unflath und balsamirt sich gegenseitig auf das Abscheulichste damit ein. Nach diesen dem Martensmann zu seinem vermeintlichen Vergnügen erwiesenen Ehrenbezeigungen dringt der ganze besudelte Haufe unter Vortritt eines unter sich gewählten Königs in das Zimmer des Gesandten und grunzt hier so lange, bis dieser zum Dank dafür Semmeln, Kringeln, Aepfel, Nüsse und kleine Münze in Masse austheilt. Nachdem das ganze Haus hinreichend beschmutzt ist, tummelt sich die ehrenwerthe Gesellschaft frohlockend wieder hinaus und durchtobt noch einige Zeit die Stadt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ward jedoch dieser Unfug streng verboten, und der Martensmann lief keine Gefahr mehr, mißhandelt zu werden.

Um drei Uhr Nachmittags hält derselbe darauf seinen feierlichen Einzug in das herzogliche Schloß. Auf allen Straßen, die er zu passiren hat, harren seit Stunden schwarze Menschenmassen sehnlichst des großen Kaleschwagens, welcher endlich, vom dichsten Pöbelhaufen umdrängt, erscheint. Der Kutscher feuert mit heroischen Peitschenhieben die Rosse an. Auf der mittelsten Bank thront allein der berühmte Martensmann mit offizieller Amtsmiene und in solennem Amtsornat, das in einem schwarzen Unterkleid und einem scharlachrothen ärmellosen Mantel besteht. Um den Hals trägt er den riesigen

weißen Faltenkragen und auf dem Haupt die gewaltige Allongenperrücke. Hinter ihm liegt das Faß, hinter diesem sitzen die beiden Zeugen und ganz hinten stehen zwei Lakeien.

Sobald der Wagen in den Schloßhof einfährt, entblößt der Gesandte zunächst das Haupt des Kutschers, dann sein eignes, desgleichen thun die Zeugen, während die ganze Schloßwache unter das Gewehr tritt und salutirt, wofür sie ebenso wie die Thorwache einen Gulden Trinkgeld erhält. In Gegenwart des Herzogs muß dann der Wagen mit seiner vollen Ladung zweimal in rasender Eile auf dem Schloßhof herumfahren, während der Martensmann wieder Geld unter die Menschenhaufen wirft. Das Gerassel des Wagens, das Getön der Pferdehufen, das Gebrüll des Volks, das Gelächter der Galerien wirken zusammen in dem engen Hof besinnungsraubend, herzbethörend, markverzehrend. Plötzlich hält der Wagen vor der Haupttreppe still, auf welcher der Hausvogt und mehrere herzogliche Beamten stehen, um die Gäste zu empfangen. Nachdem alle formellen Begrüßungen und feststehenden Anreden beendet sind, läßt der Hausvogt Wagen und Pferde untersuchen, ob etwa am Eisenbeschlag, Riemenwerk, Geschirr, Hufeisen ꝛc. der geringste Fehler zu finden sei; in diesem Fall nämlich gehören nach altem Herkommen Pferde und Wagen dem Herzog und werden sofort von dessen Kutscher in den Marstall gebracht, Angesichts des verblüfft nachschauenden und vergeblich dagegen protestirenden Martensmanns. Wahrscheinlich mußte der Wagen deshalb zweimal rasch den Schloßhof umjagen, damit, falls noch kein Fehler

an ihm vorhanden war, doch wenigstens bei dieser Gelegenheit etwas schadhaft würde und die Ursache seiner Beschlagnahme werden könnte.

Nach Untersuchung des Fuhrwerks, wobei die Straßenjugend emsig hilft, besteigt der Hofkellermeister ernst und feierlich den Wagen, das im Faß enthaltne Gemisch zu prüfen; er öffnet das Spundloch, zieht mit seinem Heber ein Glas voll zur Probe heraus, besieht nach weltbekannter Weinkennerregel zuerst die Farbe der göttlichen Flüssigkeit, im zweiten Tempo riecht er an ihrer Blume und im dritten setzt er das Glas an und leert es in verschiednen Zügen. Dann reicht er dem Hausvogt einen Trunk, und so der Reihe nach allen Beamten, die unter einander die Güte des Weins nicht genug preisen können. Das Faß wird darauf wieder zugeschlagen und in den Hofweinkeller gewälzt. Die Gesandtschaft aber verabschiedet sich unter vielen Komplimenten und verläßt den Schloßhof, wiederholt Geld unter das jubelnde Volk säend. Nachdem sie an der abermals salutirenden Wache vorübergefahren, bedeckt sie zuerst wieder ihre ehrwürdigen Häupter. In seinem Quartier angelangt, legt der Martensmann die Amtskleidung ab und erholt sich von den Strapazen seiner Sendung. Der geschäftliche Theil derselben ist für ihn jetzt beendet; fortan hat der Arme nur noch Vergnügen auszustehen, und zwar besteht dies lediglich in Essen und Trinken. Zunächst übersendet er nach alter Sitte den Beamten, die ihn im Schloßhof empfangen haben, 12 Pfund Käse, 2 Pfund Bücklinge, 2 Brode und 4 Citronen. Dann läßt Abends 7 Uhr der Hausvogt ihn sammt Zeugen und Kutscher

unter vielen Komplimenten zu einem Abendessen auf dem Schloß einladen, was bereitwilligst angenommen wird. Der Gesandte macht sich mit seiner Gesellschaft sofort auf den Weg; voran geht mit gravitätischem Schritt der Pförtner, der die Einladung besorgt hat, und hält in der Rechten den gewaltigen Kommandostab, um sich und die Gesandtschaft damit zu schützen, in seiner Linken aber eine eigens zu diesem Zweck bestimmte 3 Fuß hohe, aus 100 Scheiben von Horn zusammengesetzte, mit Messing beschlagne Laterne, in der vier Lichter brennen. Durch diese will der Pförtner seine Aufmerksamkeit gegen die Gäste einleuchtend beweisen. Als im vorigen Jahrhundert der Herzog Karl Leopold sich in Dresden aufhielt, meinte Lübecks Hochweiser Rath einmal, die Weinsendung wäre unnöthig, und schickte keinen Martensmann. Er ward aber an seine Pflicht erinnert, und es erschien der Gesandte nachträglich am Johannistag des folgenden Jahrs. Damit aber nichts an der pünktlichsten Beobachtung aller üblichen Zeremonien fehle, mußte der Pförtner auch diesmal um die bestimmte Stunde, trotzdem daß die Sonne klar und hell am Himmel schien, mit seiner großen brennenden Laterne der ehrwürdigen Gesellschaft voranleuchten, was sich freilich etwas tollhäuslerisch ausgenommen haben soll.

Außer dem Hausvogt, seinen Assistenten und der Gesandtschaft nehmen an der großartigen Abendmahlzeit Küchenmeister, Kellermeister, Kastellan, Schloßgärtner und viele gute Freunde Theil. Für den Pförtner ist ein eigner Tisch an der Thür des Zimmers gedeckt; in dem

ernſten Moment, wo die Speiſen aufgetragen werden, ruft er ſein gebietriſches „Stille da!“ Er muß zugleich Ordnung unter dem Publikum halten, welches an der offnen Thür dem Gaſtmahl zuſchaut, dabei entſetzlich tumultuirt und dem Cerberus nicht das mindeſte Gehör giebt, ſo ſehr dieſer ſich ſolches auch durch ſeinen Kommandoſtab zu verſchaffen ſucht, mit dem er vor Wuth zuletzt taktmäßig auf den Boden klopft. Während er ſo der Geſellſchaft die Tafelmuſik erſetzt, ſchluckt er ſelbſt mit Aerger und Unmuth eine reichliche Mahlzeit hinab. Neben der Tafel aber ſteht nach alter Sitte ein ſchönes, aufgemachtes Bett, darauf liegt eine Nachtmütze à la Michel, Waſchwaſſer und Handtuch befinden ſich daneben, und das Nachtgeſchirr, mit Erlaubniß, ſteht darunter. Alle dieſe ſchönen Sachen ſind aber — beruhige Dich, lieber Leſer — dazu da, daß man ſich ihrer nicht bediene, gleichſam ein „Noli me tangere“ für die ſtoiſche Geſellſchaft, welcher ſie nur zur geneigten Anſicht und zur Uebung dienen, den Lockungen des Teufels zu widerſtehen. Selbſt die geehrteſte Perſönlichkeit, welche zugegen iſt, der Martensmann, darf ſich nicht in das bequeme Bett legen, noch von den andern nützlichen Gegenſtänden Gebrauch machen, befände er ſich auch noch ſo ſehr in einem Zuſtand, wo ihm eben jene Gegenſtände von unendlichem Nutzen ſein könnten. Eine harte Strafe trifft den Miſſethäter, welcher dieſes Geſetz überſchreitet.

Den Küchenzettel hat die urväterliche Weiſe genau vorgeſchrieben und nur 36 Schüſſeln für dieſe einfachen Spartaner beſtimmt. Wenn nach der Suppe

und etlichen Fleischspeisen die Fische vorgelegt werden, bringt der Hausvogt die Gesundheit seines Landesherrn aus; es folgen Toaste auf alle Glieder des herzoglichen Hauses, den Lübecker Senat ꝛc. Wer zum ersten Mal an der Tafel erscheint, dem wird zu Ehren nach uralter Sitte der große Willkomm zugetrunken. Falls der Geehrte allein diesen nicht zu bewältigen vermag, ist es ihm erlaubt, sich dazu zwei Gehilfen, die einen guten Schluck nehmen können, die sog. Gevattern, auszuwählen. Ist der Willkomm geleert, so fragt der Hausvogt den Gast, ob ihm nun Gnade widerfahren und Recht geschehen sei, was dieser dankend bejaht.

Um 11 Uhr wird die Tafel aufgehoben, aber Niemand begiebt sich nach Hause, sondern man begleitet in corpore mit der nie fehlenden Laterne den Martensmann in sein Quartier; hier nimmt man — keinen Abschied, sondern wird von dem höflichen Gesandten eingeladen, bei ihm etwas Kaffe, Thee, Punsch und guten alten Rheinwein, was alles längst bereit steht, einzunehmen, bloß um die Verdauung zu befördern. Nach etlichen Stunden endlich trennt man sich in ungeheurer Heiterkeit. Kaum aber sind die Herren am andern Morgen mit verschiednen unaussprechlichen Gefühlen erwacht, als man auch schon daran denkt, Mund und Magen der armen Gesandtschaft in fortgesetzter Thätigkeit zu erhalten. Hätte die Gesandtschaft Grund zu Mißtrauen, sie könnte sich als das Opfer einer fürchterlichen Intrigue wähnen, daß sie sich selbst zu Grunde essen und trinken solle. Allein sie folgt willig der Einladung des Hausvogts zu einem kleinen

Frühstück, welches immerhin für eine anständige Mittagsmahlzeit passiren könnte. Sämmtliche Gäste des vorhergehenden Abends verfehlen nicht, sich pünktlichst einzustellen. Abermals liefern 36 stattliche Schüsseln und der Inhalt unzähliger Fleuten den sämmtlichen Digestionsorganen allerseits eine hinlängliche Beschäftigung auf mehrere Stunden. Zum Schluß bringt der Martensmann einen Toast aus auf das gute Einvernehmen zwischen dem Haus Mecklenburg und der Stadt Lübeck. Dann wird er ganz so, wie am vorhergehenden Abend, von der Gesellschaft nach Hause gebracht und diese von ihm zu Kaffe, Punsch und Wein eingeladen. Endlich naht die trübe Abschiedsstunde, man scheidet mit tiefstem Kummer von einander und wünscht dem Martensmann glückliche Reise. Damit sich aber die herzoglichen Diener nicht ganz dem Schmerz des Abschieds hingeben, erhält jeder von ihnen noch eine Gans und eine Torte aus der Hofküche; ebendaher werden dem Martensmann, damit er unterwegs nicht ganz verschmachte, eine Wildpretpastete, eine Torte, ein Gänsebraten und ein Schweinebraten, außerdem zwei Scheffel Hafer für seine Pferde zugeschickt. Seinem Hochweisen Rath aber muß er das eine Jahr einen Rehbock, das andre ein wildes Schwein oder einen Frischling mitbringen. Das ist die Geschichte vom Lübecker Martensmann.

§. 11.

Die Ritter und Höfe. Wenn in der höfisch-ritterlichen Zeit der Wächter von der Höhe des Wart-

thurms das Nahen eines Gastes signalisirt hatte, reichte die Frau oder Tochter des Hauses diesem in der Ehrenhalle den Willkomm. Nachdem der Ankömmling sich seiner schweren Rüstung entledigt hatte, ward ihm ein Labetrunk geboten und ein Bad bereitet. Dann verfügte er sich in den Kreis der Familie, wo inzwischen das Abendmahl zugerüstet war; er hatte den Ehrenplatz, dem Stuhl des Wirths gegenüber, und an seiner Seite saß die Burgfrau oder älteste Tochter, um ihm den Trunk zu kredenzen. — Begab sich der Gast zur Ruhe, so geleitete ihn die Wirthin in die Kemenate, um ihm den Schlaftrunk zu reichen und nachzusehen, ob Gemach und Bett in Ordnung seien, was keine ganz unbedenkliche Sitte war, weil die Gastfreundschaft oft sehr weit getrieben ward und die Naivetät des Mittelalters überhaupt gar nicht so groß war, als sie von Manchen gerühmt worden ist. Doch hatten die Ritter im 13. Jahrhundert noch Freude an zierlicher Rede, an Musik und Liederstreit; später aber traten an Stelle dieser harmlosen Kurzweil monströse Saufgelage mit unfläthigem Gespräch, unsaubern Possen, ruinirender Spielwuth und einem stupiden Raufboldwesen; Alles neigte sich im 14. Jahrhundert dem Rohen und Gemeinen zu. Schon seit alten Zeiten waren die Ritter und Hofleute starke Trinker; und da bei ihnen Wohlgeschmack, sittliche Verfeinerung und sanftere Gefühle selten zu finden waren, so ging es gewöhnlich wüst bei ihren Gelagen her, und in unermeßlichen Mengen flossen Bier und Wein. Wenn wir nun bedenken, daß sich solche Gelage bei jeder geringen Gelegenheit wiederholten, daß die Turniere nicht nur geschickte Kämpfer,

sondern auch verhältnißmäßige Trinker erforderten, daß das Zechen nach Regeln und Gesetzen und um die Wette geschah, daß sogar bei den Krönungen allemal dem Kaiser vom Erzschenken ein ungeheurer Pokal zum Trinken nachgetragen wurde, so ist es klar, daß das deutsche Nationallaster durch absichtliche Uebung beständig genährt und vergrößert ward.

Die Belehnung der Ritter geschah anfänglich mit einem Horn, später aber mit dem sog. Lehnsbecher. Welche andre sinnbildliche Bedeutung konnte dieser haben, als daß der Lehnsmann, der ihn tapfer zu leeren vermochte, dadurch seine Kraft, Ritterlichkeit und deutscheste Deutschheit bewies? Eine klare Bestätigung dieser Bedeutung finden wir in einer spätern Urkunde bei Lünig (Corp. jur. feud. Germ. III. p. 70), wo es von einem Hohenlohischen Vasallen heißt: „Nach abgelegtem Eide wird ihm gratulirt und sofort zur hochgräflichen Tafel angesagt, da er dann nach dem alten deutschen Herkommen den großen Lehnsbecher, ein Oehringer Maß haltend, Bescheid und damit vel quasi eine Probe thun muß, ob er auch ein gut teutsch geborner von Adel und dem Vaterland hiernächst gute Dienste leisten könne.“ In den Friedbergischen Statuten wird ausdrücklich gefordert, daß ein aufzunehmender Burgmann einen Becher, Patriarch, vormals Krauß genannt, leeren könne. (Böhmer, Dissert. de jurib. ex statu milit. Germ. pendentibus 1750, p. 100.) Durch die Liebe zum Becher erwarb man nicht nur Ehre und Ansehen, sondern auch Freunde und Popularität. Der ehrbare Rudolf von Habsburg ging zu Erfurt in ein Wirthshaus und rief

hier, ein Glas Bier in der Hand, aus dem Fenster: „Wol in, wol in! eyn gut Bier dat hat Herr Sifrid von Buſtede ufgetan," wodurch er ſich bei den Erfurtern lange in gutem Andenken erhielt. (Falkenſtein, Geſch. v. Erfurt, p. 162.)

Wenn auch manche der deutſchen Kaiſer ſelbſt ſehr mäßig waren, ſo achteten doch die vielen kleinen Fürſten die Verordnungen ſehr wenig, die ſie zum Theil ſelbſt gegen das Viel- und Zutrinken erließen, und gingen ihren Unterthanen mit ſchlechtem Beiſpiel voran. Was ſie beſonders auf den Reichstagen über die höchſteigne Kehle zu gießen geruhten, übertraf jedes Maß. Der mäßige Karl V. brachte zu einer Fürſtenverſammlung in Regensburg 3000 Eimer Wein mit, und ein Erzherzog von Oeſtreich ließ ſich 2000 Eimer für ſeine Tafel nachführen. Die hohen Herren verthaten mit ihrem Banketiren nicht nur, was ſich in den Kaſſen vorfand, oft eine Summe von vielen tauſend Thalern, ſondern mußten zuweilen außerdem Geld aufnehmen, um nur nicht mit Schanden vom Reichstag zu ſcheiden. Zu Speier 1544, zu Regensburg 1546, zu Augsburg 1547 zechten die Fürſten Tag für Tag aufs Stärkſte. In Regensburg ſtellten die Spanier dies dem Kaiſer vor und drangen in ihn, den deutſchen Trunkenbolden die ſchärfſten Strafen zuzudiktiren. Aber Karl, der vielen vergeblichen Verbote müde, antwortete ihnen: „Was ſoll ich thun? ich bedaure ihre Thorheit, aber ihre Gurgeln vor dem Wein verſchließen kann ich ebenſowenig, als euch Spaniern die Hände binden, daß ſie nicht wüthen." (Carpzovii Praxis crimin. III, p. 327.) Schon Johann von Schwarzen-

berg hatte in seinem „Sendebrief der Stände der Hölle an die Zutrinker" dem Kaiser Max I. zu verstehen gegeben, daß Seine Majestät erst den Gewaltigen am Hof, und dann den andern Unterthanen das Zutrinken untersagen sollte. Zum Theil waren die Fürsten selbst nicht blind gegen ihre Schwäche; so sagte Herzog Ernst von Lüneburg an kurfürstlicher Tafel zu Luther: „Herr Doktor, wir wollen gern alle gute Christen sein, aber das Laster der Völlerei können wir nicht ablegen." — „Dazu solltet ihr Herren aber thun", versetzte Luther freimüthig. — „Wir thun's", scherzte Herzog Heinrich von Mecklenburg, „denn wenn wir Fürsten nicht darzu thäten, das Saufen wäre längst abgestellt."

Nicht nur die Turniere und Reichstage, sondern jede fürstliche Vermählung und Kindtaufe, zu denen eine Menge von Edelleuten zusammenströmte, gab vollauf Gelegenheit zu immensen Gelagen. Bei der sechstägigen Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzessin Anna 1561 zu Leipzig gingen 3600 Eimer und 1000 Fässer Wein auf. Freilich läßt sich von den 5647 mitgebrachten Pferden auf die Anzahl der Gäste schließen. Als Herzog Ulrich von Württemberg 1511 mit der bairischen Prinzessin Sabina Beilager hielt, wurden in Stuttgart zur Bewirthung von 7000 Gästen 736 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verbacken, und Tag und Nacht sprang aus zwei Brunnenröhren rother und weißer Wein. Bei einer adlichen Hochzeit im Braunschweigischen 1581 wurden 80 Eimer ausgetrunken. Grade der müßige Adel unterhielt im höchsten Maß die Unsitte des Vieltrinkens. Die

Memoiren des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, welche den Zeitraum von 1552 bis 1602 umfassen, legen den Lebenslauf der adlichen Gesellschaft von damals sehr getreulich dar. Als Schweinichen 1573 im Gefolge des Herzogs von Liegnitz nach Mecklenburg kam, heißt es: „Habe auf diesem Ritt im Reich große Kundschaft bekommen und mir mit meinem Saufen einen großen Namen gemacht.“ — Auch hundert Jahre später konnte man sich mit Saufen noch „große Kundschaft“ machen, wie das Beispiel jenes brandenburgischen Oberkämmerers Kurt von Burgsdorf beweist, der während einer Mahlzeit 18 Maß Wein zu sich zu nehmen gewohnt war und sich rühmen konnte, seinem Herrn Schlösser und Dörfer mit Wetttrinken abgewonnen zu haben. Aeneas Sylvius (Histor. de Europ. c. 20) und Fugger (Oestr. Ehrenspiegel p. 1129) erzählen sogar vom letzten der alten Görzischen Grafen, er sei oft Nachts aufgestanden, um seine Kinder zum Trunk anzutreiben; und wenn sie geschlafen, habe er seine Gemahlin eine Ehebrecherin gescholten und ausgerufen, es seien nicht seine Kinder, wenn sie eine ganze Nacht ungetrunken bleiben könnten. Die Trunkliebe scheint beim Grafen in eine Manie und Geistesstörung ausgeartet zu sein.

Jahrhunderte hindurch galt es in den meisten Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft für einen Ehrenpunkt, Niemandem im Trinken das Feld zu räumen, und einem Jeden auf sein Vortrinken Bescheid zu thun, und für einen besondern Beweis der Artigkeit und Hochachtung, Jemandem so lange zuzutrinken,

bis er besinnungslos unter den Tisch fiel. Die Gastmähler der Vornehmen endigten mit einer allgemeinen Trunkenheit; denn wenn das Saufen eine Ehrensache war, konnte unmöglich das Besoffensein für schimpflich gelten. „Wem Trinken eine Ehre ist, dem ist Speien keine Schande." Wer aber seinen Gegner dergestalt zu Boden getrunken hatte, daß derselbe für todt vom Schlachtfeld getragen werden mußte, war stolzer auf seinen Sieg, als der Feldherr auf eine gewonnene Schlacht; wie überhaupt der Ruhm eines großen Trinkers nicht geringer war für manchen Ritter, als der eines tapfern Helden. Wie zur Zeit des Mittelalters fahrende Ritter im Lande umherzogen, um mit Ihresgleichen eine Lanze zu brechen, so konnte man noch im vorigen Jahrhundert Edelleute sehen, Meister in der Kunst des Trinkens, welche ihren Ruhm darin suchten, von Hof zu Hof zu reisen und ihre Standesgenossen förmlich auf einen Kampf mit dem Becher herauszufordern. So kam nach Stuttgart ein Würzburger Geheimrath und besiegte alle Herren des dortigen Hofs im Trinkkampf, indem er 10 Maß Burgunder an einem Tag zu sich nahm. Nach der Versichrung dieses Becherhelden gab es am Würzburger Hof noch fünf so starke Trinker, wie er selber, alle auf 10 Maß täglich geaicht. (Keyßler, Reise durch Deutschl. 1729, p. 84.) Ein paar tüchtige Trinker gehörten daher zu den unentbehrlichen Requisiten jedes wohlgeordneten Hofstaats; und selbst als die allgemeine Sitte des Trinkens abkam, hielt man sich doch noch eine Zeit lang Leute, welche fremden Gästen, die sich durch Trinken auszeichneten, Stand zu halten

vermochten. Sogar das ehrwürdige Reichskammergericht zu Wetzlar forderte von seinen Assessoren, daß sie nicht bloß den Reichskammergerichtsprozeß und die Reichsgesetze inne hätten, sondern auch die Kunst des Trinkens verständen, um vorkommenden Falls dem hohen Kollegium keine Schande zu machen.

Schon Hutten und andre hervorragende Männer tadelten mit scharfem Spott die Schlemmerei an den Höfen (Ulricus de Hutten, de aula. Oper. ed. Münch. Berolini 1823. III. p. 54: Nam ita frequenter haec fiunt in aula, ut quocunque tempore abs te aliquis percontetur, quid agatur ibi, recte illi respondeas 'bibitur, vomitur, effunditur'); allein mag immerhin eine aus den vornehmsten Kreisen unsers Vaterlands bestehende Gesellschaft, welche keine andre Ergötzlichkeit kannte, als sich gegenseitig um den Verstand zu trinken, und den einen Rausch nur deshalb ausschlief, um sobald als möglich in einen zweiten zu fallen, kein sehr anmuthiges Bild darbieten, so erfüllt uns doch die aus Frankreich eingewanderte Galanterie und Schamlosigkeit, welche im vorigen Jahrhundert an einigen deutschen Höfen herrschend geworden war, mit noch weit tieferm Ekel. Wenn sich die tonangebenden Klassen in Schlemmerei und Trunksucht gefielen, so lernte das Volk wenigstens damit kein neues Laster, sondern wurde nur in einem angestammten bestärkt, während die nach dem Muster von Versailles gebildeten Höfe, welche ihre tiefe moralische Fäulniß mit einer gewissen Eleganz der Formen und einem falschen Schein von Genialität übertünchten, die mittlern

und untern Klassen mit einer Sittenlosigkeit ansteckten, von der man bis dahin fast keine Ahnung gehabt hatte.

Den ersten Rang im Saufen behaupteten natürlich die geistlichen Höfe, wo theils der edle Stoff in vorzüglicher Güte und Fülle vorhanden war, theils der Mangel einer feinern, durch den Umgang mit Frauen gewürzten Geselligkeit die lebenslustigen Würdenträger der Kirche auf solche rohere Ergötzungen von selber hinwies. Als ein englischer Reisender, Lord Chesterfield, sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an den Höfen von Mainz und Trier aufhielt, glaubte er sich nach seiner Erklärung an die Hofstatt eines gothischen oder vandalischen Königs zurückversetzt. Die Memoiren des Barons von Pöllnitz, welcher etwa 20 Jahre früher die meisten deutschen Höfe bereiste, sind von Trinkheldenthaten und Trinkniederlagen übervoll. Den Preis des Trinkens, oder richtiger des Saufens, theilt der Baron dem bischöflichen Hofe von Fulda zu, eine Auszeichnung, die man erst dann ganz zu würdigen vermag, wenn man zugleich von jenem Herrn erfährt, daß er während seines mehr als achttägigen Aufenthalts am Hofe zu Würzburg fast keine Stunde nüchtern wurde und die bischöfliche Tafel niemals anders, als im Zustand völliger Bewußtlosigkeit, verließ. (Memoiren I. p. 224.) Aber auch andre Höfe blieben nicht zurück. Nicht umsonst nannte der Kurfürst von der Pfalz die an köstlichen Weinen so reichen Hügel der Haardt und das weltberühmte Faß zu Heidelberg sein eigen. Hier war es, wo Pöllnitz, der nicht viel Wein vertragen konnte, sondern mehr in den Künsten französischer Galanterie

bewandert war, sein trübseligstes Abenteuer erlebte. Man führte ihn zu dem bekannten großen Faß, wo ihm als Willkomm ein ungeheurer Pokal voll Wein gereicht ward. Pöllnitz überstand diese erste Probe glücklich, indem er einen Theil des Inhalts hinter dem Rücken des Kurfürsten vergoß. Aber immer stärker ward ihm zugesetzt. Die Damen nippten von dem Wein und veranlaßten so die Herren zum Trinken. Pöllnitz, der seine Kräfte schwinden fühlte, versteckte sich unter das Faß. Aber der Kurfürst, der seinen Gast bald vermißte, befahl, den Flüchtling zu suchen und „todt oder lebendig" zurückzubringen. Endlich entdeckte ein Page den Unglücklichen unter dem Faß, der nun im Triumph hervorgezogen und vor den Kurfürsten geführt ward. Dieser ernannte seine Tochter und deren Kammerjungfern zu Richterinnen, um dem Ausreißer den Prozeß zu machen. Trotz seiner Vertheidigung ward er einstimmig verurtheilt, so lange zu trinken, bis der Tod erfolge. Der Kurfürst erklärte, als Landesherr das Urtheil dahin mildern zu wollen, daß Pöllnitz stehenden Fußes vier große Gläser, jedes von einem halben Maß, leeren solle. Er verlor dadurch zwar nicht das Leben, aber Sprache und Besinnung. Als er wieder zu sich kam, erfuhr er zu seiner Genugthuung, daß es seinen Anklägern und Richtern nicht besser ergangen, als ihm selbst, und daß alle das Gewölbe in einem wesentlich andern Zustande verlassen hätten, als in welchem sie es betreten. (Memoiren II. p. 16.)

Nächst den geistlichen Höfen zeichnete sich auch der sächsische durch seine Trunksucht aus. Beim Kurfürsten

Christian II. wurde 7 Stunden lang aus ungeheuren Humpen um die Wette gesoffen, und der Fürst selber trug den Sieg davon. Täglich wimmelte sein Hof von Gästen, so daß oft nicht weniger als 700 Tische auf einmal gedeckt waren. (Daniel. Eremitae Iter Germ. adnex. statui partic. Regiminis Ferd. II. 1637. p. 321.) Alles Edlere und Höhere ging in wüstem Sauftumult unter, und die bleierne Monotonie der Trinkgelage wurde nur durch brutale und schmutzige Späße mit Lakeien und Hofnarren unterbrochen. Als Christian 1610 den Kaiser Rudolf II. in Prag besuchte, dankte er beim Abschied seinem Wirth mit den Worten: „Kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also, daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin". Ein Jahr darauf starb der Kurfürst in Folge eines Rausches. Sein Nachfolger Johann Georg soff sich mit seinen Räthen gewöhnlich so voll, daß sie sämmtlich vom Tisch getragen werden mußten. Auch am galanten Hofe Augusts des Starken, welcher die fürstliche Ausschweifung der Zeit zur höchsten Potenz steigerte, ward mitten zwischen Liebesabenteuern und sittenlosen Festen zuweilen tüchtig gezecht, besonders wenn es galt, die Ehre der sächsischen Kavaliere im Wettstreit mit den Herren aus Polen zu retten und diesen letztern den Aufenthalt am Hoflager zu Dresden so angenehm als möglich zu machen. Vielleicht geschah es, um seine Theilnahme an der edlen Weinkultur zu bethätigen, daß König August 1727 während der Weinlese ein großes Festmahl im Weinbergshause der Hoflößnitz veranstaltete, bei welchem 12 Mädchen, als Nymphen gekleidet, die königliche

Tafel bedienten. (Klemms Chronik 1837. II. p. 347.) Den graden Gegensatz zum Dresdener Hof bildete der Berliner, wo unter Friedrich Wilhelm I. die ganze Einfachheit und Rohheit der ältern deutschen Sitten herrschte, obwohl es auch hinsichtlich des Zechens hier mäßiger und anständiger, als an den meisten andern Höfen, herging. Das Tabakskollegium war die allabendliche Vereinigung der Minister, Generäle, Gesandten, auch fremder Fürsten beim König. Ein völlig zwangloser Ton herrschte unter den Gästen, von denen nur gefordert ward, daß sie aus holländischen Pfeifen rauchten und auf das allseitige Zutrinken fleißig Bescheid thaten. Wer, wie Seckendorf und der alte Dessauer, nicht rauchte, mußte wenigstens dem König zu Gefallen so thun; wer aber nicht tapfer mittrank, ward als ein Pinsel verspottet. Vor Jedem stand ein weißer Deckelkrug mit Duckſteiner Bier. Des Königs Seelenfreude war es, fürstliche Besuche durch das starke Bier betrunken und durch den Tabaksqualm seekrank zu machen. Der Hauptspaßmacher aber war der hochgelahrte Gundling, welcher, wie man sagt, vom vielen Trinken starb und in einem Weinfaß begraben ward. Das Kollegium endete selten ohne einen allgemeinen Rausch, der bisweilen die Gäste und den Wirth selbst unter den Tisch warf.

Ein vom damaligen preußischen Hof wiederum sehr verschiednes Bild bot derjenige des Kronprinzen Friedrich zu Rheinsberg, wo der Zauber der Künste und Wissenschaften dem Leben eine höhere Weihe verlieh und eine königliche Tafel, ein Götterwein, himmlische Musik, köstliche Spaziergänge und Wasserfahrten, geistvolle Un-

terhaltung und Aufführung von Tragödien den Aufenthalt höchst angenehm machten. Der Freiherr von Bielefeld verlebte 1739 als Gast in jenem feenhaften Pallast wahrhaft entzückende Tage; hören wir von ihm die Schilderung eines kleinen Bacchanals, welches die zwanglose Genialität des kronprinzlichen Hofs hübsch veranschaulicht (Freundschaftl. Briefe I. p. 66): „Wir hatten uns kaum zur Tafel gesetzt, als der Kronprinz viele wichtige Gesundheiten auszubringen begann, auf die man nothwendig Bescheid thun mußte. Auf dieses erste Scharmützel folgte eine ganze Lage von scherzhaften und sinnreichen Einfällen, sowohl von Seiten des Kronprinzen, als einiger andern, die zugegen waren; die finsterſten Stirnen heiterten sich auf, die Fröhlichkeit ward allgemein, und selbst die Damen nahmen Theil daran. Nach Verlauf von zwei Stunden bemerkten wir, daß auch die größten Behältnisse nicht einem Schlunde gleichen, worin man ohne Aufhören flüssige Materien schütten kann, ohne ihnen wieder einen Ausgang zu verschaffen. Die Nothwendigkeit litt kein Gesetz, und selbst die Ehrfurcht, die man der Prinzessin schuldete, konnte mich und andre Gäste nicht zurückhalten aufzustehen, um im Vorgemach frische Luft zu schöpfen. Als ich aber in den Saal zurücktrat, fing eine kleine Umnebelung an mir den Verstand zu verdunkeln. Ich hatte ein großes Glas Wasser vor mir stehen gehabt. Die Prinzessin, der gegenüber zu sitzen ich die Ehre hatte, war durch eine kleine, liebenswürdige Schalkheit bewogen worden, mir das Wasser ausgießen und das Glas mit Sillerywein, ebenso klar wie Quellwasser, anfüllen zu lassen; den Schaum

davon hatte man obenein abgeblasen. Da ich nun schon das Feine im Geschmack verloren hatte, vermischte ich wider Willen meinen Wein mit anderm Wein, und statt der gehofften Abkühlung trank ich mir ein Räuschchen, das einem Rausch ziemlich nahe kam. Um mir völlig den Rest zu geben, befahl der Prinz, daß ich mich an seine Seite setzen sollte; er schwatzte mir viel von seinen gnädigen Gesinnungen vor; ließ mich einen Blick in die Zukunft thun, so weit als damals meine umnebelten Augen sehen konnten, und nöthigte mich dabei, ein gestrichnes Glas nach dem andern von seinem Lünelwein zu trinken. Indessen empfand die übrige Gesellschaft so gut als ich die Wirkung des Nektars, der an diesem Feste wie Wasser floß. Eine der fremden Damen, die sich in andern Umständen befand, fühlte sich ganz ebenso belästigt, wie wir Herren, brach plötzlich auf und machte eine kleine Abwesenheit auf ihrem Zimmer. Wir fanden diese That heroisch und höchst bewundrungswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame ward, als sie zurückkam, mit Liebesbezeigungen überschüttet. Endlich, sei es durch Zufall oder aus Vorsatz, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Dies war gleichsam die Losung für unsre ungestüme Freude und schien uns ein großes nachahmungswerthes Beispiel. Im Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saals, und alles Kristall, Porzelan, Schalen, Spiegel, Leuchter, Geschirr und dergleichen wurde in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in dieser gänzlichen Verwüstung zeigte sich der Prinz wie der gesetzte Mann bei Horaz, der beim Umsturz des ganzen Weltgebäudes die Trümmer mit ruhigem und

heiterm Auge betrachtet. Allein da sich die Freude in einen Tumult verwandelte, entzog er sich dem Handgemenge und begab sich mit Hilfe seiner Pagen in sein Zimmer. Die Prinzessin verschwand in dem nämlichen Augenblick. Ich für meine Person hatte das Unglück, auch nicht einen Bedienten anzutreffen, der so viel Menschlichkeit besessen hätte, sich meiner wankenden Figur anzunehmen. Ich kam also der großen Treppe zu nahe, fiel selbige völlig hinunter und blieb an der letzten Stufe, ausgestreckt, ohne Besinnung liegen. Ich wäre vermuthlich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel gewesen wäre. Ein Zufall hatte sie an diesen Ort gebracht; und da sie mich im Finstern für den großen Schloßpudel ansah, so belegte sie mich mit einem garstigen Titel und gab mir mit dem Fuß einen Tritt vor den Leib. Da sie aber merkte, daß ich ein Mensch und, was noch mehr, ein junger Hofmann war, so mochte sich ihr ganzes Herz bewegen; sie schrie nach Hilfe, meine Bedienten liefen herbei, man trug mich in mein Bett, holte den Chirurg und verband meine Wunden." Der edle Kavalier mußte darauf noch 14 Tage das Bett hüten. Am Morgen nach dieser Orgie aber war das ganze Schloß zum Sterben krank; weder der Prinz noch ein einziger von seinen Kavalieren konnte aus dem Bett steigen, nur die Prinzessin befand sich allein an der Tafel. Uebrigens waren solche Orgien keineswegs häufig am Hofe Friedrichs zu Rheinsberg; im Allgemeinen ward ein sehr vernünftiger Gebrauch von allen Vergnügungen gemacht, welche nur den Ernst der philosophischen Studien mildern sollten.

§. 12.

Die Universitäten. War im 14. und 15. Jahrhundert der ritterliche Saufgeist zu einer bedeutenden Höhe und Ausdehnung gediehen, so wurden in den damals entstehenden Universitäten erst recht die wahren Pflanzschulen für denselben gegründet. Grade unter der akademischen Jugend, welche selten einen würdigen Gebrauch von ihrer Freiheit zu machen im Stande war, kam das nationale Laster zum grellsten Durchbruch. Das Willkommtrinken, Brüderschaftmachen, die Rundgesänge, Sauf- und Liebchenkomments, das Lebenlassen seines Fürsten, seiner Geliebten oder eines Freundes, das Zutrinken auf das Ganze oder die Hälfte, das Wett- und Straftrinken und ähnliche Gebräuche gaben vollauf Gelegenheit unmäßig zu trinken; und wem sich solche Gelegenheit nicht darbot, der trank auch ohne dieselbe so lange, bis er unter dem Tisch lag. Ob auch auf des Papstes Gesundheit getrunken werden dürfe, war eine Zeitlang Streitfrage unter den Studenten. Der lustige Dionysius Bachus (De jure potandi in den Facetiae facetiarum. Pathopoli. 1657. §. 17.) sagt: „Trinke darauf, wer will; wir würdigen ihn keines Gesundheitstrunkes. Wer niemals gesund an Seele ist, kann auch nicht gesund getrunken werden." Hieraus entstand die Gewohnheit, einem Toaste, den man ausbrachte, ohne Wein dabei zu haben, den Spottnamen Papst zu geben.

Der Einfluß aber, den die vielen Gelage auf Charakter und Sitten der Studenten hatten, war jenem Ein-

fluß völlig gleich, den das viele Trinken überhaupt von jeher auf alle Klassen unsres Volks übte; während es auf der einen Seite Muth, Treue und Offenherzigkeit bewirkte, so waren leider seine Früchte auf der andern Seite Leichtsinn, Lüderlichkeit und Streitsucht. Selbst Todtschlag verübten die Studenten nicht selten in der Trunkenheit. Eine Hildesheimische Chronik, deren Verfasser 1516 zu Wittenberg studirte, enthält folgende charakteristische Meldung: „Am Avend St. Michaelis springt ein Swabe ut dem Collegio und stak Antonium von Schirstedde doidt. Kort darna word de lange Johann von Haldensleve vor siner Burse erstoken. Acht Tage darna word Andreas Binnemann von Brunswick erwörget unde in de Beke (Bach) geworpen". (Seifart, Altdeutscher Studentenspiegel.) Der Engländer urtheilt nach seinem Sprichwort: „He that kills a man, when he is drunk, must be killed, when he is sober" sehr streng über den in der Trunkenheit verübten Todtschlag; und schon der alte Dichter Plautus läßt einem, der ein Vergehen damit entschuldigen wollte, er habe es in der Trunkenheit begangen, erwidern:

Das machst du schlecht, du giebst dem Stummen, der
Nicht reden kann, die Schuld. Es würde sich
Der Wein vertheid'gen, wenn er reden könnte.
Nicht pflegt der Wein dem Menschen Maß und Ziel
Zu setzen; nein der Mensch, der wackre nämlich, setzt's
Dem Wein.

Der Prediger Johann Geiler von Kaisersberg, der in einigen seiner Werke die wilde Genußsucht seiner Zeit

(Ende des 15. u. Anfang des 16. Jahrhunderts) geißelt, berichtet, daß derjenige, welcher unter den Studenten am meisten saufen könne, Magister oder Doktor werde. Wer nicht viel trank, erfuhr Schimpf und Verachtung; wer nicht viel vertragen konnte, wurde ausgelacht und gehänselt; den ganzen Werth des Menschen bemaß man nach der Quantität des flüssigen Stoffs, die er in sich hinabzuschütten fähig war; je bodenloser das menschliche Weinfaß, um so größre Ehre und Bewundrung ward ihm zu Theil. Manche Eltern ließen ihren Sohn nur mit kummervollem Herzen auf die Universität ziehen, weil sie seinen sittlichen und physischen Ruin voraussahen. In den Nächten gab es ein Geschrei, Toben und Wüthen auf den Straßen der Universitätsstädte, als wenn die rohste Soldateska dort hauste. Obgleich hier und da die akademischen Senate mit allen Waffen der Disciplin dem Unwesen zu steuern suchten, war doch das übermäßige Zechen so an der Tagesordnung, daß man oft ein Auge zudrücken mußte. So ward zu Tübingen im 16. Jahrhundert erst derjenige mit Karzer bestraft, der sich, wie es hieß, über beide Ohren voll gesoffen. Wann nun dieser Grad der Trunkenheit eingetreten war, wissen wir nicht genau anzugeben. Uebrigens gingen die Tübinger Studenten, um auswärts ungestört trinken zu können, nach Rottenburg, unter dem Vorwand, sich dort Papier zu holen. Deshalb sagte Fischart 1590 in seiner Uebersetzung des Rabelais: „Sie gingen nach Montrouge, aber nit Rottenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich um guten Wein walfarten, Papir zu holen, welches sie gleich so wohlfeil ankommt, als wenn

die Nürnberger Bierbrauwer jährlich's Höfen (Hefe) in Thüringen holen."

Matthias Friedrich schrieb 1552 seinen „Saufteufel" gegen das Trinken, worin er erwähnt, wie sich ein sonderlich neuer Orden angerichtet, der Saufforden genannt, möchte wohl „Sau worden" heißen, in den Niemand genommen wird, der nit wohl saufen, übel essen, übel lügen, die ganze Nacht sitzen, Frost und Kälte leiden kann. Es gab aber zu Luthers Zeit unter den Studenten auch einzelne ehrenvolle Ausnahmen, die von diesem Saufteufel nicht besessen waren. Melanchthon trank als Student in Tübingen 1512—18 über Tisch nur einen halben Schoppen Wein, und schreibt darauf bezüglich: „So habe ich gelebt und viele Andre." Unstreitig erwarb sich die Reformation der Kirche große Verdienste um die allgemeine Sittlichkeit, wenn sie auch die Trunkliebe der deutschen Nation nicht grade zu mindern vermochte. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es eine begeistrungathmende akademische Jugend, welche durch den Ernst ihrer geistigen und sittlichen Bestrebungen das kräftigste Werkzeug der Reformation abgab, während schon in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts nichts mehr von jener Jugend zu spüren war, sondern Unflätherei und läppische Ziererei in Putz und Lebensweise auf den meisten Universitäten Ernst und Sittlichkeit verdrängten, worauf dann während des dreißigjährigen Kriegs die Verwildrung der Musensöhne den höchsten Gipfel erreichte.

Nicht selten gaben die Professoren selbst ihren Schülern das böse Beispiel der Unmäßigkeit; 1562 verbot

ihnen eine Verordnung, mehr als 120 Personen bei den Hochzeiten ihrer Kinder zu setzen, und eine andre schärfte den Fakultäten ein, keine versoffenen Professoren zu wählen. (Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. II. p. 19.) In Jena genossen die Professoren die Freiheit, in dem Kollegenbrauhause so viel Bier trankſteuerfrei brauen zu dürfen, als sie für ihre Wirthschaft gebrauchten, und ebenso durften sie aus dem der Universität gehörigen Rosenkeller Wein für sich beziehen, ohne Steuer zu zahlen. Manche Professoren benutzten aber diese Trankſteuerfreiheit in der Weise, daß sie neben ihrer Professur mißbräuchlich das Gewerbe des Bier- und Weinschenkens übten und eine offne Wirthsstube hielten, wo Studenten sich zum Zechen einzufinden pflegten. Zuweilen leisteten auch die Professoren, welche nach damaliger Sitte Kosttische für die Studenten hielten, dem vielen Zechen dadurch Vorschub, daß sie ihren Kostgängern zu viel Wein gaben; so geschah es auch wohl bei Tisch, daß Frau Professorin ein Gläschen über den Durst trank und mit den Studenten fluchte und schwor. Bei einer Wittwe Megelin in Tübingen, die einen Kosttisch hielt, tranken einmal 16 Studenten 50 Maß Wein über Tisch und schütteten einem gewissen Königsbach, den man auf einem Schiebkarren nach Hause fuhr, unterwegs noch Getränk in den Rachen.

Im 15. und 16. Jahrhundert beschränkten sich die Gelage der Studenten gewöhnlich auf solche Extratränke bei den Kosttischen; man dehnte das Mittagessen durch Trinken aus bis zur Nacht. Abendliche Zusammenkünfte und Gelage in den Kneipen galten damals noch für un-

ziemlich und waren durch die Gesetze verboten; sie kamen erst im 17. Jahrhundert auf und wurden meist mit viehischer Rohheit betrieben. Der anerkannt treue Sittenschilderer Michael Moscherosch giebt uns in seinen „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten Philanders von Sittewald" (Theil I, Gesicht 6) ein vorzügliches Abbild von solchem Studentengelage jener Zeit. Schon auf dem breiten Weg zur Hölle trifft Philander eine Schaar Studenten, und auf seinem Umgange durch die Hölle selbst kommt er an einem Ort vorüber, aus dem ihm die Worte entgegenschallen: „O hätte ich die Unkosten, so meine Eltern auf mich gewendet, besser angelegt und nit im Luder mit Fressen und Saufen durchgejaget. O mihi praeteritos!" Wie er sich wegwenden will, ruft ihm ein Geist zu: „Schaue, in was Stand eure Studenten heutiges Tags leben." — „Und siehe, ich sah ein großes Zimmer, ein Contubernium, Kunckelstube, Musaeum, Bierhauß, Studiolum, Bastetenhauß, Weinstube, Ballhauß. Ich kan nicht sagen, was es eigentlich gewesen, dann alle dise Dinge sahe ich darinnen, Huren und Buben, Herren und Bernhäutter, Röckel und Studenten. Die vornembste saßen an einer Tafel und soffen einander zu, daß sie die Augen verkehreten als gestochene Kälber. Einer bracht dem andern eins zu, auß einer Schüssel, einem Schuh; der eine fraß Gläser, der andere Treck, der dritte tranck auß einem verdeckten Geschirr, darinn allerhand Speisen waren, daß einem dafür gräuselte. Einer reichte dem andern die Hand, fragten sich under einander nach ihren Namen, und versprachen sich, ewige Freunde und Brüder zu sein, mit angehencktem disem

gewöhnlichen Burſchſpruch: ich thue, was dir lieb iſt, und meyde, was dir zuwider; bande je einer dem andern einen Neſtel von ſeinen Lodderhoſen an des andern zerſetztes Wamms. — Die aber, ſo einander nicht Beſcheyd thun wollten, ſtelleten ſich als Unſinnige, Teufel, ſprangen für Zorn in alle höhe, raufften auß Begier ſolchen ſchimpff zu rechen ſich ſelbſten die Haare auß, ſtießen einander die Gläſer in das Geſicht, mit den Dägen herauß, und auff die Haut, biß hie und da einer nider fiele und ligen bliebe, und diſen Streit ſahe ich under den beſten und Blutsfreunden ſelbſt mit Teuffeliſchem wüten geſchehen. — Andre mußten auffwarten, einſchencken, Stirnknuppen, Haarzopfen außhalten, neben andern vielen Narrentheyen, da die andern, Eſel, auff diſe, als auff Pferde ſaßen, und eine Schüſſel mit Wein auff ihnen außſoffen, etliche Bacchus Liedlein ſangen, Bacchus Meß laſen: O vinum gloriosum, Resp. Mihi gratissimum! Welche Auffwärterer von den andern genant wurden Bachanten, Pennäl, Haußhanen, Spulwürme, Mutterkälber, Säuglinge, Quasimodogeniti, Offky, junge Herren (jetzt bekanntlich Füchſe genannt), ſchoren ihnen das Haar ab, als den Nonnen ſo Profoß thun wollen; dannenhero diſe Schoriſten, Agirer, Pennaliſirer (jetzt alte Häuſer, bemooſte Burſche) heißen, die ſich aber under ſich ſelber friſche Kerls, fröliche Burſchen, freye, redliche, dapffere und hertzhaffte Studenten tituliren. Andre ſchwärmten blintzlend herumb, wie im finſtern, trugen bloßen Dägen in der Fauſt, haweten in die ſteine, daß es funckelte, ſchryen in die Lufft, daß es wehe in den Ohren thate, ſtürmeten mit Steinen, Brüglen und Knüttlen

nach den Fenstern, und riefen herauß Pennal, Feix, Bech, Raup, Schurck, Oelberger, da es dan bald an ein reissen und schmeissen, rennen, laufen, hawen, stechen gienge, daß mir darob die Haare gen berg stunden. — Andre soffen einander zu auff Stühl und Bänken, Tisch und Boden, durch Arm, durch ein Bein, auf den Knyen, den Kopff under sich, über sich, hinder sich und für sich, andere lagen auf dem Boden und ließen sich einschütten, als durch einen Trichter, bald gieng es über Thür und Ofen, Trinckgeschirr und Becher, und mit denselben zum Fenster hinauß mit solcher Unsinnigkeit, daß mir grausete. Andre lagen da, speyeten und kotzeten als die Gerberhunde ꝛc."

Daß es selbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch sehr unsittlich bei studentischen Gelagen herging, ersehen wir aus den mannigfachsten Sittenschildrungen jener Zeit; wir erinnern nur an das traurige Bild, welches der Pfälzer Friedrich Laukhard, selbst ein verlottertes deutsches Genie, von der Vagabondenlaufbahn eines damaligen Studenten entwirft, in seiner Selbstbiographie, welche die Jahre 1792—97 umfaßt. Ein sinnloser Komment plagte nicht weniger die armen Füchse, als früher die Pennäle. Ueberhaupt aber trat jene Wissenschaftlichkeit, womit der Germane die Zechkunst übt, unter keinen Korporationen klarer zu Tage, als unter den studentischen. Da wurde nach einem eignen Komment gezecht, da wurden eigne Trinkmanieren festgesetzt, eigne Bierstaaten gegründet und eigne Disputationen zu Ehren des Bacchus gehalten. Hinsichtlich der Trinkmanieren heißt es in einer alten Abhandlung: „Es seind vornehmlich 2 modi bibendi, als totalis und partialis. Der

erste wird genannt, wenn man das Contentum, das ist Wein, Bier und was dergleichen Getränk sein mag, bis auf den Grund herauszeucht, und solches geschieht entweder continue, das ist ohne wiederholtem Athem, auf einen Zug, oder discontinue, das ist mit wiederholtem Athem, nach und nach. Continue wird entweder verrichtet Floricos oder Hausticos. Floricos heißt so viel, als den Rand des Gefäßes mit den Lefzen des Mundes ringsherum umgeben, und mit einem Sturm den Getrank in die Gurgel schütten, daher denn aus Widertrieb des Athems kleine Bläschen auffahren, welche die Unsern Flores, zu deutsch Blümelein, nennen. Hausticos ist, wenn man auf gemeine Weise alles herauszieht." Die Frage, ob, wenn Einer Floricos nicht zu trinken vermöchte, ihm eine etwa zur Seite sitzende Jungfrau beistehen dürfte, wird bejaht. „Mag dann dieses auch von einem alten Weib verstanden werden? Dazu sprechen wir lauter nein, denn die alten Vetteln pflegen gar lange Züge zu thun und mehr, denn billig und recht ist, zu sich zu nehmen. So stecket auch viel Ungesundes in alter Vetteln Leib, welches Einem Graun für den Trunk verursacht. — Ebensowenig ist gutzuheißen derjenigen Fürwitz, die, wenn sie trinken, ganze Stück Kerzen und Lichter in das Geschirr werfen; denn es steht geschrieben: trink, was fließend und feucht ist. Was soll ich sagen von jenem Prasser und Strähsgütel, welcher sechs gesalzene unpräparirte ganze Heringe in eine Bierkandel geworfen, und dieselben zusammt dem Bier in einem Zug in seinen weitsäckigten grundlosen Magen geschüttet hat!"

Die Disputationen zu Ehren des Bacchus wurden zu Jena in der Weise gehalten, daß die Zuhörer kleinere Becher, der Oppenent einen Humpen hatte, womit er in dreifachem Schluck das jus objectionis darstellte, worauf der Respondent durch dreimaliges Trinken diesen nassen Syllogismus annahm und der Präses das Uebrige austrank. Noch mehr als Gott Bacchus ward wohl im Allgemeinen König Gambrinus von den Studenten verehrt; aus echtem Deutschtum wetteiferten sie, es ihren Ahnen, den unüberwindlichen Bierstoffvertilgern, gleich zu thun; und wie bei der freien Jugend der Fähigste zugleich der Herrschende ist, so wurde auch der Fähigste im Biertrinken als Fürst begrüßt. Die Kommilitonen erhielten Aemter je nach ihren Leistungen, und so entstand aus innerm Bedürfniß gesellschaftlicher Ordnung rasch ein Staat. Der beste Biertrinker nach dem Fürsten ward Kronprinz, dann kamen die Minister, Erzbischof, Kanzler und so weiter bis auf den Hofpoeten und Hofzeitungsschreiber herab. Das Reich war kein erbliches, nicht einmal auf Lebens- d. h. auf Studienzeit verliehen. Der Fürst konnte vom Thron getrunken werden; auch der Gemeinste vermochte sich auf die höchsten Stufen im Staate zu schwingen; ein einziger Krug mehr gab die Oberherrschaft über alle, und so heiß auch gekämpft ward, es floß dabei kein andres Blut, als das des theuern Hans Gerstenkorn. Auf allen Universitäten bildeten sich rasch solche Staaten, bekriegten sich und schlossen Bündnisse mit einander; der berühmteste war wohl das Fürstentum Lichtenhain bei Jena, dessen Fürsten

freundlicher Laune sogar als einen regierenden Fürsten anerkannte. In der langen Herrscherreihe brachte es einer der Monarchen, wie die Sage geht, zu dem Quantum von 18 Stübchen an einem Galatage; ja mancher hoffnungsvolle Fürst sank durch seine Heldenthaten nach einem kurzen siechen Leben in ein frühes Grab, was leider nicht figürlich, sondern wörtlich zu verstehen ist. Man ersetzte daher den Trunk theilweise durch den Witz, erhöhte den körperlichen Genuß durch den geistigen; man trank weniger und veranstaltete dafür mehr sinnige Feierlichkeiten, Audienzen, Zeitungen, Orden, Titel, diplomatische Verhandlungen ꝛc. So entstanden aus den Bierstaaten allmählich die Witzstaaten, die jetzt auch schon ihrem Grabe zuwandeln. (Wir verweisen hier hinsichtlich des deutschen Studentenlebens auf:

Rob. v. Mohl, Gesch. Nachweise über d. Sitt. u. d. Betrag. d. Tübing. Student. während d. 16. Jahrh.

Tholuck, Das akad. Leben im 17. Jahrh.

A. Keil, Gesch. des Jenaschen Studentenlebens.

Plinius der Jüngste, Naturgesch. d. deutsch. Student.

Hermann Meyer, Studentica. Leb. u. Sitt. deutsch. Studenten.

Westermanns illustr. deutsch. Mon. 1864, Oct. Novbr.; 1865, Jan. Febr.)

§ 13.

Die Klöster. Wenn wir hier von der Trinkluft und dem Saufgeist der Bürger, Studenten, Ritter und Fürsten reden, so wäre es höchst unbillig, nicht der

Mönche zu gedenken. Wie die Wirthshäuser, Trinkstuben, Rathskeller, Burgen und Schlösser, so waren auch die Klöster nicht selten die Schauplätze tumultuarischer Orgien. Denn daß der Wein eigentlich gar nicht für die Geistlichkeit geschaffen sei, galt schon früh für eine abgeschmackte Meinung. Kaum waren unter Karl dem Großen die ersten öffentlichen Schenken entstanden, so wurden sie auch schon von den Geistlichen besucht, was wir daraus ersehen, daß diesen auf den damaligen Kirchenversammlungen das Wirthshausgehen verboten ward, ut monachi et clerici tabernas non ingrediantur edendi vel bibendi caussa, ein Gesetz, welches Karls Nachfolger oft erneuern mußten. Daß die Aebte ihren Mönchen bei Gelagen öfters in sancta caritate zutranken, bezeugt der ehrliche Eckhard selbst. Im 10. Jahrhundert trank jeder von den Mönchen in St. Gallen täglich fünf Maß Bier, und dazwischen beim Frühstück, Mittag und Abendessen Wein und Obstwein. Eigne Verordnungen bestimmten das Strafmaß für die verschiednen Grade pfäffischer Trunkenheit. Nicht häufig dürfte die Tafel der Klöster Veranlassung zu ähnlichen Klagen gegeben haben, wie sie der deutsche Minnesänger Walther von der Vogelweide nach seinem Besuch in der bairischen Abtei Tegernsee führte:

Ich nam da wazzer,
also nazzer
muost ich von des münches tische scheiden.

Auch mag es nicht oft vorgekommen sein, was dem strengen Bernhard von Clairvaux 1091—1153 passirt

sein soll, welcher, vertieft in das Lesen heiliger Schriften, einstmals, da ihn eben dürstete, zu einem neben ihm stehenden Kruge griff, der zufällig Oel enthielt, daraus trank, aber erst dann selber merkte, daß er Oel getrunken, als ein Freund zu ihm kam und sich darüber wunderte, daß sein Mund mit Oel beschmutzt wäre. Derselbe heilige Bernhard konnte gar nicht begreifen, daß Jemand, sobald er Mönch geworden, noch über Magenbeschwerden klagen könne. Eine Kirchenversammlung zu Canterbury fand sich 1236 veranlaßt, das Wettsaufen der Geistlichen in Wein und Bier zu verbieten (Raumer, Gesch. d. Hohenst. Reutlingen 1829. VI. p. 197); und vom Bischof Salomo zu Constanz sagt die Geschichte, daß an der kaiserlichen Tafel niemand war, der so geistreich scherzte und mit so viel Anstand soff, als er. Wenn die Weine reden könnten, so würden sie ausgerufen haben: „Diener Gottes, trinket ihr uns, damit wir nicht, dem Leibe der Gottlosen einverleibt, dereinst mit diesen in die Hölle fahren." Das Sprichwort: „Wenn die Mönche reisen, regnet es" legte schon im Mittelalter ein schlichtes Bäuerlein so aus: „Die Mönche haben stets viele Dünste im Kopf, von dem vielen Wein, den sie trinken; diese Dünste werden dann von der Sonnenhitze herausgezogen und steigen in die Luft, wo sie zu Regenwolken werden." Hemmerlin in Zürich klagte über die Weinfässer in den Klöstern, die größer wären, als die Zellen, und über die besoffnen Mönche, die mit lallender Zunge Buße predigten und mit vollem Dickbauch die Fasten einschärften. In Bern soffen drei Pfaffen in einem Jahr 4800 Maß

Wein. Im Kloster Johannisberg betranken sich die Mönche so viehisch in ihrem köstlichen Wein, daß sie 1453 durch eine Kommission reformirt werden mußten. Johannes von Goch in Mecheln sagte: „Was der Teufel selbst sich nur zu denken schämt, das thun die Mönche." (W. Menzel, Gesch. d. Deutsch. III. p. 6.) Der große Erasmus von Rotterdam geißelt 1508 in seinem berühmten „Lob der Narrheit" mit sarkastischem und unnachsichtlichem Witz das Gebahren der mittelalterlichen Geistlichkeit. Wie es mit demselben bestellt war, beweisen auch die zahllosen Verordnungen der Kurie und erzbischöflichen Stühle selbst, wodurch verboten ward, daß die Geistlichen Kirchengeräthe in der Schenke versetzten, lüderlichen Tänzen beiwohnten, bei Zechgelagen unzüchtige Schwänke erzählten und unfläthige Mummereien aufführten, die Leute zum Kampf herausforderten, unmittelbar vom Lager ihrer Konkubinen an den Altar träten, unmittelbar nach der Messe Saufmetten veranstalteten. (J. Scherr, Deutsche Kultur- u. Sittengesch. Leipzig 1858. p. 136.) Wenn es in einer preußischen Accisordnung von 1766 heißt, daß den Predigern nicht mehr als 3 Eimer Wein jährlich accisefrei passiren sollten, so könnte auch diese Verordnung allerdings sonderbare Vorstellungen von der damaligen Lebensweise der Geistlichen erwecken, die sich zu Friedrichs des Großen Zeit doch allein vom himmlischen Manna ernährten, wenn wir nicht annehmen müßten, daß nur einzelne Pfarrstellen mit solchem Vorrecht der Accisefreiheit begünstigt waren und die Prediger gewiß auch gute Freunde an derselben Theil nehmen ließen. (Biedermann, Deutschl. i. 18. Jahrh. I. p. 353.)

§. 14.

Das Trinken des weiblichen Geschlechts. Die deutschen Frauen waren schon in frühster Zeit dem Genuß stark gewürzter Weine keineswegs abhold, ja es gab selbst tapfre Trinkschwestern unter ihnen; das beweist schon die Größe und Pracht von Theudelindens Pokal, der zwei Fäuste dick war und aus einem einzigen Stück Saphir bestand. (Keyssler, Reisen durch Deutschl. p. 84 und 293.) Je niedriger die Kulturstufe ist, auf der ein Volk steht, um so mehr nehmen die Weiber an den Sitten ihrer Männer Theil und gleichen ihnen in ihrer Lebensweise. Die Weiber der alten Teutonen waren alle Mannweiber und konnten wohl einen guten Trunk vertragen. Es giebt keine Periode, in der eine unsrer Urahnen so difficil im Weintrinken gewesen wäre, als es eine edle Griechin oder Römerin war, und es giebt kein einziges Gesetz im Mittelalter, welches dem weiblichen Geschlecht den Weingenuß überhaupt verboten hätte, wie dies in alter Zeit geschah. Wenn die Männer aus dem Krieg oder von der Jagd heimkehrten oder wenn sie in Gastlichkeit oder Festesfeier beisammen saßen, kredenzten ihnen die Frauen den Becher. Als der Langobardenkönig Authari, der um des bairischen Herzogs Garibald Tochter, die ebengenannte Theudelinde, freite, seine Zukünftige zum ersten Mal an ihres Vaters Hof erblickte, blieb er eine Weile stumm, entzückt von ihrer Schönheit, und brach dann in die Worte an Garibald aus: „Weil wir eure Tochter so wunderschön finden, daß wir sie zu unsrer Königin wünschen, so erlaubet, daß

wir den Weinbecher aus ihrer Hand empfangen, sowie sie es in Zukunft uns thun soll." — Es war also das Oberschenkenamt so ehrenvoll, daß selbst Königinnen sich nicht schämten, es zu verwalten. (Paul. Diacon. De gest. Long. lib. 3. c. 29.)

Bei der ausgedehnten Trinklust der Männer dürfen wir uns nicht wundern, wenn man auch dem schönen Geschlecht einen kleinen Rausch gar nicht hoch anrechnete, wenn Nonnen Wein- und Liebeslieder dichteten und Blaustrümpfe, zu noch höherm Fluge sich aufschwingend als ihre Schwester Sappho, den Bacchus in lateinischen Hexametern lobpriesen, wenn endlich selbst deutsche Prinzessinnen im Ruf standen, ihr Gläschen recht tapfer führen zu können. Heinrich IV. von Frankreich wollte keine deutsche Fürstentochter zur Frau, sondern sagte: „Ich würde immer glauben, eine Weinkanne um mich zu haben." Die Trinkstuben und Rathskeller wurden an vielen Orten nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen besucht. Als 1478 der Markgraf von Meißen zum Besuch in Lübeck war, nahm er so großen Anstoß an dieser Sitte, daß er den Ehrbaren Rath überredete, ein Verbot gegen dieselbe zu erlassen, welches jedoch nicht lange befolgt ward. Es ist uns sogar urkundlich bezeugt, daß um jene Zeit zu Lübeck vornehme Bürgerinnen, das Antlitz unter dichtem Schleier bergend, Abends in die Weinstuben gingen, um hier unerkannt messalinischen Lüsten zu fröhnen.

Nach einer alten Chronik tranken 1532 in einem Wirthshaus zu Münkheim drei Schwestern 32 halbe Maß des besten Weins. In einem Rathsdekret von

Heilbronn steht: „Den Weibern, so dem Trunk ergeben, sollen vom Stadtknecht Zettel an den Kopf geheftet werden, mit den Worten: Versoffene Krugsurschel". (Jäger, Geschichte von Heilbronn IV. p. 260); und ein Rathsprotokoll von Hall sagt 1640: „Erhard Geyers filia, die sich mit dem Trunk überladen und in der Kirchen evomiret, ward ins Hetzenneſt condemniret zur Abscheu, und dazu um 3 fl. gestraft." (Volz, Württ. Jahrbüch. 1852.) In einigen Orten Württembergs bestanden eigne Stiftungen, aus denen die Weiber jährlich eine sog. Weiberzeche halten durften, ein höchst merkwürdiger Gebrauch, der bis ans Ende des 18. Jahrhunderts fortdauerte. So war in Ochsenbach jährlich am Sonntag Invocavit eine Weiberzeche, welche man mit dem aus dem lateinischen bona dea verstümmelten Namen Bonede nannte, wie denn überhaupt Zeit, Einrichtung und Statuten dieses Festes offenbar denen des heidnischen Bacchusfestes nachgebildet waren; auch die Exzesse dabei unterschieden sich nicht von denen, die beim Feste der bona dea in Rom vorkamen, an dem keine Männer Theil nehmen durften, außer denen nämlich, die sich, wie der bekannte Patrizier Clodius, in Weiberkleidung einschlichen. Die gute Göttin der Alten war eine Art wohlthätige Fee, die über die Fruchtbarkeit der Erde und der Frauen wachte. (Ausführlich beschreibt die Ochsenbacher Weiberzeche Volz in Württemb. Jahrbüch. 1852.)

Noch im vorigen Jahrhundert hatten die Frauen nur die Wahl, entweder die Gesellschaften der Männer zu fliehen oder an ihrer Unmäßigkeit Theil zu nehmen.

So saßen sie oft zurückgezogen in ihren Häusern mit weiblicher Arbeit beschäftigt, während die Männer in den öffentlichen Schenken zusammen zechten, spielten und politisirten. Selbst den bestempfohlnen Fremden machte man nicht mit der Frau und den Töchtern des Hauses bekannt, sondern traktirte ihn lieber im Wirthshaus und ehrte ihn wo möglich mit einem Rausche. Oder aber die Weiber theilten die Sitten ihrer Männer und überschritten dann oft weiter als diese die Gesetze der Mäßigkeit und des Anstandes. Aehnlich verhält es sich noch heute. Während der Mann der Schoppenstecherei im Wirthshaus obliegt und sich hier seine aparte Häuslichkeit aufbaut, sitzen die Frauen in ihrer Kaffe- und Theegesellschaft und bilden durch solche Isolirung den eigentlichen Heerd des weiblichen Philistertums. Beide Geschlechter gehen gesondert ihren geselligen Freuden nach; es ist diese Unsitte aus der Fremde in die deutschen Gauen, besonders aus Frankreich in die Rheingegenden gedrungen, wo es gradezu als Barbarei gelten würde, wollte eine feine Dame, wie es in Süddeutschland allgemeine Sitte ist, ihren Mann in den Biergarten oder ins Kaffehaus begleiten.

§. 15.

Die Trinkgeschirre und Fässer. Bei der Trinklust der Deutschen war nichts natürlicher, als daß Trinkgefäße die ersten Gegenstände waren, an denen jene ihre Kunstfertigkeit und Prachtliebe zu zeigen suchten. Kostbare Becher bildeten lange Zeit neben schönen Waffen

und Kleidern die hauptsächlichsten Luxusgegenstände. Die ältesten Trinkgeschirre unsrer Vorfahren waren Muscheln und Hörner; letzre blieben bis ins 12. Jahrhundert im Gebrauch; in Aachen wird noch Karls des Großen und in Braunschweig noch Heinrichs des Löwen Horn aufbewahrt. In den rauhen germanischen Wäldern, wo der Auerochs oder Ur hauste, trank der Jüngling aus den Hörnern, die er dem erlegten Thier abnahm und welche fortan als Beweise seiner Jagdheldenthaten galten. Schon zu Cäsars Zeit wurden die Hörner an ihrer Mündung mit Silber eingefaßt und zu den festlichen Gastmählern mitgenommen. Von der Größe der Urhörner kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die sogenannten Zapfen, d. h. die knöchernen Fortsätze der Stirnbeine, reichlich zwei Pariser Fuß lang und an der Basis 1½ Fuß im Umfang waren. Auf solchem Zapfen aber saß nun erst das eigentliche Horn, welches daher noch weit größer sein mußte; mindestens fanden 6 Schoppen darin Platz. Solcher Urpokal stand unsern Urältern wohl an und war wahrlich ein eines kräftigen Naturvolks würdiges Naturmaß. (Der Ur, Bos primigenius, von Caesar de bell. Gall. 6, 28. erwähnt, ohne Zweifel der Stammvater unsrer Rinder, wird oft verwechselt mit dem Wisent, Bos Bison, welcher einen Bart und eine prachtvolle Mähne hat, im Lithauischen Wald bei Bialowicza noch lebend vorkommt und hier, in seinem letzten Aufenthaltsort von Europa, sorgfältig gehegt wird. Leider sind wir jetzt gewöhnt, diesen gemähnten Ur fälschlich Auerochs zu nennen, weil der eigentliche ausgestorben ist. Schon Plinius unterscheidet in

seiner Hist. nat. 8, 13. die jubatos bisontes und die uros excellenti vi et velocitate.)

Wie die Indianer mit den Skalpen ihrer Feinde triumphiren, so pflegten nach Diodor und Tacitus die Deutschen und Gallier mit den Gerippen ihrer Feinde zu prangen und aus den Schädeln derselben Trinkgefäße zu machen. Grade jene theuren Denkmäler, die so stolze Erinnerungen weckten, mußten bei der Lieblingsbeschäftigung des Trinkens benutzt werden. Livius (Hist. Rom. lib. 23. cap. 24) erzählt, daß die Bojer dem Leichnam des römischen Feldherrn Postumius das Haupt abschlugen, seinen Schädel mit Gold fütterten und ein Trinkgefäß daraus machten, das bei heiligen Gebräuchen im Tempel verwendet ward. Daß bei den Langobarden dieselbe Sitte herrschte, bezeugt Paulus Diaconus (De gest. Long. lib. 1. cap. 27); diese Art von Trinkgefäßen hieß bei ihnen Schala.

Später traten an Stelle der Muscheln, Schädel und Hörner rohgeformte Becher aus Zinn und aus Ahorn und andern Hölzern; im Lauf der Zeit wurden dieselben zierlicher gearbeitet und mit Silber eingefaßt. Solche Holzbecher waren noch im 16. Jahrhundert und später im Gebrauch. Allein daneben gab es schon weit früher silberne und goldne, oft sogar mit Edelsteinen geschmückte Pokale; schon in der höfisch-ritterlichen Zeit ersetzte man in wohlhabenden Häusern die hölzernen Becher durch goldne, silberne und kristallne Trinkgeschirre, welche von verschiedner, mitunter abenteuerlicher Gestalt waren; besonders an den Höfen ward eine große Kunst und ein verschwenderischer Luxus auf sie verwendet. Als im fünf-

zehnten Jahrhundert der Wohlstand der Nation stieg, fand man silberne Becher nicht bloß auf den Schlössern der Fürsten und den Burgen der Ritter, sondern selbst in den Rathsstuben der Städte und den Wirthshäusern der Dörfer. Ein kostbarer Familienpokal war der Stolz des Hausgeräths. Die Hausfrau liebte es, ihren Vorrath an Kannen und Pokalen auf einem neben dem speisebesetzten Tisch angebrachten staffelförmigen Gestell, der sog. Tresur, zur Schau zu stellen, ähnlich wie heute noch ältliche Damen ihre sämmtlichen Tassen als Nippes auf die Kommode zu setzen pflegen. Der bekannte Alchymist Johann Kunkel, der die Kunst der Glasfabrikation vervollkommnete und 1702 starb, befahl zum Andenken an seine Erfindung seinen Leichnam zu Asche zu verbrennen und aus dieser einen herrlichen Familienpokal zu gießen.

In solchen Ehren hielt der Deutsche zu allen Zeiten sein Trinkgeschirr. Es ist sehr bezeichnend hiefür, daß er durch das Verschenken desselben seine Liebe und Achtung bewies. Selbst die neuste Zeit hat diese Sitte mit den Zeiten Homers und Ossians gemein. Menelaus bietet dem Telemach als stärksten Beweis seiner Freundschaft einen Becher an, sein schönstes Hausgeräth, ein kunstreiches Werk Vulkans; und Bosmina verspricht dem wilden Fergthonn, um ihn zu friedlichen Gesinnungen zu bewegen, Muscheln, mit blinkenden Steinen besetzt, die einst den Weltkönig erfreut. Auch heute noch giebt es bei feierlichen Gelegenheiten keine passendern Geschenke, als Pokale. Der Freund verehrt ihn dem Freund zum Andenken. Selbst den Klöstern, Universitäten und andern

Anstalten machte man bei der Feier eines Jubiläums Geschenke in Bechern. Der Ehemann brachte seinem Weib nach der Brautnacht einen kostbaren Kelch zur Morgengabe dar, und schon das Kind in der Wiege erhielt einen Becher als Pathengeschenk, zur guten Vorbedeutung, daß der herangewachsne Jüngling dereinst nicht unerfahren im Trunk sei und nicht in den Ruf der Unmännlichkeit komme. Als Eberhart der Rauschebart zum Herzog erhoben ward, wurden ihm von den verschiedensten Seiten unter andern Geschenken 32 silberne und vergoldete Becher und Trinkschalen verehrt. Auch Gehorsam und Ehrfurcht bezeigte man Potentaten und hohen Gönnern durch solche Sitte. Als Karl V. 1541 in Nürnberg war, wußte ihm der Rath kein schicklicheres Zeichen seiner Unterwürfigkeit zu geben, als einen goldnen Doppelkelch mit 100 Goldstücken. (Wagenseil, De civit. Norimberg p. 83.)

Die Form und Größe der Trinkgefäße war sehr verschieden. Wenn am Tage Petri Stuhlfeier, den 22. Februar, der Ehrbare Rath zu Lübeck eine Generalprobe von allen in seinem Keller lagernden Weinen hielt, so trank er dieselben aus verschiednen Gefäßen, und zwar nach einer Aufzeichnung von 1650 den Rheinwein aus Römern, den Malvasier, Alikante und Petersimenes aus silbernen Schalen, den Sekt aus kristallnen Gläsern. Auf den fürstlichen und adlichen Schlössern gab es bis in unser Jahrhundert hinein eine eigne Art Becher von ungeheurer Größe und oft sehr kunstreicher Arbeit, Willkomm genannt, welche jedem neuankommenden Gast beim Mahl kredenzt wurden. Wer redlich Bescheid

daraus gethan, schrieb wohl seinen Namen sammt Wahlspruch und einigen Trinkwitzen in ein eignes diesem Zwecke gewidmetes Buch. In einigen Gegenden ward auch aus den sogenannten Fleuten getrunken, Gläser, welche oben breit waren und nach unten wie ein Trichter oder Rettig spitz zuliefen, so daß sie nicht nach Belieben zur Hand genommen werden konnten, sondern allemal in einem Zug ausgetrunken werden mußten. War die Fleute leer, ward sie umgekehrt auf den Tisch gesetzt. Den Deutschen gebührt auch die Erfindung des großen Würfelglases, in dessen Fuß zwei Würfel eingeblasen sind; jeder Zechbruder mußte das Glas schütteln und, so viel Augen die Würfel zeigten, wenn er von oben darein schaute, so viel Male hatte er das wohlgefüllte Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren.

Die gewaltigen Humpen unsrer Väter sind noch gegenwärtig beredte Zeugen vergangner Leistungen im Trinken und erinnern an Nestors vierhenkligen Pokal, der gefüllt nur mit Mühe von den Helden gehoben ward. Schon ein Name, den man den Bechern gab, läßt auf ihre Größe schließen. Cupa hieß eigentlich Kufe, Fäßchen; sie bedeutete aber dem Deutschen nur soviel als ein Kelch oder Becher, weil sie ihm im Vergleich mit andern Fässern so klein erschien. Die Franzosen haben daraus ihr coupe und wir das jetzt veraltete Wort Kopf gebildet. Daher finden wir wohl in Schriften früherer Zeiten, daß der Hofschenk den „Kopf seines Königs" in Verwahrung hatte. Der Becher, welcher bei der Krönung Ferdinands II. gebraucht ward, hatte, wie der Kanzler Ludewig beschreibt, „eine Ehlen in der Länge, davon die

Helffte den Fuß, die andere Helffte den Becher oder Guppam ſelbſten ausmacht. In der Ründe eines halben Dellers breit. Inwendig ſo groß, daß ihrer 4 Maß darein gehen." (Erläuter. d. gold. Bulle, 21. Th. p. 746.) Am ſächſiſchen Hof gab es nach dem Juriſten Oldenburger ungeheure Humpen, von denen einer das römiſche Reich hieß und ſtark genug war, auch den tapferſten Trinker niederzuwerfen. (Constantini Germanici Itinerar. Germaniae politicae p. 309.) Zu dieſen Humpen aber ſtanden einzelne jetzt größtentheils verfallne Fäſſer im richtigen Verhältniß; beſonders ſuchten Fürſten eine Ehre darin, ein Faß von ungeheurer Größe als Zierde und Sehenswürdigkeit in ihrem Schloßkeller aufzuthürmen. Der Kurfürſt Johann Kaſimir von der Pfalz ließ 1591 ein Faß, das 132 Fuder enthielt, zimmern; ein noch größeres von 204 Fudern wurde 1664 unter Karl Ludwig verfertigt, bis endlich Karl Theodor das dritte und größte erbauen ließ, welches noch heute jedem Beſucher des Heidelberger Schloſſes imponirt. Daſſelbe iſt 30 Fuß 5 Zoll lang, 23 Fuß hoch, enthält 250 Fuder, ward 1752 zuerſt und ſpäter noch dreimal gefüllt, und ſteht ſeit 1769 leer. (Fuder, plaustrum, war früher nicht, wie jetzt meiſtentheils, ein unbeſtimmter Ausdruck, ſondern bezeichnete ein beſtimmtes Maß von etwa 4 Oxhoft oder 6 Ohm.) Rivalen der berühmten Heidelberger Fäſſer waren die Königſteiner; denn die Sachſen ſtrebten aus Ehrgeiz, die Pracht und Größe fremder Fäſſer zu übertreffen. Die Königſteiner Fäſſer hatten auch wohl den Zweck, die Feſtung in Kriegszeiten mit einem Vorrath von Wein zu verſorgen. Das größte derſelben, welches

1725 erbaut ward, war 34 Fuß lang, 24 Fuß hoch, faßte etwa 600 Eimer mehr, als sein Heidelberger Kumpan, und war mit Bildhauerarbeiten und Inschriften verziert. Zu Anfang dieses Jahrhunderts führten Fäulniß und Baufälligkeit das Ende jenes thurmähnlichen Weinbehälters herbei. Auch Herzog Ulrich von Württemberg ließ 1546 für seinen Schloßkeller in Tübingen ein Faß von ziemlicher Größe zimmern, welches jedoch bald leck und wurmstichig wurde. Diese und andre alte Fässer sind freilich nur noch von historischem Interesse und deuten übrigens mehr auf Prachtliebe der Fürsten hin, als daß sie grade geeignet wären, eine große Blüthe der Weinkultur zu beweisen. An Größe können sie sich schwerlich mit den Riesenfässern messen, die gegenwärtig in England und Amerika fabrizirt werden; die weltbekannte gigantische Porterbrauerei von Barclay, Perkins und Comp. in London hat Exemplare von Lagerfässern aufzuweisen, die 192000 Gallonen oder nahezu 13000 preuß. Eimer fassen.

Wir können diesen Paragraphen nicht passender schließen, als mit dem Scheffelschen Liede auf das große Faß zu Heidelberg. Dies höchst gelehrte, inhaltreiche und humoristische Tischlied entstand während der XXIV. Versammlung der deutschen Philologen zu Heidelberg im September 1865 und wurde damals beim großen Festmahl im Schloß zuerst vorgetragen; es ist grade für unsre Geschichte von besondrem Interesse, da es die verschiednen unvollkommnen Mittel aufzählt, deren sich die alten Völker zur Aufbewahrung ihres Weins bedienten, bis endlich die Germanen das echte Faß erfanden.

Glück auf! ein guter Genius
Kommt heut zum Schloß gezogen,
Kollegialisch dröhnt mein Gruß
Euch deutschen Philologen.
Denn ihr durchforscht mit Blick und Glück
Die Vorzeit Schicht' um Schichte,
Und ich, durchmorscht, bin selbst ein Stück
Kultur- und Sprachgeschichte.

Aegypten hat die Mumien gut,
Den Geist schlimm aufgehoben
Und sog des Palmsafts heil'ge Fluth
Aus dicken Nilkanoben.
Auch dem Assyrer fiel's nicht ein,
Getränk zu überwintern;
Verschimmelt stand sein Dattelwein
In Keilschriftthoncylindern.

Der Stoff des weisen Salomo
Kam nie zu seinem Hauche,
Denn sein Bouquet blieb immer roh
Im dunklen Geißbockschlauche.
Erst als Phöniker Sand zu Glas
Umschmolzen in den Aschen,
Sah Israel — zwar noch kein Faß,
Doch schon — pitschirte Flaschen.

Europa, sumpfig, feucht und leer,
Ließ wild die Rebe treiben,
Die Salamander drohten sehr
Den Menschen aufzureiben.
Der erste, der im Urwald keck
Sich briet den Urstierschlegel,

Trug seinen Meth als Handgepäck
In einem schmalen Legel.

Der Kelte, der auf Pfählen saß
Und niedrer Bildungsstufe,
Barg ein sehr zweifelhaftes Naß
In zweifelhafter Kufe.
In der Kimmerier Nebelgrau
Bei Völkern, rauh und zottig,
Kam auch kein großes Faß zum Bau,
Nur Bütte, Pott und Bottich.

Alt-Hellas fand die Faßform früh,
Doch nicht für Bacchos' Wonnen;
Man pflag statt Weins Philosophie
In leeren, hohlen Tonnen.
Das zweckbewußte Römerthum
Bedurfte starker Labe;
Zum magnum vas vinarium
Schlich Plinius schon als Knabe.

Doch das antike Vasum war
Von Thon und spitz nach unten,
Und auch vom Cadus ist nicht klar,
Ob Reif er trug und Spunten.
Das echte Faß zeigt deutschen Schwung,
Es gingen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Faß und Hahnen.

Dietrich von Bern rief oftmals froh
Im Keller seines Schlosses:
„Thata liubo tat, thata mikilo!
Du liebes Faß, du großes."

Und oft sah ihn der Gothen Heer
Vergnügt dem Reichsschenk winken:
„Schafft eine Maß zu trinken her,
Skapia maziaia drinkan!“

Des Rothbarts Kaisermacht empfing
Den Reichstag gern beim Fasse,
Und sang, wenn's auf die Neige ging,
In althochdeutschem Basse:
„Iz rinnet nich ein tropho mêr,
Der wîn ist vortgehupfit . . .
Ou wê mîn grôzaz vaz stât lêr,
Sie hânt mirz ûz gesupfit.“

Als edler Bildungsdurst die Welt
Erfüllt mit edlem Streben,
Rief mich ein Kurfürst und ein Held
Als Burgfaß hier ins Leben.
Noch steh' ich fest, wo Alles fiel,
Des Pfälzer Geist's ein Funken;
Groß in Gedanken, flott im Stil
Und gänzlich — leergetrunken.

O wär' ich voll heut, Mann und Glas
Füllt' ich mit Rheinweinmassen!
Doch weh und ach! . . . dem Hauptwort „Faß“
Fehlt längst sein Zeitwort „fassen“,
„Geleerter Größe“ bricht der Muth
Zu bacchischem Gedichte . . . .
. . . Ich bitt' nur um die Note „gut“
In „Sprache und Geschichte.“

§. 16.

Die deutsche Weinpoesie. Der frische, fromme, freie und frohe Zecher huldigt neben dem Wein auch dem Gesang; besonders ist es die akademische Jugend, welche in unzähligen Liedern neben der Freiheit, dem Vaterland, der Liebe den edlen Saft der Reben besingt. Viele Sänger haben ihn zum Gegenstand ihrer Verherrlichung gewählt, und das Volk singt ihre Lieder mit Begeistrung nach, wenn es sich beim Becher zusammenfindet. Manches kernige Trinklied ist auch im Volk entstanden, ohne daß man seinen Urheber wüßte. Während der Thee das Gespräch im Geleise chinesischen Anstandes hält, der Kaffe eine nüchterne Stadtchronik fördert, das Bier den Ideengang verlangsamt und die Geistesthätigkeit abstumpft, belebt dagegen der Wein die geistreiche Unterhaltung, erhöht die gesellige Stimmung, schärft den Stachel des Witzes und giebt endlich der Phantasie eine unmittelbar belebende Nahrung. Daher war vor Allem dem Dichter, der in der Phantasie lebt, der Wein von jeher ein theures Gut; ohne Rebensaft keine Dichtkunst; eine Nation, die keinen Wein trinkt, wird keinen Dichterheroen gebären. Von Anakreon an, den das sonderbare Schicksal traf, im 85. Lebensjahre an einer Weinbeere zu ersticken, bis auf die deutschen Anakreontiker, oder von Salomo und Homer an bis heute ist das Weinlied ein heitrer, viel kultivirter Zweig der schönen Literatur geblieben; die ersten Erzeugnisse der tragischen Kunst sind ihm geweiht, und die Dichtung räumte ihm die eigne Gattung des

Dithyrambus ein, zu dem kein Dichter, der das Wasser preisen wollte, den kühnen Aufflug finden würde.

Daß grade die deutsche Nation reich an Wein und Trinkliedern ist, versteht sich nach der Eigentümlichkeit ihres Charakters und ihrer Sitten von selbst. Gleichwohl findet sich in der Minnepoesie, überhaupt in der ganzen Literatur des 13. Jahrhunderts keine Spur von volksmäßigen Weinliedern, mit Ausnahme einer scherzhaften Dichtung, die unter dem Namen Weinschwelg bekannt ist. (Grimm, Altdeutsche Wälder III. 13—28.) Die Lyrik der Ritter jener Zeit dreht sich fast lediglich um die Liebe, man hatte in der aristokratischen Periode der Zechkunst keinen Begriff von lautem und lustigem Singen, man verstand den übermüthigen Jubel des Innern gar nicht, der zum freudigen Gelage und Gesange gehört. Nichts charakterisirt die ritterlichen Zecher mehr, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen, versetzten Weins zu schildern; immer herrscht dann der fadeste Witz vor; besonders bezeichnend aber ist der ebengenannte Weinschwelg, der Monolog eines Trinkers vor seiner Kanne, über welchen Gervinus (National-Literatur I. p. 300 ff.) folgendermaßen urtheilt: „Es giebt nichts Ekleres, als ein einsames Saufen, nichts, was der Bestimmung des Weins so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traulich machen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit einer ganz unnachahmlichen Kunst — und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann — ist in diesem Gedicht ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Wein leert und

mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper in Eisen waffnen lassen muß, um der Macht des Getränks zu widerstehen, worauf er dann am Schluß des Gedichts, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach einem auch hier wiederkehrenden Refrain erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und so ruhig im Ton der echtesten Ironie dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der nicht die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft, sondern bloß Hofceremoniell und steife Frauencirkel kannte, eine solche Materie so behandelt werden und überhaupt nur aufgegriffen werden konnte, da dieses lästerliche heimliche Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde."

Als aber im 14. Jahrhundert die Volkslyrik erwachte, welche sich im 16. zur höchsten Blüthe entfaltete, und mit ihr zugleich das demokratische Zeitalter der Gelage anbrach, da erschollen auch Weinlieder voll echter, ungekünstelter Lust, voll Witz und Humor, voll aufsprudelnder Fröhlichkeit und heitrer Unbesorgtheit. Die Flasche wird als lieber Buhle umarmt, und das Faß findet als Mägdlein im hölzernen Reifrock seine Anbeter, die es zur Auserwählten erkiesen. So singt Fischart:

Die liebste Buhle, die ich han,
Sie liegt beim Wirth im Keller,
Sie hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.
Sie hat mich nächten trunken gemacht
Und fröhlich mir den Tag vollbracht.

Die Poesie dreht sich fortan nicht allein mehr um die Liebe; neben Frau Venus beginnt der junge Herr Bacchus die Welt zu regieren; und zu Luthers Zeit wird mit dem Weib der Wein und der Gesang, jenes glorreiche Kleeblatt, gleichmäßig gepriesen. Ganz dieser volksmäßigen Weinpoesie gehören die zahlreichen sogenannten Weingrüße und Weinsegen des Nürnberger Wappenmalers und Schwankdichters Hans Rosenblüt, wegen seiner losen Reden auch der Schnepperer genannt, und andrer Meistersänger an. St. Urban gilt jetzt Manchem für den heiligsten der Heiligen, und Rosenblüt bittet ihn um Schutz vor seiner Plage (Podagra):

Behüt dich Gott vor St. Urbans Plag
Und beschirm mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinen Füßen bleib
Und fröhlich heimgeh zu meinem Weib
Und alles das wisse, was sie mich frag;
Nun behüt mich Gott vor Niederlag.

Fischart hat uns das theils grobkomische, theils sinnlose Raisonnement eines Zechers über den Wein und die Trunkenheit in dem 8. Kapitel seiner Gargantua hinterlassen, welches den Titel trägt: „Das trunken Gespräch, oder die gesprächig Trunkenzech, ja die trunken Litanei, und der Säufer und guten Schlucker Pfingsttag mit ihrer unfeurigen doch dürstigen Weingengen Zungenlöß, schönem Gefräß und Getös.“ Nur folgende Stelle aus diesem seltsam klingenden Kapitel des berühmten Satirikers möge hier Platz finden: „Was sollt ich den 3 Gratien zu lieb nur 3mal trinken, warum nit den Krügen in

Cana zu lieb 7mal und, wie man den Brüdern vergiebt, ein Tag 77mal? Warum nit den 9 Musis zu lieb 9fach, doppelt so viel 99mal. Martialis, gefällt unser Genaden, trank so viel hoch Becher aus, als viel seiner Liebschaft Nam Buchstaben enthielt, gar bene, so muß mein Liebschaft Bartolomesus heißen; alsdann so werd ich ihrer desto öfter gedenken, je öfter man mir wird einschenken. O, ihr liebe Weiber, wie ein gutes Fündlein für euch, auf diese Weise können die Männer beim Wein euer nit vergessen, laßt ihnen nur tapfer einschenken; heißt sie schon Annele, so sag sie nur, sie heißt Petronellulele oder Madalenelelle, so trinkt er desto mehr und rauft sie, wenn er heimkommt, desto eher." Zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden hat Fischart halbe oder ganze Lieder gemischt, welche voll Witz und Humor sind und die demokratische Epoche des Weins charakterisiren. „Wie in der Geschichte des Weintrinkens," sagt Gervinus (Nat.-Lit. II. p. 313 ff.), „so sind auch in der des Weinliedes die historischen Veränderungen sehr deutlich; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer neben den Weinschwelg die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenblüt hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischarts Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denselben Fortgang vor sich, wie in diesem Lotterliede selbst, welches eine Stufenfolge in dem Uebermuth

des Weins zeigt, der mit der Illumination der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn, der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, womit das Ganze endet."

Einen edlern und freiern Aufschwung nahm die Weinpoesie erst im vorigen Jahrhundert durch Hagedorn, den deutschen Anakreon, welchen selbst Klopstock in seiner Ode Wingolf mit „Evan, Evoe" begrüßt. Gleichzeitig mit Hagedorn und nach ihm sangen Lange, Gleim, Jacobi, Uz, Götz, Klotz, Cramer, Ramler, Ebert, Zachariä, Schmid u. A. in gleichem Geist fort, und Uz galt mit Recht für den deutschen Horaz, wenn Hagedorn der deutsche Anakreon war. Man führte in diesem Dichterkreis ein heitres, poetisches Leben, zechte ganze Nächte durch und feierte anakreontische Becher- und Rosenfeste. Allen jenen Freunden war die Liebe zu Anakreon und Horaz gemeinsam, und es entstand daraus fast eine Manie, diese Fremden zu übersetzen oder ihnen nachzuahmen, was freilich nicht immer in geschickter Weise geschah; manche Weingesänge jener Zeit sind höchst nüchtern, empfindungslos und ohne rhythmischen Wohlklang. Im Ganzen aber bietet die klassische Periode der deutschen Literatur eine reiche Auswahl vortrefflicher Panegyriken auf den edlen Saft der Rebe; auch das große Dioskurenpaar der Poesie hat den begeisternden Trank getrunken und besungen. Es ist jedoch hier nicht der Ort, die zahlreichen Wein- und Trinklieder unsrer Nation, noch die vielen herrlichen auf unsre Zechlust anspielenden Balladen, z. B. von Göthe, Schiller, Uhland, Schwab, Simrock, Rückert,

genauer zu erörtern. Wir erinnern nur an Wilhelm Müllers, des Griechendichters, Romanze „Est, Est“, der die bekannte Anekdote, die man sich vom Augsburger Prälaten Johannes von Fugger erzählt, zu Grunde liegt. Derselbe ließ seinen Diener vorausreisen, um die Weine zu probiren; da, wo er guten fände, sollte er mit Kreide „Est“ an die Wirthshausthüre schreiben. Als nun der treue Diener zu Montefiascone im Kirchenstaat, wo ein schwerer und aromatischer Muskateller wächst, anlangte, schrieb er in der Begeistrung „Est, Est, Est,“ worauf sich der würdige Prälat hier häuslich einrichtete und sich bald am dritten „Est“ zu Tode trank. Sein Diener setzte ihm einen Leichenstein mit der Inschrift: „Est, Est, Est; et propter nimium „Est“ Dominus meus mortuus est.“

Auch an andern Grabschriften fehlt es nicht, in denen der Lieblingsbeschäftigung gedacht wird, die der Heimgegangne vormals unter den Lebenden trieb, vielleicht in der Hoffnung, dieselbe jenseits fortsetzen zu können. So liest man in der Kirche zu Dobberan in Mecklenburg folgende originelle Inschrift:

Wiek, Düwel, wiek, wiek wiet von mi,
Ick scheer mi nich en Haar um di,
Ick bün en meckelbörgsch Eddelmann,
Wat geit di, Düwel, min Supen an.
Ick sup mit minen Herrn Jesu Christ,
Wenn du, Düwel, ewig döften müßt,
Un drink mit em söt Kolleschaal,
Wenn du sitzst in de Höllenqual.
Drum rahd' ick: wiek, lop, rön und gah,
Efft (oder) bi den Düwel ick tosla.

§. 17.

Einfluß der nationalen Trinksucht auf die Sprache. Wie die Sprache jedes Volks ein treues Spiegelbild seiner Sitten ist und deshalb ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten hat, so beweist die deutsche Sprache sehr deutlich, wie innig das Trinken mit dem Charakter unsrer Nation verknüpft ist. Die Sprache der Römer als eines kriegrischen Volks war reich an Ausdrücken für „kämpfen" und „Waffengeräthe" aller Art; die Sprache der Deutschen ist noch weit reicher an synonymen Redensarten für „trinken" und „sich betrinken". Lichtenberg zählt derselben etwa 150 auf, von denen freilich einige nur lokale Provinzialismen sind. (Beitr. zur Mythol. d. Deutschen.) Noch interessanter aber ist die Thatsache, daß unsre Sprache so reich an Ausdrücken, Bildern und Sprichwörtern ist, welche geistige Zustände und geistige Bestrebungen bezeichnen, denen aber lediglich die Begriffe des Durstes, des Trinkens und der Trunkenheit als Grundlage dienen. Für Drang oder heiße Begierde giebt es keinen stärkern Ausdruck, als Durst, für süße Bewußtlosigkeit keinen bessern, als Trunkenheit. Wir erinnern an die Wörter Thatendurst, Golddurst, Rachedurst, Blutdurst, siegestrunken, wonnetrunken, freudetrunken, schlaftrunken, Liebesrausch, Freudenrausch, Sinnentaumel ꝛc. Ramler sagt sogar:

> Unglücklicher, der schon von Hoffnung trunken
> Des Ozeans Gebieter ist.

Und Uz singt:

Die Lerche steigt aus trunkner Saat.

Klopstock sagt in einer Ode an Cidli:

Denn ach, ich sah dich, trank die Vergessenheit
Der süßen Täuschung mit feurigem
Durste.

Und in einer Ode an den Erlöser heißt es:

Auch du wirst einmal mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Schwerlich würden diese Verse, in eine andre Sprache übersetzt, einen Sinn geben. Hören wir endlich Wielands Poesie:

Wer hätte nicht in süßer Trunkenheit
Solch einen Mund mit Küssen überschneit? —
So ward er oft, eh' ihn der Jahre Last entkräftet,
Im Taumel süßer Lust an ihre Brust gedrückt.

Also selbst das Wort taumeln, das doch die häßlichen Gebärden eines Trunkenbolds bezeichnet, durfte man auf reizende Begriffe übertragen. Die Redensart „klaren Wein einschenken" heißt soviel als „die Wahrheit sagen" und bewies ehemals Freundschaft und Gutherzigkeit. Die Namen Innungen und Gilden wurden offenbar von den Trinkgesellschaften auf die Handwerks-

zünfte übertragen. Auch ist es keineswegs gleichgiltig, sondern sehr bezeichnend, daß wir die konventionellen Geldgeschenke, womit wir Kellner und Dienstboten, freilich selten für geleistete Dienste, gewöhnlich für garnichts belohnen, Trinkgeld nennen, ein Wort, das sich sogar unser wälscher Nachbar übersetzt hat. Der Portugiese und Spanier giebt statt dessen sein Tabaksgeld, der Russe sein Schnapsgeld, der Türke sein Kaffegeld, und in andern Sprachen kann der wahre Begriff des Trinkgelds nur durch Umschreibungen gegeben werden.

§. 18.

Beweise für die nationale Trunksucht und ihr Einfluß auf die Sitten. Bei der großen Zechlust des Deutschen kann es nicht befremden, wenn er in allen Ereignissen seines Familien- und Geschäftslebens Gelegenheit zum Trinken fand und sich erschuf. Taufen, Geburtstage, Hochzeiten, Leichenfeier, Käufe und Verkäufe, Aufnahme von Lehrlingen und andern Genossen, Wahl der Bürgermeister, Rathsherren und Zunftvorsteher, Antritt eines Amts, Geschlechterverbindungen, Verträge, kirchliche Feste ꝛc. gaben Veranlassung zu Gelagen und oft entschuldigende Gründe zum Vieltrinken. Dem Deutschen ist kein Geschäft zu geringfügig, daß er nicht darauf trinken sollte. Beim Kindtaufschmaus vertrinkt er das Kind, wie er beim Begräbnißmahl den Todten oder die Seele vertrinkt. Es ist bekannt, daß Leichenbegängnisse nicht weniger als Hochzeiten unsern Altvordern Anlaß

zum geſelligen Beiſammenſein und zur Befriedigung der Zechluſt gaben; die unzarte oder vielmehr ekelhaft rohe Sitte des ſogenannten Leichentrunks, die ſich in einigen Gegenden Deutſchlands bis auf den heutigen Tag erhalten hat, war die unausweichliche Begleiterin der traurigſten Ceremonie und erfüllte das Trauerhaus mit dem unpaſſendſten Lärm.

Bei jedem Handel oder Kauf ward ſchon im dreizehnten Jahrhundert ein beſondrer Trunk, Weinkauf, vinicopium, nummi bibales, genannt, ausbedungen, den die Zeugen zur Beſtätigung des gemachten Handels zu ſich nahmen. In den echten Trinkländern herrſchte dabei der Brauch, daß die Kanne voll Bier oder Wein offen auf dem Tiſch ſtand, aus der man dann der Reihe nach ſchöpfte. Wer aber das Verſehen machte, die Kanne zuzuthun, mußte zur Strafe die halbe Kanne, vermuthlich in einem Athem austrinken, wobei alle Anweſenden „Weinkauf, Weinkauf" riefen. Ein ſolcher Trunk hieß bei den Bauern im Lande Hadeln Hinkelmannbier. Hier wurden die Freigerichte, eine Art kleiner Landgerichte, gewöhnlich im Krug gehalten, und im Braunſchweig-Lüneburgiſchen war ſogar der Kellerverwalter oft der oberſte Richter. Ebenſo erſcheint es höchſt bezeichnend für die Wichtigkeit, womit die Deutſchen das Trinken betrieben, zu ſein, daß das Amt der Schenken bei uns ſeit alten Zeiten ſo ſehr angeſehen war. Die Fürſten hegten beſondre Achtung und Liebe gegen dieſe Klaſſe ihrer Diener und hielten bald die Beſorger des angenehmen Trunks für ſo tüchtige und fähige Perſönlichkeiten, daß ſie ihnen auch die Verwaltung

andrer Geschäfte übertrugen. Schon unter Karl dem Großen waren einige Flaschenbewahrer zugleich Räthe oder Kanzler; andre Schenken wurden Aufseher über Jagd- und Forstwesen, über Polizei und Justiz, und endlich erstand gar aus dem Erzschenken des Kaisers eine der sieben Säulen des deutschen Reichs, ein Kurfürst. Was also im Range anfänglich von einem Hirten kaum unterschieden war, stand nach einem Jahrtausend so unerreichbar hoch über diesem; und der innerste Grund dafür war doch nur die deutsche Trinklust. Da es aber der Fürsten, Grafen und Edelleute sehr viele gab, so vermehrte sich auch jene Spezies von Bedienten beträchtlich, und in Folge dessen ist noch jetzt der Name Schenk sehr häufig in Deutschland. Der Pater Bucellin zählte allein 65 Geschlechter jenes Namens, und noch heutigen Tags sind Oberschenken vornehme Hofbedienten, die dem Range nach über Regierungsräthen und andern weit verdienstvollern Beamten stehen, als Ueberbleibsel aus der alten Zeit der Barbarei. Am Rhein und im Herzogtum Württemberg hießen ferner, was höchst charakteristisch ist, die fürstlichen Diener, denen in Flecken und Städtchen die herrschaftlichen Einkünfte anvertraut waren, Keller, Amts-, Stabskeller, weshalb auch der Name Keller noch oft vorkommt. Den Fürsten schien also wohl die Weineinnahme und Kellerverwaltung der wichtigste Theil des Amts jener Diener zu sein; sonst hätte man dieselben ja nach der Fruchteinnahme ebensowohl Amtsspeicher oder Amtsböden ꝛc. nennen können. Also man legte dem Amt nach der Weineinnahme die Hauptbenennung

bei, und die Amtskeller behielten selbst noch ihren Titel, als sie später auch die Gerechtigkeitspflege in Händen hatten.

Das Trinken war mit der ganzen Lebensordnung der Deutschen so verwebt, daß der in §. 1 erwähnte Schlaftrunk sich allmählich zu einer Art von Trinkgeld gestaltete und im 16. Jahrhundert in Württemberg sogar einen Theil der Besoldung höherer kirchenräthlichen Beamten ausmachte. Die Prälaten auf den Württembergischen Landtagen bekamen als Diäten ihren Morgen-, Tisch- und Schlaftrunk, und in den Württembergischen Kanzleien gab es ebenfalls feststehende Suppen-, Schlaf- und Untertränke, damit die Räthe und Schreiberknechte, wie man damals die subalternen Beamten nannte, nachher desto fleißiger arbeiteten, sowie Peter der Große in seiner neu eingerichteten öffentlichen Bibliothek zu Petersburg Schnaps schenken ließ, um Leser anzulocken. (Volz, Württemb. Jahrb. 1852 p. 174.) In einigen Ländern wurden an 20 Eimer Wein als Theil des jährlichen Gehalts ausgezahlt, und es war Sitte, daß die Beamten in den Bureaux ihre Flaschen neben sich stehen hatten.

Wie zu den Turnieren und Reichstagen eine Menge von Rittern und Fürsten zusammenströmte, so riefen Preisschießen und Volksfeste die Bürger und Bauern oft aus weiter Ferne herbei. Wenn früher auch keine Eisenbahnen das Anhäufen ungeheurer Menschenmengen, wie bei den beliebten Schützen-, Sänger- und Turnerfesten der Neuzeit, erleichterten, so erzählt doch schon Götz von Berlichingen in seiner Selbstbiographie, daß ein Schneider aus Stuttgart, ein guter Bogenschütze, bis

nach Köln zum Preisschießen ging und hier den ersten Preis gewann; und aus Fischarts „Glückhafftem Schiff" sehen wir, daß die Bürgerschaft von Zürich zu gleicher Belustigung nach Straßburg herabkam. Keine solcher Zusammenkünfte aber verlief trocken, alle waren von imposanten Gelagen und heftigen Trinkscharmützeln begleitet. In den echten Zechjahrhunderten der deutschen Geschichte konnte kein Fest, keine Ergötzlichkeit, keine Vereinigung ohne Wein und Bier bestehen. Vom Bauern bis zum Fürsten aufwärts übte man die heitre Kunst des Zechens. War doch der Brauch sehr charakteristisch, daß jedem Kaiser vor seiner Krönung zu Rom die Frage zur Angelobung vorgelegt ward: „Willst du mit Gottes Hilfe dich nüchtern halten?" — Von den Rittern aber breitete sich das Vieltrinken rasch über die Bürger und Bauern aus, zunächst dadurch, daß die Bürger, namentlich in den Reichsstädten, zugleich Soldaten waren. Ferner thaten die Landsknechte, wovon Deutschland zur Zeit Kaiser Max I. übervoll war, ihr Möglichstes, das niedre Volk mit Saufen anzustecken. Ein Zeitgenosse der „frummen Landsknechte", die freilich nicht die frömmsten Gesellen waren, führt zur Charakteristik ihrer Trunksucht an: „Der Landsknecht Stahl nahm nur 4 Gulden Monatssold; denn nähm' er 8, söff' er sich todt."

Wie mag erst gar die Soldateska im 30jährigen Krieg zur Verbreitung der Trunksucht beigetragen haben! Ueberhaupt machen wir die traurige Beobachtung, daß grade damals, trotz der unsäglichen Leiden, welche über unser armes Vaterland hereinstürmten, es doch in einzelnen Kreisen der Gesellschaft lustig herging und daß,

während Tausende in ihren Hütten darbten, dagegen Wenige in ihren Palläſten von den Gütern ſchwelgten, die ſie vor der Vernichtung gerettet oder auch bei der Auflöſung aller geſetzlichen Ordnung unrechtmäßig erworben hatten. Chriſtoph von Grimmelshauſen beſchreibt uns in ſeinem „Abenteuerlichen Simplicissimus“ (herausgegeben von Ed. v. Bülow. Leipzig 1836, p. 72) ein Gaſtmahl beim Gouverneur von Hanau während jener Kriegszeit: „Ich ſah,“ ſagt der Held jenes berühmten Romans, „daß die Gäſte die durch tauſendfältige Zubereitungen und Zuſätze verpfefferten, überdummelten, vermummten und zum Trunk gerüſteten franzöſiſchen Potagen und ſpaniſchen Ollapotriden fraßen wie die Säue und den edlen Hochheimer, Bacharacher und Klingenberger mit kübelmäßigen Gläſern in die Magen hinuntergoſſen wie die Kühe. Verſtändige Leute, die kurz zuvor noch ihre fünf Sinne geſund bei einander gehabt hatten, fingen urplötzlich an närriſch zu thun und die albernſten Dinge von der Welt vorzubringen. Einer beſchwur den Andern, auf großer Herren, lieber Freunde oder ſeiner Liebſten Geſundheit den Wein maßweiſe in ſich zu ſchütten, worüber manchem vergeblicher Weiſe die Augen übergingen und der Angſtſchweiß ausbrach. Man machte mit Trommeln und Pfeifen Lärm und ſchoß mit Stücken dazu, ohne Zweifel darum, weil der Wein die Magen mit Gewalt einnehmen mußte. Ich ſtaunte, wohin ſie ihn alle ſchütten konnten; denn ich wußte noch nicht, daß ſie ihn, ehe er recht warm bei ihnen ward, wiederum mit großen Schmerzen aus eben dem Orte hervorgaben, wohin ſie ihn kurz zuvor mit höchſter Gefahr ihrer Geſund-

heit gegossen hatten. So verderbte man muthwillig Speise und Trank, unangesehen der arme Lazarus, den man damit hätte laben können, in Gestalt vieler Hundert vertriebener Wetterauer, denen der Hunger zu den Augen herausguckte, vor unsern Thüren verschmachtete. Allgemach ging es drunter und drüber und gewann den Anschein, als ob diese Gasterei eine bestimmte Zeit und Gelegenheit sein sollte, sich gegenseitig mit Vollsaufen zu rächen, einander in Schande zu bringen oder sonst einen Possen zu spielen. Denn wenn Einer so weit gebracht ward, daß er weder mehr sitzen, gehen oder stehen konnte, so hieß es: „Nun ist es wett, du hast mir hiebevor auch so gekocht, jetzt ist es dir eingetränkt" u. s. w. Wer aber ausdauern und am besten trinken konnte, wußte sich dessen groß zu machen und dünkte sich kein geringer Kerl zu sein. Einer erzählte seine Buhlereien, der Andere seine erschrecklichen Kriegsthaten; Einige tummelten sich herum, als ob sie Bilsensamen genossen hätten, Andere lagen da und vermochten nicht den kleinsten Finger zu regen, Einige aßen noch wie die Drescher, oder als ob sie acht Tage Hunger gelitten hätten, Andere brachen von sich, was sie denselben ganzen Tag eingeschluckt hatten. Endlich setzte es ernstliche Streithändel; man warf einander Gläser, Becher, Schüsseln und Teller an die Köpfe und schlug nicht allein mit Fäusten, sondern auch mit Stuhlbeinen, Degen und allerhand Sachen darein, daß Etlichen das Blut über die Ohren lief." —

Auch andre zeitgenössische Quellen berichten von dem unmäßigen Trinken und dem üppigen Wohlleben jeder

Art, welches in unserm Land herrschte, grade als es von der wüthendsten Kriegsfurie heimgesucht ward. Mit sittlichem Ekel erfüllt uns die Beobachtung, wie unmittelbar neben Scenen des Jammers dieser in Saus und Braus dahinlebende Leichtsinn sich spreizt, welcher jedoch aus der Verzweiflung und dem Bewußtsein hervorzugehen scheint, daß angesichts der unberechenbaren Schicksalsfälle, die der Krieg jeden Augenblick bringen könne, jede Ersparung von Glücksgütern und alles sittliche Leben unnütz seien. In einer andern Schrift aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Lucifers Seelengejaidt oder Narrenhatz durch Aegidium Albertinum 1617. p. 229) lesen wir folgende merkwürdige Stelle: „Wer die allergröste Gläser, Becher und Willkomb außsauffen kann, der ist bei den Weingänsen (nämlich den Trinkern) der best; wer am allerlengsten sitzen oder stehen und mit sauffen ausharren kann, der ist ein tapferer Saxen Kerl. Ja zu einer ewigen Gedechtnuß schreiben sie ihren Namen an die große Bokal mit disen Worten: Herr Peter Ochs, Paul Elephant u. s. w. hat dises Glaß in einem einigen Suff außgetrunken, und in einem einigen Athem und Schlundt außgehebt, daß ihnen die Blätter oder ein Ader möcht zerschnollen sein. Andre Gänsritter möchten gern in die Cronic kommen, derwegen lassen sie in den Wirthshäusern ihre Wappen und Nahmen entweder in die Fenster oder auf Taffeln mahlen, und in die Trinkstuben zur ewigen Gedechtnuß uffhenken, daß sie daselbst ihr Erbgut verschwendt und rein gesoffen haben." In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts klagt Konring über das viele Saufen und nennt den Wein einen

Feuertrank, den nicht nur Männer und Erwachsene einschütten, sondern welcher selbst Kindern anstatt der Muttermilch eingegossen wird. (De hab. corp. Germ. 1666. p. III.) Wagenseil war sogar so frei, 1686 zu behaupten: „Wir Deutschen alle, keinen ausgenommen, sind dem schändlichen Laster der Trunkenheit unterworfen.“ (De offic. imp. Rom. p. 232.) Mit derselben offnen Liebenswürdigkeit nannte schon Poggius Florentinus in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Deutschen Weinfässer und Leute, die keine Kraft hätten, als zum Trinken (Oration. Invect. Epistol. etc. 1511. fol. 72); und Antonius Campanus, Geheimschreiber des päpstlichen Legaten bei Kaiser Friedrich III., sagte von Deutschland: „Nil hic est aliud vivere quam bibere. Der Tod, sagt Seneca, ist Nichtsein; der Germane aber glaubt, daß er Nichttrinken ist.“

So haben zu allen Zeiten ausländische wie einheimische Schriftsteller die Trinklust als Hauptzug des deutschen Charakters angegeben. Schon in den frühern Paragraphen haben wir eine Menge darauf bezüglicher Aussprüche citirt; davon abweichende Urtheile finden wir nur sehr vereinzelt. So lobt sonderbarer Weise Janus Cornarius, ein Zwickauer Arzt, die Deutschen den Italienern gegenüber, daß sie wie der weise Sokrates vom Gelage heimkehrten, ohne trunken zu sein. (Sitt. u. Red. bei Gastmähl. d. alt. Griech. u. uns. gegenwärt. Deutsch. Basel 1548.) Hiezu bemerken wir nur, daß zu Ende des 15. Jahrhunderts in manchen süddeutschen Städten jeden Morgen Betrunkne schlafend auf den Straßen gefunden wurden, daß in Nürnberg

der Magistrat einen eignen kleinen Wagen hielt, worin die Seligen nach Haus transportirt wurden, und daß im kleinen Württemberg vom Herbst 1540, nachdem ein vorzüglicher Wein gewachsen war, bis zu den Fasten 1541 über 400 Personen beim Zechen ums Leben kamen. (Volz, Württemb. Jahrb. 1852. p. 179.) Diese einzige traurige Thatsache entkräftet die Behauptung des Cornarius. Es nützt nichts, den Deutschen weißer zu malen, als er ist; vielmehr verlangt der Patriotismus, ihn in seiner ureignen Natur mit all seinen Schwächen und Fehlern nicht weniger als seinen Tugenden und Vorzügen zu erfassen. Wozu verschweigen, daß Trunksucht ein den Deutschen eigentümliches Laster war, da andern Nationen wohl mancher schlimmere Teufel innewohnte? In Italien und Frankreich herrschten dafür Diebstahl, Treulosigkeit, Geiz, Vergiftungen, Ehebruch, Unkeuschheit und widernatürliche Laster. Freilich war die Trunksucht ein Hemmschuh für die Civilisation unsers Volks und die Verfeinerung seiner Sitten. Zunächst bewirkt das einmalige unmäßige Trinken Heftigkeit, tolle Kühnheit, blinde Leidenschaftlichkeit, die keine Gefahr scheut, weil sie dieselbe nicht sieht. Diese zeitweiligen Gemüthszustände werden aber durch die beständige Uebung im Trinken zu bleibenden Angewohnheiten, zu einer Art von Hang und Fertigkeit, die wieder auf andre Sitten und Neigungen zurückwirken. Die ganze Denk- und Handlungsweise des Volks erhält durch das Vieltrinken einen gewissen Ton, wenn mir die tropische Anwendung dieses Worts erlaubt ist. Der zur Gewohnheit gewordne trunkne Muth unterhielt im Mittelalter mancherlei Grau-

samkeiten; nicht nur Wein, sondern leider auch Blut floß bei Gelagen: Schlägereien und Todtschläge, damals Blutrunnen und Nedderschläge genannt, waren an der Tagesordnung; und je häufiger sich dieselben wiederholten, desto mehr stumpfte das Volk gegen seinere Gefühle ab und desto größer ward die allgemeine Rohheit. Die mittelalterlichen Schriftsteller finden in der ganzen Handlungsweise der Deutschen ein gewisses Ungestüm, das sie theils furor, theils impetus teutonicus nennen. Die deutschen Ritter waren von jeher streitbarer und härter, aber auch roher und wilder, als die französischen; und Konrad von Lichtenau, Abt von Ursperg, sagt kurz und treffend: „Die Deutschen sind kriegerisch, grausam, verschwenderisch, unbesonnen, kein Recht, als ihren Willen, anerkennend, unüberwindlich im Streit."

Eine andre ekelhafte Gewohnheit, die ihre letzte Quelle gewiß ebenfalls im Saufen hatte, war das Fluchen und Schwören. — Allein wenn die Trunksucht diese üblen Einflüsse auf die Sitten übte, so hatte sie auch ihre unverkennbar guten Seiten. Die Gelage eröffneten und erfreuten das Herz, machten den Menschen frei, wohlthätig und gefällig. Wie wir mit Stolz und Freude bei allen alten Schriftstellern lesen, beobachtete kein Volk die Gastfreundschaft genauer, als das deutsche; es galt für Sünde, einen Fremden unbeherbergt fortirren zu lassen. Hatte man ihn mit dem Willkommbecher empfangen, so war alle Verstellung und Heimlichkeit verbannt und der Wirth brachte seinem Gast herzliche Freundschaft entgegen. Unsre Nationaltugenden Offenherzigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit konnten durch den Wein nur unterhalten

werden; Versprechungen und Freundschaft, beim Trunk gemacht, galten soviel, wie Eid und Siegel. Treulosigkeiten waren in der That selten und wurden vom Volk durch Spottgesänge öffentlich gerichtet und bestraft. Die Redensart: „auf gut Deutsch", bedeutet: „ohne Falsch". Diesen Ruhm der Wahrheitsliebe haben selbst Ausländer den Deutschen gelassen und darin ihrer eignen Nation die unsrige als Muster aufgestellt.

Es möge ferner nicht unbeachtet bleiben, daß das viele Trinken nicht lediglich des Vergnügens halber betrieben, sondern auch für einen Theil der Höflichkeit und der guten Lebensart gehalten ward. Der Deutsche glaubte seinen Gast nicht angenehmer unterhalten zu können, als wenn er ihn mit einem langen splendiden Gastmahl berauschte; er hielt es sogar für seine Pflicht, dem ankommenden Fremden sogleich Gelegenheit zu geben, seine Trinkkraft zu zeigen, und stellte daher einen freundlichen Wettstreit an. Becherte der Fremde unablässig um die Wette, so gab er damit den besten Beweis seiner Wohlgewogenheit. Eine Weigerung dagegen, das Zutrinken zu erwidern, galt für ehrenrührig und beschimpfend und ward oft blutig gerächt. 1641 besuchte der Brandenburger Rath Zastrow einen Grafen von Schwarzenberg. Bei Tafel trank ihm ein preußischer Edelmann einen großen Becher zu. Zastrow entschuldigte sich mit seiner Unfähigkeit, es zu erwidern. Darüber gerieth der Edelmann, sich beschimpft glaubend, in Zorn und griff den Weigernden mit Schmähworten an. Der Streit ward heftig und Zastrow erstochen. (Sebald. in Breviar. hist. p. 380.) Aehnliche Beispiele könnten wir in Menge an-

führen. Es ſcheint früher ſogar für eine Unhöflichkeit gegolten zu haben, wenn man beim Zutrinken das Glas nicht völlig leerte.

Sie ſchenkten voll ein
Und tranken ſo rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf den Nägel proben: —
Das war zu loben.

Ein ſolcher Trunk auf die Nagelprobe hieß ſcherzweiſe auch ein lutheriſcher Trunk; wohl nicht deshalb, weil ſich die Lutheriſchen deſſelben vorzugsweiſe bedienten; es ſcheint vielmehr darin eine ſchmeichelhafte Anſpielung auf die Gründlichkeit der lutheriſchen Lehre zu liegen. Allein wenn der Deutſche auch nicht immer ſein Glas bis auf die Nagelprobe leerte, ſo war ihm darum doch der Vorwurf einer Oberflächlichkeit in ſeiner zechkünſtleriſchen Bildung überhaupt nicht zu machen. Wie er gern Alles gründlich thut, ſo trinkt er auch gründlich.

Wen ſein Schickſal heißt ertrinken,
Darf drum nicht ins Waſſer ſinken,
Alldieweil ein deutſcher Mann
Auch im Glas ertrinken kann.

Ja er kann nicht nur dies, ſondern iſt ſogar im Stande, das Laſter der Trunkſucht, ſo zu ſagen, mit Methode und Wiſſenſchaftlichkeit zu betreiben. Auch hat er ſich von jeher höchſt ſinnreich und erfindriſch darin erwieſen, mit einem gewiſſen Rechte des edlen Rebenſafts voll und übervoll zu ſein. Er hielt die Zeit, Wein zu trinken, immer für gekommen. Deshalb beantwortet Räm-

ler in seiner Blumenlese die Frage, wann man Wein trinken soll, folgendermaßen:

Das ganze Jahr hindurch soll Wein
Mein Leibtrunk sein.
Im Frühling trink' ich ihn, die Lust
Der holden Jahrszeit zu vermehren,
Zur Kühlung trink' ich im August,
Im Herbst dem Gott des Weins zu Ehren,
Im Winter wärmt sein Feu'r die Brust,
Dann trink' ich ihn, dem Frost zu wehren.

Ein noch witzigers Seitenstück hiezu hat Rückert nach dem Lateinischen gedichtet:

Man kann, wenn wir es überlegen,
Wein trinken fünf Ursachen wegen:
Einmal um eines Festtags willen,
Sodann vorhand'nen Durst zu stillen,
Ingleichen künft'gen abzuwehren,
Ferner dem guten Wein zu Ehren,
Und endlich um jeder Ursach willen.

Auch bei jedem sogenannten Zweckessen ist dem Deutschen nicht das Essen, sondern das Trinken die Hauptsache, und würde das Wort Zwecktrinken dafür weit zweckmäßiger sein. Pflegen wir doch auf einen Koch mindestens drei Kellner zu rechnen. Freilich steht ein Mahl, das des Getränks gänzlich ermangelt, auch bei andern Nationen in üblem Ruf. Der Däne nennt es ein Pferdemahl, der Franzose ein Hundediner, und der Italiener spricht: „Hüte dich vor einem Esser, der nicht dazu trinkt."

§. 19.

Fruchtlose Versuche zur Unterdrückung der nationalen Trunksucht und die Ursachen ihrer endlichen Abnahme. Gab es in frühern Zeiten auch keine ausgebreiteten Mäßigkeitsvereine, so suchten doch einzelne erleuchtete Männer der verderblichen Trunksucht des Volks durch Schrift und Wort entgegenzuarbeiten. Winsbeke warnt seinen Sohn in einem Lehrgedicht (9. Strophe):

La dich niht ubergen den wîn,
den solt niht ze huse laden, das dîn
viende niht spotte dîn.

Burkhard von Worms sagt in seinem Beichtspiegel: „Wer sich bis zum Vomiren vollgetrunken, soll 15 Tage in Brod und Wasser büßen." Einige Aerzte suchten vom diätetischen Standpunkt aus das Vieltrinken zu verwerfen; Mathias Friedrich, Geiler von Kaisersberg und Andre schrieben Bücher gegen den Saufteufel, Sebastian Frank sagt in seinem Weltspiegel vom deutschen Volk: „Dazu säuft es unchristenlich zu, Wein, Bier und was es hat." Luther, nach seinem bekannten Wahlspruch kein Verächter des Weins, wohl aber des unmäßigen Trinkens, donnert in der Erklärung des 101. Psalms mit seiner gewöhnlichen Gradheit folgendermaßen: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben, Wälschland seinen, Frankreich seinen; unser deutsche Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauff heißen, daß er so durstig und hellich ist, der mit so großem Saufen

Weins und Biers nicht kann gekühlet werden, und wird solcher, fürcht' ich, ewig Deutschlands Plage bleiben bis an den jüngsten Tag. Es haben gewehret Prediger mit Gottes Wort, Herrschaften mit Verbot, der Adel, etliche selbst unter einander mit Verpflichten; es haben gewähret und währen noch täglich große gräuliche Schaden, Schande, Mord und alles Unglück, so an Leib und Seele geschehn, für Augen, die uns billig sollten abschrecken; aber der Sauff bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutschen und thut wie das Meer und die Wassersucht. Das Meer wird nicht voll von so viel Wassern, die drein fließen, die Wassersucht wird vom Trinken durstiger und ärger." Doch es half auch nichts, daß man „das schädliche und schändliche Laster der Trunkenheit" zum Gegenstand der Kanzelberedtsamkeit machte; oft hatte der Prediger selbst noch nicht lange das Wirthshaus verlassen, wenn er die Kanzel betrat.

Taubmann eiferte in seiner witzigen Weise gegen das unabläßige Gesundheittrinken: „Dum alienae saluti bibimus, nostram laedimus", und wie Erasmus Schmid berichtet, erzählte er häufig folgende Fabel: „Beelzebub stellte kürzlich unter den bösen Geistern ein Verhör an, ob sie alle ihr Amt gut verrichteten. Nur der Sauteufel bestand das Verhör schlecht und ward wegen seiner Saumseligkeit ausgescholten. Er entschuldigte sich damit, die Prediger, Aerzte und Naturforscher arbeiteten ihm zu sehr zuwider, seine Nachläßigkeit sei nicht Schuld. Wohlan, erwiderte Beelzebub, dann sage: Trinken die Deutschen noch auf Gesundheit? — Ja, war die Antwort. — O, wenn dem so ist, dann laßt uns nicht verzweifeln." —

Wenn Ausländer die deutsche Untugend zum Gegenstand ihres Spotts machten, so ignorirte man sie oder gab ihnen ihren Spott derb heim. Ein gewisser Peter Boland hatte gesungen:

Germani cunctos possunt perferre labores;
o, utinam possent tam bene ferre sitim!

Auf diesen Witz antwortete man mit einem andern Distichon:

Ut nos dulce merum, sic vos Venus improba vexat,
lex posita est Veneri Julia, nulla mero.

Und in ähnlicher Weise rief man den Franzosen zu:

Bacchus Germanos vexat, sed femina Gallos.
Dic mihi, quid gravius ....

Scherzte die Nation doch selbst über ihre Untugend in dem eignen Sprichwort: „Der Durst ist der Deutschen Erbfeind."

Ebenso wenig, als Schriften und Reden, halfen gegen das viele Trinken die Gesetze und Reichsabschiede, die dagegen erlassen wurden. Endlos ist die Zahl der Gast- und Hochzeitsordnungen, welche Jahrhunderte hindurch in allen Gauen unsers Vaterlands fast ganz erfolglos ergingen. Schon die Kapitularien Karls des Großen werfen manches interessante Streiflicht auf die durstigen Sitten seiner Zeit. Unter Anderm heißt es darin: „Kein Priester noch Laie soll einen Bußthuenden zum Trinken einladen — Kein Trunkener soll vor Gericht klagen oder Zeugniß ablegen dürfen — Kein Graf soll zu Gericht sitzen, außer nüchtern — Wer im Heerlager trunken be-

Weins und Biers nicht kann gekühlet werden, und wird solcher, fürcht' ich, ewig Deutschlands Plage bleiben bis an den jüngsten Tag. Es haben gewehret Prediger mit Gottes Wort, Herrschaften mit Verbot, der Adel, etliche selbst unter einander mit Verpflichten; es haben gewähret und währen noch täglich große gräuliche Schaden, Schande, Mord und alles Unglück, so an Leib und Seele geschehn, für Augen, die uns billig sollten abschrecken; aber der Sauff bleibt ein allmächtiger Abgott bei uns Deutschen und thut wie das Meer und die Wassersucht. Das Meer wird nicht voll von so viel Wassern, die drein fließen, die Wassersucht wird vom Trinken durstiger und ärger." Doch es half auch nichts, daß man „das schädliche und schändliche Laster der Trunkenheit" zum Gegenstand der Kanzelberedtsamkeit machte; oft hatte der Prediger selbst noch nicht lange das Wirthshaus verlassen, wenn er die Kanzel betrat.

Taubmann eiferte in seiner witzigen Weise gegen das unabläßige Gesundheittrinken: „Dum alienae saluti bibimus, nostram laedimus", und wie Erasmus Schmid berichtet, erzählte er häufig folgende Fabel: „Beelzebub stellte kürzlich unter den bösen Geistern ein Verhör an, ob sie alle ihr Amt gut verrichteten. Nur der Saufteufel bestand das Verhör schlecht und ward wegen seiner Saumseligkeit ausgescholten. Er entschuldigte sich damit, die Prediger, Aerzte und Naturforscher arbeiteten ihm zu sehr zuwider, seine Nachläßigkeit sei nicht Schuld. Wohlan, erwiderte Beelzebub, dann sage: Trinken die Deutschen noch auf Gesundheit? — Ja, war die Antwort. — O, wenn dem so ist, dann laßt uns nicht verzweifeln." —

Wenn Ausländer die deutsche Untugend zum Gegenstand ihres Spotts machten, so ignorirte man sie oder gab ihnen ihren Spott derb heim. Ein gewisser Peter Boland hatte gesungen:

Germani cunctos possunt perferre labores;
o, utinam possent tam bene ferre sitim!

Auf diesen Witz antwortete man mit einem andern Distichon:

Ut nos dulce merum, sic vos Venus improba vexat,
lex posita est Veneri Julia, nulla mero.

Und in ähnlicher Weise rief man den Franzosen zu:

Bacchus Germanos vexat, sed femina Gallos.
Dic mihi, quid gravius ....

Scherzte die Nation doch selbst über ihre Untugend in dem eignen Sprichwort: „Der Durst ist der Deutschen Erbfeind."

Ebenso wenig, als Schriften und Reden, halfen gegen das viele Trinken die Gesetze und Reichsabschiede, die dagegen erlassen wurden. Endlos ist die Zahl der Gast- und Hochzeitsordnungen, welche Jahrhunderte hindurch in allen Gauen unsers Vaterlands fast ganz erfolglos ergingen. Schon die Kapitularien Karls des Großen werfen manches interessante Streiflicht auf die durstigen Sitten seiner Zeit. Unter Anderm heißt es darin: „Kein Priester noch Laie soll einen Bußthuenden zum Trinken einladen — Kein Trunkener soll vor Gericht klagen oder Zeugniß ablegen dürfen — Kein Graf soll zu Gericht sitzen, außer nüchtern — Wer im Heerlager trunken be-

funden wird, soll so lange bloß Wasser zum Trinken bekommen, bis er bekennt, er habe übel gethan — Die Dienstleute, die den Heerbann versäumen und zur angesagten Volksversammlung nicht erscheinen, sollen so viel Tage, als sie ausgeblieben, sich alles Fleisches und Weins enthalten." Karl verbot ferner jeden Zwang und jede Verführung zum Trunk, sowie alle Gesellschaften, die dem heiligen Stephan, dem Kaiser oder dem Prinzen zu Ehren tranken und zechten. Wenn der große Kaiser sich auch um die Veredlung der Weinkultur alle erdenkliche Mühe gab, so haßte er doch das viele Trinken und leuchtete selbst als ein Muster der Mäßigkeit seinen Unterthanen voran.

Unter den deutschen Kaisern zeichnen sich im Allgemeinen die Habsburger durch ihre Nüchternheit aus. Friedrich III. trank nur beim Abendessen Wein, und auch dann denselben mit Wasser vermischt. An seinem Hof trat dem Wunsche des Kaisers zufolge Aeneas Sylvius mündlich und schriftlich gegen die Völlerei auf. Friedrich III. war es auch, der zuerst einen Orden der Mäßigkeit gründete und bei feierlichen Gelegenheiten das Abzeichen desselben öffentlich trug. Dieses bestand in einem Kranz von zusammengefügten Kannen, in deren Mitte ein Marienbild hing; darunter befand sich ein Greif, der in seinen Klauen einen Zettel hielt, mit den Worten: Halt Maß. Noch enthaltsamer als Friedrich III. war dessen Sohn Maximilian I., der durch seine Reichsabschiede zu Worms 1495, zu Freiburg 1498, zu Augsburg 1500, zu Köln 1512 ꝛc. seinen Abscheu vor dem Trunk erklärte. Die Reichsabschiede fruchteten aber so wenig, daß die Edelleute damals sogar mit

den frechen Worten einander zutranken: „Ich trinke dir des Reiches Abschied wider das Zutrinken zu.“ Dagegen erließ Eberhart im Bart 1495 die strenge Verordnung, das Zutrinken solle ebenso wie die Gotteslästrung bestraft werden, weil diese aus jenem entspringe. Karl V. und Rudolf II. suchten in ihren Gesetzen das viele Zutrinken als schimpflich hinzustellen und so mehr die Scham als Gegenmittel in Anwendung zu ziehen; allein dem gegenüber war und blieb die eingewurzelte Idee, viel zu trinken und vertragen zu können sei eine Ehre, weit überwiegend.

Von der allgemeinen Regel des ritterlichen Durstes machte eigentümlicher Weise der Adel von Kärnthen und Steiermark eine Ausnahme, wo Sigismund von Dietrichstein zu Anfang des 16. Jahrhunderts einen Mäßigkeitsorden unter dem Namen St. Christophs Gesellschaft stiftete. Jeder Ordensbruder, welchen Titel oder Rang er haben mochte, mußte an Eides Statt geloben, 18 Punkte zu halten, die größtentheils gegen das Zutrinken und Schwören gerichtet waren. Anfänglich waren 78 Mitglieder zusammengetreten; auch dem weiblichen Geschlecht, welches ja recht gern nippte und dem Bacchus nicht gram war, ward der Eintritt gestattet. Allein von langem Bestand war die Gesellschaft nicht; die erste, edle Hitze und Begeistrung erkaltete bald, und später übertraten die Mitglieder selbst ihre Vorschriften. 1524 errichteten darauf Kurfürst Richard von Trier und Pfalzgraf Ludwig, die bei einem Gesellenschießen in Heidelberg zusammentrafen, eine Brüderschaft der Enthaltsamkeit, in die außer ihnen noch 15 Fürsten und

Bischöfe sammt einer großen Zahl von Edelleuten eintraten. Einige Jahre später bildete sich ein neuer Orden, deren Mitglieder als Wahrzeichen einen goldnen Ring trugen. Wer das Verbot des Zutrinkens nicht hielt, mußte einen Goldgulden an die Armen zahlen und seinen Ring an den Ordensherrn zurückliefern. Beide letztgenannten Orden gingen im Lauf der Zeit fruchtlos ein, und auch der hessische Mäßigkeitsorden, der bedeutendste von allen, welcher 1601 vom wackern Landgrafen Moritz von Hessen gegründet ward, theilte das Schicksal seiner Vorgänger. Hieran würde sich die Betrachtung der modernern Mäßigkeitsvereine reihen, die vorzugsweise gegen das Brantweintrinken der niedern Volksklassen gerichtet sind, wenn uns dieselbe nicht zu weit vom Thema abführte.

Daß Schriften, Moralpredigten, Gesetze, Mäßigkeitsorden und andre Mittel zur Unterdrückung der Nationalneigung wenig oder nichts fruchteten, kann keinen Verständigen befremden. Man erwäge zunächst, daß der Deutsche durch sein Klima und seine Lebensweise zum Genuß geistiger Getränke angetrieben wurde und daß er des vielen Trinkens gewohnt und physisch gewissermaßen unempfindlich dagegen geworden war. Durch Orden und Gesetze wird aber eine Nation in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise nicht geändert, und Reichsabschiede halten den Gang der Weltgeschichte nicht auf; nur ganze Jahrhunderte mit ihrer fortschreitenden Kultur, ihrer vernichtenden Kriegsfurie, ihren segensreichen Entdeckungen und Erfindungen vermögen die Sitten eines Volks umzugestalten. Der Deutsche vertauschte allmählich Schwert und Jagdspieß mit Buch und Feder, er fand neue geistige

Bestimmungen; Künste und Wissenschaften zogen ihn von rohen Saufgelagen zu edlern Genüssen ab; obrigkeitliche Geschäfte und gelehrte Aemter kamen auf, welche Nüchternheit verlangten. Durch den 30jährigen Krieg wurde ferner fremdes Wesen nach Deutschland verschleppt; aus Frankreich und Italien drangen im 17. Jahrhundert bei uns neue Sitten und bis dahin unbekannte Belustigungen, als Komödien und Opern, ein. An den Höfen griff steifes Ceremoniell oder galante Sittenlosigkeit Platz, und an die Stelle altgermanischer Trunksucht trat romanische Unkeuschheit; die alte Wahrheitsliebe, deutsche Redlichkeit und Treue wurden durch Intriguen und Ränke verdrängt, die man wohl wälsche Praktiken zu nennen pflegte; so daß ein gewisser Dichter, Salomon von Golau, im 17. Jahrhundert vielleicht nicht Unrecht hatte, wenn er sang:

Umb Deutschland stund es noch so wohl,
Da Deutschland nur war gerne voll,
Als da es triegen, buhlen, beuten
Gelernet hat von fremden Leuten.

Es wurden aber nicht nur neue Sünden importirt, welche die Trunksucht verdrängten, sondern auch neue Getränke, welche den Weingenuß beschränkten. Die Spanier brachten die Chokolade nach Europa, die Jesuiten kamen mit dem Thee aus China und Japan zurück, und türkische Kaufleute führten um 1650 den Kaffe in Marseille ein. In Deutschland scheinen jedoch vor 1680 diese neuen warmen Getränke unbekannt gewesen zu sein; in Wien wurde das erste Kaffehaus 1683, in Regensburg und Nürnberg 1686, in Hamburg 1687 eröffnet. Ein

übermäßiger Verehrer von Kaffe und Thee war der niederländische Arzt Bontekoe, welcher um jene Zeit in Hamburg und später in Berlin, wo er Leibarzt des Kurfürsten ward, für die Verbreitung der neuen Getränke predigte. Er hatte schon 1667 in einer Theetendenzschrift behauptet, um recht gesund zu sein, müsse man täglich 100 bis 200 Tassen Thee trinken. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts empfahlen die Diätetiker Joh. Samuel Karl und Friedrich Hoffmann die neuen Getränke als Arzneien. Bald aber nisteten sich dieselben von selbst als Nahrungsmittel ein und traten als Morgen-, Nach- und Untertrunk in die Stelle des Biers und Weins; namentlich fanden sie in den Bierländern eine schnelle Verbreitung, während sie in den Weinländern einen längern Kampf durchzumachen hatten. Als aber in diese um die Mitte des vorigen Jahrhunderts französische Heere, Komödianten und Maitressen eindrangen und Verweichlichung und weibische Empfindsamkeit zunahmen, begannen auch in Oberdeutschland Thee und Kaffe ihre Herrschaft. Wie ehemals der Hirnschädel hieß, aus dem ein langobardisches Heldenweib ihr Bier trank, so heißt jetzt das irdne Gefäß, aus dem das zimperliche Mädchen ihren Kaffe schlürft, „Schale". Der große Friedrich ward noch mit Biersuppe erzogen, aber die Kinder seiner Unterthanen schon mit Kaffe.

Seit der Einführung der neuen Getränke hat der Wein manchen seiner unmäßigen Verehrer verloren und wird heutzutage im Allgemeinen weit mäßiger getrunken, als früher. Kann auch die urgermanische Untugend kei-

neswegs für gänzlich überwunden gelten, so haben sich doch Trunkenheit und Völlerei aus den gebildeten Ständen zurückgezogen, und Beispiele von Saufbolden oder vollen Bölzen, wie es in einer alten Chronik heißt, die man im 17. Jahrhundert noch zu Hunderten in einer Stadt zählte, werden glücklicher Weise immer seltner. Allein der mäßige Genuß des Weins wird und soll dem deutschen Mann immerdar werth bleiben. Wein, Weib, Gesang sind die drei heiligen Güter, welche er von Jugend auf bis ins höchste Alter mit Liebe und sittlichem Ernst pflegt; der edle Rebensaft ist es, den er bei traulicher Rede, im behaglichen Kreis der Freunde, mit warmer, froher Begeistrung, zur Besieglung eines treuen Bruderbunds und zum tausendfachen Lebehoch auf das Vaterland und die Freiheit trinkt. Und mit dem Heldensänger ruft er aus:

Freiheit, Kraft und Männerstolz,
Männerlust und Wonne
Reift am deutschen Rebenholz,
Reift in deutscher Sonne.
Am Rhein, am Rhein
Reift deutscher Wein,
Und deutsche Kraft
Im Rebensaft.
Dem Vaterland mit voller Macht
Ein dreifach donnernd Hoch gebracht!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

FOURTEEN DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

ICLF (N)

This book is ~~due on the last date stamped~~ below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE

MAR 7 1956

INTER-LIBRARY LOAN

MAR 9 1966

LD 21-100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

YB 21991

9938 GT2880 .S4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY